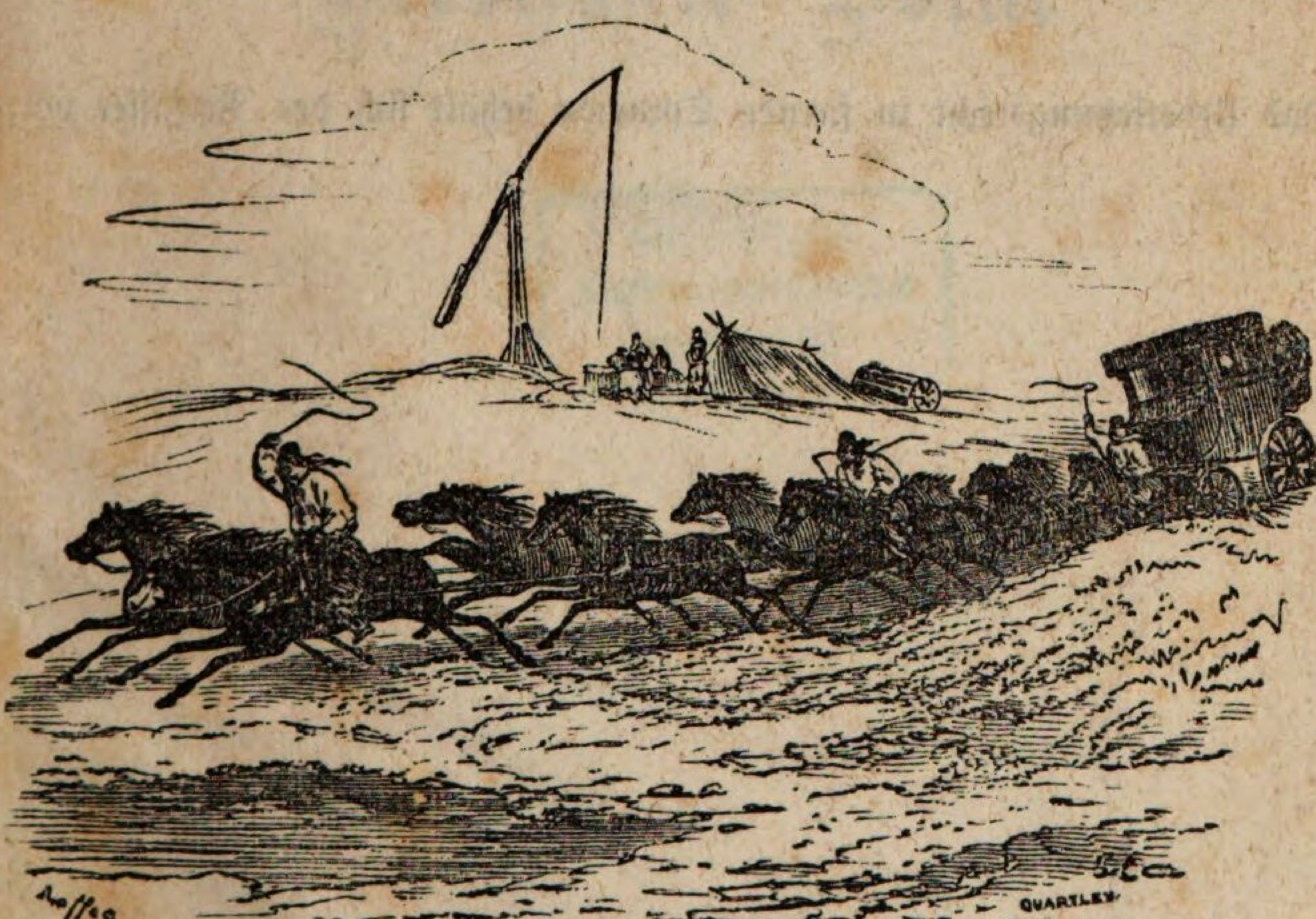
Die Völker der unteren Donau
und die orientalische Frage.

Von

Gustav Rasch.



Breslau.
Verlag von Joh. Urban Kern.
1867.

Das Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen behält sich der Verfasser vor.

Gedruckt bei Friedrich A. Kosmäl in Ostrowo.

Dem tapfern

Serbischen Volke

gewidmet.

Die Serben waren die ersten von den durch die Türken unterjochten südslavischen Stämmen, welche nach einer dreihundertjährigen grausamen Despotie, allein gestützt auf ihre eigene Kraft, ihre Unabhängigkeit zurückeroberten, während die Fürsten Europa's schweigend ihrem heroischen Kampfe zuschauten. Mit dem Jahre 1804 beginnen die glänzenden Aufstände, in denen Czerny Georg mit nur 10,000 Serbischen Bauern zwei türkische Armeen schlug und nach achtjährigem Kampfe sein Vaterland befreite. Zehn Jahre später erhob sich das ganze Serbische Volk unter Führung des Fürsten Milosch, des Vaters des heutigen Fürsten von Serbien, zum zweiten Male zu einem tumultuarischen Aufstande gegen die Türken, welche Dank der Hülfe, die der Kaiser Napoleon ihnen in seinem Feldzuge gegen Rußland angedeihen ließ, das Land von Neuem erobert hatten, und errangen nach eilfjährigen Anstrengungen endlich die Freiheit ihres Vaterlandes. Noch heute lastet das türkische Joch auf den die Balkanhalbinsel bewohnenden Slaven und Griechen mit uner-

hörtem Drucke. Die Serben kennen diesen Druck aus ihrer eigenen harten Vergangenheit. Wer in Belgrad erinnert sich nicht der zehn Jahre teuflischer, türkischer Rache, welche dem Aufstande Czerny Georg's folgten? Der Platz, der das christliche Belgrad von der türkischen Festung trennt, war mit den Leichen Serbischer Patrioten bedeckt, welche gepfählt wurden und erst nach tagelangem Todeskampfe am Hungertode starben. Neue Arten der Tortur und unerhörte Marterwerkzeuge wurden erfunden. Ein gesetzliches Privilegium unterwarf jedes Serbische Mädchen und jede Serbische Frau dem Willen jedes türkischen Soldaten. Wer erinnert sich nicht in Belgrad der Schrecken des letzten nächtlichen Bombardements, seit dem kaum fünf Jahre verflossen sind. Und ist etwa die Lage der Bulgaren, Bosnier und der Mazedonien bewohnenden süslavischen Stämme gegenwärtig eine bessere? Ich behaupte sie ist ganz dieselbe. Nie war die Lage der Christen in der Türkei eine so verzweifelte, wie heute. Die Pascha's, die Kadi's, die türkischen Dorfbeamten sind die unumschränkten Herren der christlichen Bevölkerung. In Serbien weiß man ebenso wohl wie in Bulgarien und auf Creta, was die Versprechungen der Central-Regierung in Constantinopel in Betreff der Verwaltungsreform zu bedeuten haben. Und, wenn sie den Willen hätte, sie würde der Paschawirthschaft gegenüber vollkommen ohnmächtig sein. Die türkische Herrschaft über die Christen auf der Balkanhalbinsel ist eine Schande für alle civilisirten Völker Europa's.

In der Hand des Serbischen Volks liegt es, die Herrschaft der Türkei auf der Balkanhalbinsel zu stürzen. Die Serben sind die tapfersten, energischsten, freiheitlichstdenkendsten, gebildetsten unter allen südslavischen Stämmen. Religiöser Glaube und Abstammung verbinden sie mit den Völkern in Bulgarien, Mazedonien und Epirus; religiöser Glaube mit den Griechen. Das Serbische Volk hat die Macht und die Kraft, allen von den Türken noch unterdrückten christlichen Stämmen die Befreiung zu bringen und ihnen zur Erringung einer freiheitlichen Selbstständigkeit zu verhelfen. Serbien kann eine wohlorganisirte Armee von 150,000 Streitern auf den Kampfplatz führen. Die Bulgaren, die Bosnier, die Bewohner der südlichen Abhänge des Balkan sind sämmtlich zum Aufstande bereit. Ein Stoß Serbiens auf das Herz der Türkei, und alle noch heute von der Türkei zur Schande Europa's unterworfenen südslavischen und griechischen Stämme sind frei. Dieser Stoß Serbiens auf das Herz der Türkei ist die sogenannte Lösung der orientalischen Frage. Es ist jetzt an der Zeit. In diesem Sinne widme ich dieses Buch dem **tapferen und demokratischen Serbischen Volke.**

Gustav Rasch.

Vorwort.

Die Aufgabe, welche ich mir für dies Buch gestellt habe, besteht darin, in einer Reihe zusammenhängender Reiseskizzen eine Schilderung des gegenwärtigen cultur-historischen Lebens und der gegenwärtigen politischen Entwickelung der Völker der unteren Donau zu geben. Die Völker, deren Zustände ich im verflossenen Jahre zu diesem Zwecke untersucht habe, sind die Ungarn, die Serben, die Rumänen, die türkischen Südslaven, die Siebenbürgischen Sachsen und die das Banat bewohnenden Stämme. Sämmtliche Schilderungen beruhen auf eigener Anschauung und auf Studium der neuesten und besten dahin einschlagenden, historischen Quellen.

Ein großer Zug geht seit mehr als vierzig Jahren durch das Leben aller europäischen Völker. Er besteht in ihrem Streben nach nationaler Einheit und nach

politischer und bürgerlicher Freiheit. Die Feinde, mit denen die Völker Europa's zu kämpfen haben, sind der Absolutismus und die dynastischen Interessen ihrer eigenen Regierungen. Der Weg, auf dem die Völker unaufhaltsam ihrem endlichen Ziele entgegenschreiten, ist die Entwickelung ihres constitutionellen Staatslebens, ihr Streben nach nationaler Einheit und politischer Freiheit. Wenn wir zurückblicken auf den Kampf der letzten vierzig Jahre, wenn wir die Siege betrachten, welche beide Ideen bis jetzt erfochen haben, so können wir mit heiterm Blicke in die Zukunft schauen und uns sagen: Der endliche Sieg der Völker ist unzweifelhaft. Der Cäsarismus und die Großmachtsseuche sind vorübergehende Momente, die letzten Mittel, welche die europäischen Dynastien für die Erhaltung ihrer egoistischen Zwecke in den Kampf führten.

Die Völker wollen keine Kriege; sie verlangen ihre nationale Entwickelung, ihre politische Freiheit, die Beförderung ihrer bürgerlichen und volkswirthschaftlichen Wohlfahrt. Die Theorie des ewigen Friedens ist das letzte Resultat der Siege der Ideen, welche das jetzige Europa bewegen.

Auch die Völker der unteren Donau sind seit den letzten vierzig Jahren in den Kampf für diese großen Ideen eingetreten. Die Serben haben, gestützt auf ihre alleinige Kraft, nach zehnjährigen, glänzenden Aufständen, das auf ihnen lastende türkische Joch abgeschüttelt, und sich freiheitlich und national zu einem unabhängigen Staate

constituirt. Von den letzten Resten türkischer Souzeränität, welche sie nur der eifersüchtigen Einmischung der Großmächte zu verdanken hatten, lastet auf ihnen heute nur noch ein jährlich an die Pforte zu zahlender Tribut; das Besatzungsrecht von sieben Festungen, welche die Türken noch in Serbien inne hatten, haben sie der Pforte seit Kurzem abgerungen. Die Moldauer und die Wallachen haben sich mit Russischer Hülfe ebenfalls zu einem selbstständigen Staate mit demokratischer Verfassung constituirt. Der einzige Rest türkischer Souzeränität, der auf Rumänien noch lastet, besteht ebenfalls nur in Zahlung eines jährlichen Tributs. Die Ungarn, die siebenbürgischen Sachsen, die Bevölkerungen jenseits der Leitha gehen durch die Initiative, welche die österreichische Regierung seit dem letzten preußisch-österreichischen Kriege, gedrängt durch die Umstände sich gezwungen gesehen hat zu ergreifen, nun auch ihrer freiheitlichen und nationalen Gestaltung entgegen. Der Sieg der großen Ideen, welche das neunzehnte Jahrhundert erfüllen, hat sich noch nie glänzender gezeigt, als darin, daß in Oesterreich ein Mann der Träger dieser Ideen werden muß, der in Deutschland so lange er sächsischer Minister war sich immer als Feind der politischen Freiheit und der constitutionellen Entwickelung gezeigt hat. Die politische Nothwendigkeit hat ihn gezwungen, nun selbst der Träger der Ideen zu werden, deren Kämpfer er in Sachsen in das Zuchthaus zu W a l d h e i m schickte.

Unter türkischer Herrschaft leben von den Völkern

der untern Donau heute noch die Bulgaren, die Bosnier, die Herzegowiner und die südslavischen Stämme, welche Thracien, Macedonien und Epirus bewohnen, unter hartem, politischen, bürgerlichen und kirchlichem Drucke. Sie sind sämmtlich slavischer Abstammung und gehören, wie die Serben und Rumänen, der orthodoxen griechischen Kirche an. Ich habe sie im dritten Kapitel meines Buches geschildert. Sie sind, wie die Serben, welche ich im vierten und fünften Kapitel behandelt habe, während der ganzen Dauer der türkischen Herrschaft, ihrer Nationalität treu geblieben und haben sich niemals mit den Türken vermischt. Sie sind arbeitsam und zähe, ernst und ausdauernd; die Fehler und Laster der Griechen und Wallachen sind ihnen fremd. Sie haben immer in einer freien Gemeindeverfassung gelebt; das demokratische Element hat immer unter ihnen vorgeherrscht. Sie sind sämmtlich zum Aufstande gegen ihre Unterdrücker bereit, um so mehr, da der Druck, unter dem sie seufzen, niemals so hart war, wie heute, wo die Integrität der Türkei nur noch durch das gegenseitige Mißtrauen der Großmächte aufrecht erhalten wird. Von Reformen und Freiheiten, welche die Pforte neuerdings wieder den europäischen Großmächten verheißt, haben sie, wie Jeder mir zugeben muß, der die türkischen Verhältnisse und Zustände kennt, nichts zu hoffen, ebenso wenig, wie die Cretenser und die übrigen der türkischen Herrschaft unterworfenen Griechen.

Mag die Centralregierung in Konstantinopel wirklich diese Reformen anstreben wollen; sie zu verwirklichen ist

sie außer Stande, weil sie in den Provinzen ohne alle Autorität ist. Der Sultan übt eine wirkliche Autorität nur über die großen Staatsbeamten und über die großen Generalpächter der Steuern aus. In den Provinzen regieren die Pascha's und die Kadi's ganz unabhängig von der Centralregierung in Konstantinopel. Wie groß die Summen des Raubes sind, welche Pascha's und Kadi's von den ihrer Autorität untergebenen Rajah's erpressen, darum kümmern sich die großen Staatsbeamten in Konstantinopel gar nicht. Nicht die Strenge der Centralregierung in Konstantinopel, sondern die grausame Tyrannei der Pascha's in Belgrad und Widdin trieben das serbische Volk zum Aufstande gegen die Pforte. Es ist und bleibt eine Schande für die Großmächte und für das ganze civilisirte Europa, daß eine Million Türken noch heute sieben Millionen Südslaven und eine Million Griechen auf der Balkanhalbinsel in grausamer Weise knechten darf. Die Lösung der orientalischen Frage besteht nicht darin, wer von den Großmächten in Konstantinopel und am Bosporus sich festsetzen soll, sondern in der Befreiung der der Pforte unterworfenen Südslaven und Griechen. Die eigentlichen Osmanen machen nur ein Minimum der Balkanhalbinsel aus; weitaus das größte Gebiet wird von Slaven und Griechen bewohnt. Das größte Terrain bewohnen die Bulgaren — in Bulgarien, in Nordrumänien und in Mazedonien —; zunächst kommen die Skipedaren — in Albanien und Türkisch-Serbien —; dann die Griechen —

im südlichen Rumänien, in Tessalien und auf der macedonischen Halbinsel —; endlich die Serben und Bosnier. Auf der Balkanhalbinsel besteht der Sieg der beiden großen Ideen unseres Jahrhunderts, die Idee der nationalen Einheit, und der politischen Freiheit darin, daß die beiden Bevölkerungen der Balkanhalbinsel, die Griechen und die Südslaven sich selbst zu zwei großen auf demokratischer Basis ruhenden stattlichen Organismen constituiren, während die europäische Türkei höchstens auf Rumänien und Albanien zu beschränken sein würde. Jedenfalls sind die Südslaven zur Bildung eines solchen staatlichen Organismus vollkommen im Stande. In Bosnien, in Serbien, in Bulgarien ist das demokratische Bewußtsein der allgemeinen Gleichheit zur anderen Natur geworden. Während der höhere Unterricht dort vernachlässigt wird — um desto mehr nützliche Kenntnisse unter dem Volke zu verbreiten, ist bei den türkischen Südslaven eine Durchbildung bis in die untersten Schichten des Volkes herab nicht allein möglich, sondern, sie wird vom Volke selbst angestrebt. Serbien ist eins der bestregiertesten und freiheitlichsten Länder Europa's, wo die Selbstverwaltung der Gemeinden im ausgedehntesten Maße stattfindet. In Serbien, wie in Bosnien und Bulgarien existirt kein Adel. Jeder Bauer hält sich für berechtigt, gleichen Antheil an der Verwaltung seiner Gemeinde zu nehmen. Fürst Milosch war nichts als ein Bauer. Weshalb sollen diese südslavischen Stämme nicht dasselbe Recht beanspruchen, was wir

selbst beanspruchen, die Deutschen, die Italiener, die Franzosen, die Polen, das Recht auf einheitliche und freiheitliche Gestaltung eines staatlichen Organismus? Die Fähigkeit dazu kann ihnen Niemand absprechen, der sie kennen gelernt hat. Wenn die deutsche Literatur und die deutsche Presse bei Behandlung dieser Frage anderer Ansicht sind, so beruht diese entgegengesetzte Ansicht einzig und allein auf Unkenntniß der dabei in Betracht kommenden, die Balkanhalbinsel bewohnenden Volksstämme.

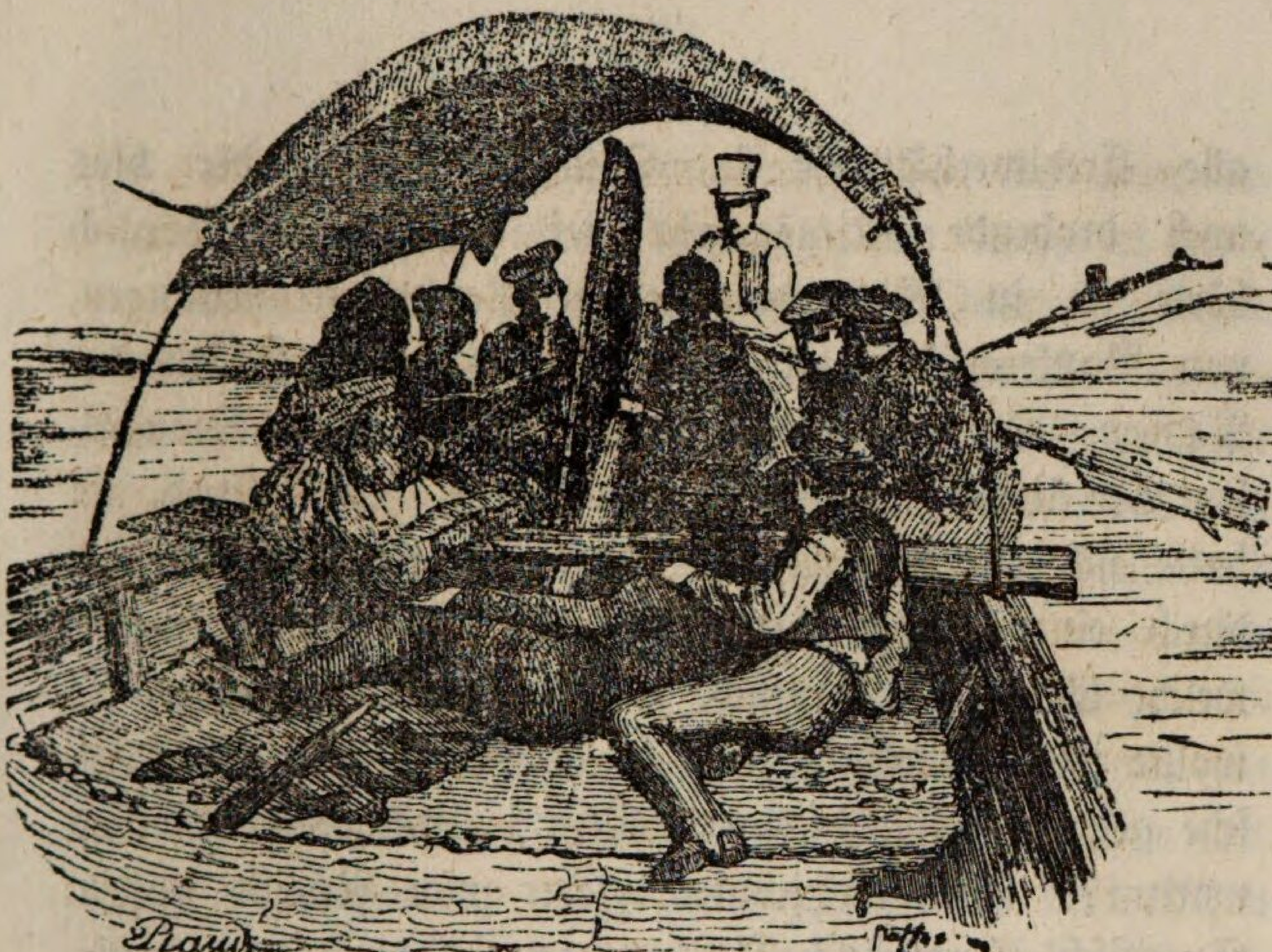
Berlin den 1. August 1867.

Gustav Rasch.

recht beanspruchen, die Deutschen, die Italiener, die Franzosen, die Polen, das Recht auf nationale und selbstständige Gestaltung eines staatlichen Organismus? Die Fähigkeit dazu kann ihnen Niemand absprechen, der sie kennen gelernt hat. Wenn die deutsche Literatur und die deutsche Presse bei Behandlung dieser Frage anderer Ansicht sind, so beruht diese entgegengesetzte Ansicht einzig und allein auf Unkenntniß der hier in Betracht kommenden, die Nationalitäten bestimmenden Volksstämme.

Berlin den 1. August 1867.

Gustav Rasch.



Erstes Kapitel.

Donaufahrt.

Abfahrt von Wien. Die Donau als Hauptwasserstraße Europas. Donauschifffahrt. Die Dampfer der k. k. österreichischen Dampfschifffahrtsgesellschaft. Landschaftlicher Charakter der Donau. Schloß Petronell. Römertrümmer. Hainburg. „Attilas Reste.“ Deven. Preßburg. Komorn. Gran. Der Wissegrad. König Matthias Corvinus und das Bleichermädchen. Waitzen. Pesth und Ofen.

Es war Anfang Mai des verflossenen Jahres. Die Frage, ob Krieg oder Congreß? war am politischen Horizonte noch immer in der Schwebe und wurde in Wien in allen Kaffeehäusern auf's Eifrigste debattirt. Niemand wollte den Krieg. Schon damals waren

alle Creditverhältnisse in Oesterreich durch die blos noch drohende Kriegsgefahr tief erschüttert. Täglich hörte ich in Wien von neuen Zahlungseinstellungen, von Bankerotten, von Verlusten durch das Fallen der Papiere. Da war Einer davon gelaufen, seine finanziellen Verhältnisse in größter Unordnung zurücklassend, da hatte sich ein Anderer den Hals abgeschnitten oder sich durch einen Pistolenschuß getödtet! Auch die Offiziere, welche ich in Wien sprach, wollten den Krieg nicht. Es wollte ihnen durchaus nicht in den Sinn, daß sich Deutsche gegen Deutsche schlagen sollten. „Und weshalb? Und warum?“ hörte ich immer wieder von Neuem fragen. Specifisch österreichische Aeußerungen habe ich damals nirgends von Offizieren in Wien gehört; aber ich habe viele wirklich deutsche Aeußerungen vernommen. Wenn ich österreichische Offiziere sehe, muß ich immer wieder von Neuem an den Druck denken, der seit mehr als einem halben Jahrhundert auf dem unglücklichen Italien gelastet hat und der in Wien seinen Schwerpunkt hatte. Radetzki und Haynau treten mir immer wieder vor Augen und unwillkürlich denke ich an Maria Borgia, an Maria Conti und an die Märtyrer von Brescia. Aber die wirklich deutschen und freiheitlichen Aeußerungen, welche ich während des schleswig-holsteinischen Krieges und neuerdings wieder in Wien von österreichischen Offizieren hörte, haben mich vielfach mit den traurigen Ereignissen, welche sich für mich an den weißen Waffenrock knüpfen, versöhnt. Und aus dem Munde der Bürger hörte ich wieder die Aeußerun-

gen, welche man in Wien im Jahre 1859 vor dem italienischen Feldzuge hören konnte: „Und wenn es denn zum Kriege kommen soll, mögen wir doch dann geschlagen werden! Nur in diesem Fall ist für die Entwickelung unserer politischen Freiheit etwas zu hoffen.“ Wenn diese Wünsche auch nicht laut ausgesprochen werden konnten, leise habe ich sie genug aussprechen hören. Haß und Erbitterung gegen das preußische Volk sind mir aber während meines damaligen Aufenthaltes in Wien nirgends entgegen getreten; alle nach dieser Richtung hin fallende Aeußerungen richteten sich höchstens gegen die preußische Regierung. Ich bin wegen meiner italienischen Agitation niemals eine persona grata in Oesterreich gewesen; aber selbst kurz vor dem letzten Kriege, wo ich ganz Oesterreich bereist habe, hat man mich das nirgends in Oesterreich empfinden lassen.

Aber auch abgesehen von der politischen Stimmung war der Aufenthalt in Wien nicht angenehm. Es war heiß und windig. Die schwüle Luftathmosphäre schien mit der gedrückten politischen Athmosphäre eine Allianz geschlossen zu haben. Die Praterfahrt war höchst langweilig. Die fröhliche Stimmung, welche früher dies Fest in Wien kennzeichnete, war diesmal ganz verschwunden. Ich sehnte mich fort aus der sonst so heiteren und lebenslustigen Stadt, und war recht froh, als mir eines Nachmittags bei einer Spazierfahrt nach Schönbrunn ein Freund sagte: „Morgen um 8 Uhr fährt der Dampfer Donau abwärts. Wenn Sie wollen, können Sie morgen Abend

in Pesth sein. Um ja nicht die Zeit zu versäumen, befand ich mich um halb acht am Abfahrtsplatz des kleinen Dampfers, der die Reisenden nach Ungarn in einer halben Stunde auf den Donaukanal in den Hauptstrom der Donau führt, wo sie von einem „Schnellschiffe" der österreichischen Dampfschifffahrtsgesellschaft aufgenommen werden, und hatte meine heitere Stimmung erst wiedergewonnen, als der kleine Dampfer mit dem großen Schnellschiffe, welches uns bereits an dem waldbedeckten Gestade der Insel Lobau erwartete, Bord an Bord lag. Vergebens schaute ich mich nach den Dörfern Aspern und Wagram um, welche landeinwärts nicht weit von der Insel Lobau liegen; aber das mit Baumschlag und Gebüsch bedeckte Ufer hinderte die Aussicht; ich konnte keines von den in der österreichischen Kriegsgeschichte berühmten Dörfern erblicken. Das Abfahrtssignal ertönte, der Dampfer setzte sich in Bewegung

Die Donau ist die Hauptwasserstraße Europa's. Bei einem Laufe von 332 Meilen hat sie ein Flußgebiet von nicht weniger als 14,432 Quadratmeilen. Nur sieben Flüsse übertreffen an Größe die Donau, zunächst die zum Theil Asien angehörende Wolga, dann der Laplatastrom Südamerikas und der Nil. Der Amazonenstrom ist aber um das Doppelte größer als die Donau. Die Donau nimmt nicht weniger als 20 schiffbare Flüsse auf, und die Wassermasse, welche die Donau von den Alpen, den herzynisch-karpathischen und den slavisch-hellenischen Gebirgen aus ihren fünf Mündungen in das

schwarze Meer trägt, ist so groß, daß man im schwarzen Meere zehn Meilen von der Mündung des Stromes noch das Wasser der Donau unterscheiden kann. Bei Orsova verläßt der mächtige Strom Ungarn und bildet von hier an die Grenze zwischen Wallachei und Türkei, bis sie, nachdem sie den Sereth aufgenommen hat, die Grenze der Moldau bezeichnet. Aber trotz ihres großen Flußgebietes und trotz ihres langen Laufes, in dem sie die Hauptwasserstraße so vieler Länder bildet, wird die Donau bei weitem weniger benutzt als der Rhein. Von Wien abwärts ist ihr Lauf noch nirgends regulirt; die unter ihrem Wasserspiegel in der „Clissura“ und am „eisernen Thore“ befindlichen Riffe und Felsen machen die Fahrt an dieser Stelle sogar gefährlich, und die Mündungen, in denen der größte unter den Flüssen, welche in ihrer Totalität Europa angehören, in das schwarze Meer strömt, die sogenannten „Sulinamündungen“, sind höchst gefahrvoll für die Schifffahrt. Bei Stürmen, welche bekanntlich auf dem schwarzen Meere nicht zu den Seltenheiten gehören, schwebt jedes Schiff, welches in die Donau einlaufen will, in Gefahr, unterzugehen, weil es den Schiffern an jedem erhabenen Punkte fehlt, nach welchem sie die Richtung bestimmen können. Die einzigen, etwas erhabenen Punkte sind die etwa vor Anker liegenden Schiffe, oder die wenigen niedrigen Häuser der kleinen Stadt Sulina. Zwei Tonnen zeigen das Fahrwasser an, welche in der Mitte des Dezembers weggenommen und nach beendetem Eisgang der Donau wieder hergestellt werden. Sobald

ein Schiff an der Mündung der vor dem Ausflusse befindlichen Sandbank sich zeigt, sendet der russische Hafenkapitain dem Schiff ein Boot entgegen, welches mittelst einer rothen Flagge das Fahrwasser anzeigt. Da sich das Fahrwasser aber häufig ändert, so müssen die zu tief gehenden Schiffe oft Tage lang harren, ehe sie in Lichterschiffe umladen können; wenn dies aber das Wetter nicht gestattet, müssen sie wieder die hohe See suchen. In so traurigem Zustande wälzt der größte Fluß Europas, auf den Deutschlands Hochgebirge mit Stolz herabblicken, wenn sie ihm ihre Gewässer zusenden, seine Fluthen ins Meer, lediglich, weil für die Regulirung desselben und besonders für die Räumung der Sulinamündungen weder von der österreichischen, noch von der russischen, weder von der türkischen noch von der rumänischen Regierung das Geringste geschieht. Alle Versuche, durch Privatunternehmungen das Nöthige zu veranlassen, sind bis jetzt nicht zu Stande gekommen. Wie schlecht die Schifffahrt auf dem untersten Theile des Stromes beschaffen ist, kann man daraus ersehen, daß die Reisenden, welche nach Konstantinopel zu gehen beabsichtigen, sich veranlaßt sehen, mit dem Dampfschiffe zu Czernywoda bei Rassowa zu landen und auf dem Czernywoda mit Kustendje verbindenden Eisenbahnstrange letztere Station zu erreichen, wo sie ein Dampfboot nach Konstantinopel finden. Aber die Dampfer der K. K. österreichischen Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft, welche von Wien ab die Verbindung auf der Donau bis nach Czernywoda vermitteln, verdienen in ihrer Ein-

richtung und in Betreff der Schnelligkeit und Sicherheit des Fahrens alles Lob. Auf keinem europäischen Strome, in keinem europäischen Meere habe ich so vortreffliche Dampfschiffe gefunden, wie hier, nicht auf dem Rhein, nicht in der Adria, nicht im Mittelmeer und nicht in der Nordsee. Selbst die Dampfer der französischen „Messageries impériales", welche dem maritimen Verkehr zwischen den afrikanischen, asiatischen und europäischen Küsten von Marseille aus vermitteln, stehen in Pracht und Komfort ihrer Einrichtung hinter den Donaudampfern zurück, und die Fahr- und Verpflegungspreise sind wenigstens bis Orsova von sehr mäßiger Höhe. Von Orsova nehmen sie freilich, weil auf der unteren Donau jede andere Concurrenz fehlt, einen höheren Aufschwung und müssen überdies in Silber und Gold entrichtet werden, statt daß man sich von Wien bis Orsova mit Papiergeld begnügt. Die Verpflegung ist indeß auf der ganzen Linie vortrefflich. Ich bin immer in der ersten Kajüte gereist, und erhielt außer dem Kaffee Morgens und dem Thee Abends, um 11 Uhr ein warmes Dejeuner und um 4 Uhr ein Diner, von denen das Erstere aus drei oder vier, das letztere aus sieben bis acht Gängen bestand, deren Schüsseln ohne Ausnahme vortrefflich zubereitet waren. Rother und weißer Tischwein wurden nach Belieben gegeben in ihrer Quantität ganz unbeschränkt. Außerdem erhielt jeder Passagier Madeira und einige Gläser Champagner.

Der Dampfer, der uns bei der Insel Lobau aufnahm, war sehr groß und geräumig. Das ganze Hinterdeck

wurde von den Räumen der Kajüte erster Klasse eingenommen, welche mit großem Comfort eingerichtet waren und sich in einen großen Speisesalon, in ein Damenkabinet nebst Rauchkabinet theilten. Außerdem gab es mehrere Privatkajüten für eine oder zwei Personen. Sogar für Badezimmer war gesorgt. Alle diese Räume befanden sich über Deck und waren hell und luftig. Zu den Schlafräumen, welche ebenfalls besonders hell und luftig waren, stieg man auf breiter Mahagonitreppe hinab. Jede Lagerstätte war von der anderen durch grüne Vorhänge getrennt. Der ganze Raum der Kajüte erster Klasse bildete ein Belvédéré, welches also fast die halbe Länge und die ganze Breite des Schiffes einnahm und sich zur Umschau und zu Promenaden vortrefflich eignete. Der Komfort und die Räumlichkeit der Kajüte zweiter Klasse kamen natürlich denen der Kajüte erster Klasse nicht gleich; die Verpflegung war aber auch dort ganz preiswürdig.

Die Ufer der Donau stehen den Ufern des Rheins in pittoresker Beziehung weit nach. Ein Rheinpanorama existirt nur einmal in Europa. Die einzigen Strecken, auf denen sich die Donauufer zu großartigen Landschaftsbildern erheben, sind sehr kurz und belaufen sich nur auf zwei, auf die sogenannte „Clissura“ zwischen Basiasch und Orsova und auf das „Eiserne Thor“. Aber auch hier fehlt die lebendige Staffage, der reiche Kranz von Häusergruppen, Dörfern, gothischen Thürmen, von Trümmern der Vergangenheit und von modernen Landhäusern, welche den Ufern

des Rheins einen so großen Reiz verleihen. Den Donauufern fehlt das Leben. Und was ist selbst das schönste und großartigste Landschaftsbild der Welt ohne lebendige Staffage! Ich habe die großartigsten Thäler und Felsenthore des Atlas gesehen, in deren Tiefen die Chiffa zum Meer strömt, aber sie haben mich trotz ihrer pittoresken Schönheit gleichgiltig gelassen, da ihnen jede lebendige Staffage fehlte.*) Unterhalb Wien war die Donau von fast seeartiger Breite, und bildete ein weites Becken, in dessen Wasser grüne Inseln mit niedrigen Ufern schwammen. So weit das Auge reichte, nichts als Wasser, grünes Buschwerk, grüne Flächen, welche nur ausnahmsweis Spuren von einigem Anbau zeigten. Der Blick über die weiten Flächen, von den weißen Wellen der Stromschnellen unterbrochen, war großartig, aber eintönig, nur hie und da erblickte man auf den Inseln und am Ufer das Dach einer menschlichen Wohnung. Der Regen hatte aufgehört, die Sonne blickte wieder mit ihrem goldenen Antlitz aus den das Firmament verhüllenden Regenwolken und streute farbige und blitzende Reflexe in die grünen Wellen und in die weißen Schaumwogen, welche die Räder des Dampfers hinter sich aufwirbelten. Neben mir saß auf einem Feldstuhl ein Ungar in seiner Nationaltracht, im Schnurrock, in eng anliegenden, mit Schnüren besetzten Bein-

*) Nach den Oasen von Siban in der großen Wüste Sahara. Von Gustav Rasch. Berlin 1866.

kleidern, und Halbstiefeln. Mit der dem Ungarn eigenen Zuvorkommenheit und Freundlichkeit machte er mich auf die vielen Untiefen und Wirbel aufmerksam, welche der Dampfer zu passiren hatte. „Es ist hier ein schwieriges Fahrwasser", sagte er, „Die Dampfer fahren auch nie bei Nacht. Schon seit Jahren wollte eine englische Gesellschaft die Regulirung der Donau zwischen Wien und Pesth übernehmen; aber die Regierung konnte sich mit ihr nicht einigen, und so ist Alles beim Alten geblieben."

Der Charakter des weiten, seeartigen Beckens blieb immer noch derselbe. Grüne Inseln mit Gebüsch und Baumgruppen bedeckt tauchten aus dem Wasser auf, und nach allen Richtungen hin dehnten sich die Stromarme zwischen den grünen Gestaden aus, um sich hinter ihnen von Neuem zu vereinigen. Wo ich die Inseln überblicken konnte, nur Weideland, Wiesen, nur Gebüsch, sehr selten eine Häusergruppe. Endlich am Ufer zwischen den Bäumen und Buschwerk zwei Dörfer, weiße, kleine Häuser mit Schindeldächern. „Fischament," sagte der Ungar, mit der Hand auf eins der Dörfer deutend, eigentlich „Fisch-am-End", weil die Fischa dort in die Donau strömt; das andere Dorf, was Sie dort sehen, heißt „Elendd". Nach und nach nahm nun das weite, seeartige Becken engere Dimensionen an, die Donau wurde wieder zu einem breiten, mächtigen Strome. Ein prachtvolles Schloß mit Zinnen und Thürmen im mittelalterlichen Styl erschien am Ufer. Das Schloß machte den Eindruck eines Zauberschlosses aus einem Feenmärchen.

Golden blitzten die Sonnenfuncken in seinen hohen Fenstern. Und nicht weit von dem Schlosse Trümmer von Bauwerken von Jahrtausenden.

„Schloß Petronell," sagte der Unger, auf das Schloß deutend, „gehört dem Grafen Traun, hat so viel Fenster, wie Tage im Jahr. Jene Trümmer dort stammen aus der Römerzeit. Ein Triumpfbogen des Tiberius. Die andern Mauertrümmer sind die Reste der römischen Stadt Carnutum, welche Attila zerstörte."

Ein Kellner unterbrach die weiteren archäologischen Auseinandersetzungen meines freundlichen Cicerone mit der prosaischen Anzeige, daß das Dejeuner servirt sei. Ganz wie in einem Hôtel erster Klasse auf dem Festlande! Die frische Morgenluft hatte uns Appetit gemacht. Wir stiegen vom Belvédéré hinab und traten in die Kajüte, um uns während einer halben Stunde mehr für das vortrefflich zubereitete Dejeuner, wie für die Donauufer zu interessiren, welche übrigens noch sehr eintönig aussahen. Die ganze Reisegesellschaft war schon in der Kajüte versammelt und bereits mit der ersten Schüssel des Dejeuners beschäftigt. Sie bestand fast ganz aus Ungarn, welche die Conversation theils in deutscher, theils in ungarischer Sprache führten. Dieselbe drehte sich meistens auch um die Kriegs- und Congreßfrage und deren möglichen Einwirkungen auf die specifisch ungarischen Verhältnisse.

Als ich mit meinem Cicerone nach einer halben Stunde wieder auf Deck stieg, waren die Ufer interessanter und

pittoresker geworden. Grüne Berghöhen erhoben sich an den Ufern des Stromes, der in seinen Formen jetzt eine feste Gestalt angenommen hatte; Wald und Gebüsch bedeckte sie bis zum Gipfel. Eine moderne Stadt mit stattlichen Häusergruppen stieg terrassenförmig die Höhen hinan. Auf dem Gipfel des Berges Ruinen eines Schlosses, Mauertrümmer und gebrochene Thürme.

„Hainburg", sagte der Ungar, „eigentlich Hunnenburg. Die Ruinen dort oben sind die Trümmer von König Etzels Burg — dem Volke unter dem Namen „Attila's Reste" bekannt. Steinerne Reminiscenzen aus dem Nibelungenliede. Aber Sie werden gleich noch interessantere Ruinen sehen. Sehen Sie dort links!

Der Strom machte einen weiten Bogen. Die Berghöhen traten am linken Ufer ganz bis zum Gestade hinan. Ein großes Fischerdorf mit weißen, ungarischen Häusern, von der gewöhnlichen Form dieser Häuser auf dem Lande, dehnte sich in langgestreckter Gestalt zwischen Ufersaum und Höhenzug aus. Die Berghöhen waren Ausläufer der Karpathen. Eine lange Reihe von Mauertrümmern und gebrochenen Thürmen bedeckte ihren Kamm. Das Schloß dort oben, von dem sie stammten, muß einst einen bedeutenden Umfang gehabt haben. „Und woher stammen jene Trümmer?" fragte ich meinen Reisegefährten.

„Das Fischerdorf dort unten heißt Theben oder Deven", erwiderte er, „es führt seinen Namen nach dem Schlosse, deren Trümmer Sie dort oben auf der Höhe sehen. Es hatte einen großen Umfang und bedeckte den

ganzen Bergkamm. Swantopolk, der Gründer des großmährischen Reiches und der Erbauer des Preßburger Schlosses, soll dort oben gehaust haben“.

Theben oder Deven bildet das ungarische Donauthor. Am Fuße des Hügels, von dem die Mauertrümmer hinabblicken, strömt die March in die Donau. Die March ist der Grenzfluß zwischen Oesterreich und Ungarn. Von Theben an werden die Ufer bis Preßburg allmälig immer pittoresker. Die grünen, sich am Ufer erhebenden Höhenzüge gewähren wundervolle Durchblicke in die Karpathen, deren Conturen sich in blau duftige Schatten hüllen. Die Ufer von Hainburg bis Preßburg zählen zu den schönsten Partien der oberen Donau; die interessanteste und malerischeste Stelle ist jedenfalls Preßburg selbst. Der Dampfer legte bei Preßburg an, um Passagiere aufzunehmen und auszusetzen. Die Sache dauerte wenigstens eine halbe Stunde, ich hatte also Zeit genug, mir die Lage der Stadt anzusehen. Sie steigt terrassenförmig an der Höhe aufwärts, während sie sich zugleich in einem weiten Bogen am Fuße derselben hinzieht. Moderne, elegante Häuser, große, stattliche Gebäude, eine alte Domkirche, noch aus der Zeit des heiligen Ladislaus stammend, mit neuem Thurm, die ungarische Krönungskirche, auf der Kuppel eine vergoldete Königskrone, ein Rathhaus, welches auch noch aus dem vierzehnten Jahrhundert stammt — ein stattliches Städtebild; Preßburg ist ja die zweite Hauptstadt Ungarns.

Den Gipfel des Schloßberges krönen die Ruinen

eines Schlosses — ein regelmäßiges Viereck mit Thürmen an den Ecken, dessen innere Räumlichkeiten die Flammen ganz und gar verzehrt haben. Die Ruinen haben in ihrer Lage und in ihrem Hintergrunde — mit Reben bedeckte Höhen — einige Ähnlichkeit mit den Ruinen des Heidelberger Schlosses. Nur ein armer Hirt haust jetzt dort oben; sonst sind die mächtigen Trümmer ganz unbewohnt. Seine Schaafe suchen sich zwischen den Trümmern ihr Futter, und der Wind, der durch die offenen Fensterbogen streicht, trägt das Geläut ihrer Glöckchen in das Thal. Das sind die einzigen Ueberbleibsel des Reiches des mächtigen Swantopolk! Doch noch eine interessante Reminiscenz! Neben der Brücke erhebt sich ein unbedeutender, künstlicher Hügel mit Mauerverkleidung, durch ein Gitter abgesperrt. Der Hügel heißt der Königshügel. Auf dem Königshügel reitet nach der Krönung der König von Ungarn und schwenkt das Schwert des heiligen Stephan nach allen Weltgegenden zum Zeichen, daß er das Reich gegen jeden Feind vertheidigen wolle.

Gleich hinter Preßburg hatte, wie man zu sagen pflegt, „die Herrlichkeit plötzlich ein Ende.“ Die Donauufer wurden auf einmal wieder höchst uninteressant. Wieder erweiterte sich der Strom zu einem weiten Seebecken, welches in seiner monotonen Gestalt und Staffage ganz dem früheren glich und sich stundenlang ausdehnte. Reihen von Wassermühlen brachten dann und wann einige Abwechselung in das eintönige Wasserbild. Wieder die Inselgruppen mit den flachen Ufern, von Ge-

büsch und Baumgruppen bedeckt, Weideland und Wiesen; zwischen den Gebüschen erschienen zuweilen weiße Rinderheerden mit mächtigen Hörnern, fast das einzige Zeichen, daß die Inseln nicht ganz verlassen waren. Der Strom theilte sich wieder in mehrere Arme von enormer Breite, welche zwei große Inseln umfaßten, die große und die kleine Schütt, welche im ungarischen Revolutionskriege oft genannt worden sind. Die erste ist an zwölf Meilen lang und ist mit fast hundert Ortschaften bedeckt. Endlich wurde der Charakter der Donau wieder stromartig, links erschienen weiße lange Linien auf grünem Grunde, links vom Ufer erhob sich eine Bastion, ein befestigter Brückenkopf. Die weißen langen Mauerlinien repräsentirten die Werke der berühmten Festung Komorn auf dem linken Ufer der Waag, welche hier in die Donau mündet. Die Festung ist bereits von Matthias Corvinus angelegt, im Jahre 1802 und später aber sehr erweitert. Die Worte „Komm morgen" sollen der jungfräulichen Festung den Namen gegeben haben, auf deren Thor das Steinbild einer Jungfrau stand, welche eine Feige in der Hand hielt. Aber ihren jungfräulichen Charakter hat die Festung lange verloren, und das steinerne Bild ist irgendwo in der Festung in die Ecke gestellt worden. Im ungarischen Feldzuge wurde die Festung bekanntlich zweimal genommen, das erste Mal durch die Ungarn, das andere Mal durch die Oesterreicher, als General Klapka sich ergab. Welche Festung könnte überhaupt noch den großen und mächtigen Geschossen der

modernen Belagerungskunst gegenüber ihren jungfräulichen Charakter bewahren! Seit Sebastopol und Gaeta gefallen sind, seitdem jenseits des Oceans Charleston und Petersburg genommen wurden, keine! Die letzten zehn Jahre haben ja in der Erfindung entsetzlicher Zerstörungswerke Unglaubliches geleistet.

Die geographische Lage Komorns ist zu wichtig, um nicht das Auge aller Völker, welche Ungarn bewohnt haben oder durch das Land gezogen sind, auf sich zu lenken. So lange wir die Geschichte verfolgen können, hat es hier Ansiedelungen gegeben. Bei Komorn hört die Insel Schütt auf. Ein Donauarm, der bei Preßburg sich von dem Hauptstrom trennt, die Waagdonau oder das „schwarze Wasser", vereinigt sich hier wieder mit demselben. Außerdem treffen kurz vor der Vereinigung die Gewässer der Waag und der Naiton mit den Wassern der Donau zusammen. Es gehen also von diesem Punkte schiffbare Wasserstraßen nach den verschiedensten Richtungen, oder sie treffen hier, wenn man so will, zusammen. Schon die Römer bauten hier eine befestigte Stadt. In Brigantium lag die Legio Prima Adjutrix, Kaiser Valentinian ist in Brigantium gestorben, als er von dort aus den Krieg gegen die Quaden leitete. Bei Szöny, Komorn gegenüber, kann man noch heute die inneren römischen Befestigungswerke sehen und man hört noch heute in Komorn von den Quartieren der Legio Prima Adjutrix, der Legio Decima, welche in Wien stand und von der Legio Adjutrix, welche ihr Stand-

quartier in Ofen hatte, sprechen. Auch mein ungarischer Reisegefährte, der mir so lange als Cicerone gedient hatte und bei Komorn den Dampfer verließ, erzählte mir von diesen Dingen, als wenn er sie noch von seinem Großvater gehört hätte und als wenn das Alles noch gar nicht so lange her wäre.

Hinter Komorn finden sich alle Gewässer der Donau glücklich wieder in demselben Flußbett zusammen. Das Ufer wurde hügelig; der monotone Charakter der Schüttinseln hatte welligen Bergformen und grünen Hügelreihen Platz gemacht. Bald erschien Gran an der rechten Seite des Stromes, malerisch gruppirt, von verfallenen Schloßtrümmern überragt. Auf grünem Hügel erhob sich eine Kirche mit gewaltiger Kuppel in der Form der Kuppel der Peterskirche in Rom, von einem viereckigen Unterbaue getragen, mit Standbildern auf dem flachen Dache; die Kirche ist modern, ihr Bau hat im Jahre 1821 begonnen. Schon die Römer hatten an dieser Stelle, wo die Gran in die Donau strömt, eine Stadt gebaut. Sie hieß Krumerum oder auch das Curte des Ptolemäus. Der Dampfer legte an und eine Menge charakteristische Gestalten marschirte unter Führung einiger österreichischer Sergeanten über die Laufbrücke und quartirte sich auf dem zweiten Verdecke ein. Es waren ungarische Bauern und Hirten, welche zur Armee rekrutirt waren und in Pesth eingekleidet werden sollten. Charakteristische Gesichter von brauner Farbe mit scharfen Zügen und halblangem dunklem Haar, alle noch in der heimathlichen Tracht, in den

weiten leinenen „Gatjen“, welche aussahen wie Weiberröcke, in kurzen Jacken und halbhohen ungarischen Stiefeln, Einige bereits schon die österreichische Militairmütze, Andere noch die ungarische Mütze, den „Kalpak“ auf dem Kopfe. Sie waren lustig und guter Dinge, wahrscheinlich, weil sie der Flasche gut zugesprochen hatten, gar nicht, als wenn es bald auf das Schlachtfeld ginge und als wenn sie dem „Befreier-Tod“ ins Auge blicken sollten. Sie sangen ungarische Weisen, die Melodien hatten zuweilen eine wilde, zuweilen eine schwermüthige Färbung, dann klangen sie wieder traurig, dann berauschend, wie die Zigeunermusik, welche ich am anderen Tage in Pesth hörte. Sie umfaßten sich mit den Armen und die körperliche taktmäßige Bewegung bildete die Begleitung des Gesanges. Sangen sie aus Lust oder aus Leid.? Ich weiß es nicht. War es der Schmerz der Trennung, der aus ihren Tönen sprach, oder waren es aufregende Bilder der Zukunft, die sich in ihren Tönen gestalteten? Bedauernd zuckte ein Passagier, der mit ihnen in Gran auf's Schiff kam, die Achseln, als er sie singen hörte und tanzen sah. „Lauter verheirathete Leute!“ hörte ich ihn sagen. Heute sind viele vielleicht schon alle auf den böhmischen Schlachtfeldern verscharrt und die Erde hat alle ihre Hoffnungen und Schmerzen lautlos begraben. Hätten sie den Tod noch im Kampfe für nationale und freiheitliche Prinzipien gefunden! Aber sie sind für die dynastischen Interessen der Häuser Hohenzollern und Habsburg-

Lothringen gestorben, wofür schon so viele Hunderttausende fielen. Ein trauriges Ende!

Doch fort mit diesen düsteren Gedanken! Ich fahre ja auf der Donau und die Ufer werden nun wirklich schön. Porphyr- und Kalkfelsen schließen den Strom ein, und die Abendsonne färbt die Höhen mit ihrem purpurnem Scheine. Auf grüner Höhe erscheinen, ganz eingehüllt in den rothen Sonnenmantel die Trümmer eines alten Schlosses. Das alte Schloß ist der berühmte Wissegrad, wo schon im eilften Jahrhundert ungarische Könige wohnten. Der Wissegrad — ein slavisches Wort, welches soviel als Hochburg bedeutet — war einst die Lieblingswohnung des Königs Matthias Corvinus. Er hatte die nackten Felsen in Gärten verwandeln lassen und das Schloß so verschönert, daß der päpstliche Legat, der ihn dort besuchte, es ein „irdisches Paradies" nannte. Das Schloß wurde von den Türken zerstört. Kaiser Leopold ließ später die Festungswerke schleifen. Jetzt ist nichts mehr von der ganzen irdischen Herrlichkeit übrig, als die Trümmer einiger Thürme und die Reste einer alten Ringmauer, welche sich am Schloßberg zur Donau hinabzieht und die Erinnerung an die frühere Herrlichkeit und an ein armes Mädchen, welche ihren Tod hier in den Wellen fand und deren Geist noch im Mondschein, wie die Hirten erzählen, zuweilen in den Trümmern zu mitternächtiger Stunde umher irren soll. „König Matthias Corvinus", so erzählt die Sage, „liebte ein schönes Bleichermädchen, welches auf dem anderen Ufer

der Donau dem Wissegrad gegenüber, wohnte. Sie wußte nicht, daß ihr Geliebter das gekrönte Haupt des Landes sei, sondern sie hielt ihn für einen niederen Jägersmann des Königs; denn er kam gewöhnlich im Dunklen auf einem kleinen Nachen zu ihr, und da er ihr ewige Liebe schwur, so glaubte sie wohl, der Jäger würde sie einmal als seine Gemahlin heim führen. Es wurde ihr aber eines Tages gesagt, es sei der König Matthias, der sie besuche. Bei dieser Kunde wurde sie von nicht geringerem Schrecken ergriffen, als Psyche, wie sie hörte, ihr geliebter Amor sei ein verzauberter Prinz oder ein Ungethüm. Wie Psyche den Amor beschlich, so belauschte nun auch die furchterfüllte Bleicherin am nächsten Abend ihren Geliebten, und zu ihrer Verzweiflung entdeckte sie unter seiner Jägerkleidung die königlichen Abzeichen, welche man ihr genannt hatte. Der Schmerz über getäuschte Liebe, über verlorene Unschuld, über die entsetzliche Kluft, die sie von ihren Liebhaber von jenseits der Donau trennte, ergriff so ihr Inneres, daß sie alsbald wahnsinnig wurde und sich in den Strom stürzte, über den der König so oft zu ihr herübergefahren war. Und seit dieser Zeit nun geht ihr Geist noch immer auf dem Wissegrad umher, unter seinen Ruinen den König Matthias verklagend und unglückliche Liebe bejammernd." *)

Der Abend kam, und seine blauduftenen Schatten legten sich über die grünen Höhen und über den brau-

*) Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten von J. J. Kohl. Dresden und Leipzig 1842.

senden Strom. Von Neuem ertönte der Gesang der ungarischen Soldaten vom zweiten Verdecke herüber, bald wild, bald schwermüthig, bald berauschend, bald traurig, wie Zigeunermusik. Eine moderne Stadt mit eleganten stattlichen Häusergruppen flog vorbei; über den Häusergruppen hoben sich die Conturen einer großen Kuppelkirche am dunklen Abendhimmel ab. Die Stadt war Waitzen — die Ungarn sagen Wacz — die Kuppel gehörte der Kathedrale an, „die ein Bischof nachgebildet einst St. Peters stolzem Bau.“ Dann flachten die Ufer sich wieder ab, die Rebenhügel traten zurück, der Strom theilte sich in zwei Arme und im Hintergrunde stieg ein breiter hoher Berg auf. Es war der Blocksberg bei Pesth. Eine bewaldete Insel erhob sich aus dem Wasser. Es war die berühmte Margaretheninsel. Gleich darauf erschienen zur Linken eine lange Reihe weißer Paläste mit leuchtenden Fensteraugen; Flöße, Barken, kleine Dampfboote bedeckten den Strom und rechts stieg eine Stadt die Berghöhe hinan, und den Kamm der Berghöhe krönten ein Schloß und eine Festung, während die Gestalt des hohen, breiten Berges, die sich schon vorher gezeigt hatte, den Hintergrund bildete. Eine prächtige Kettenbrücke schwang sich in der Höhe über den Strom und verband die weißen Uferpaläste mit den leuchtenden Fensteraugen mit der dunklen Stadt auf dem Berge. Links die Stadt war Pesth. Die Stadt am Berge war Ofen; die Ungarn sagen „Buda“. Buda-Pesth ist die prächtige Hauptstadt Ungarns, eine der prächtigsten und schönsten Städte

in Europa — aber auch die letzte europäische Stadt im Südosten. Südöstlich von Pesth beginnt bereits der Orient mit seinem lockern Häuserverband, mit seiner wüsten Zerfahrenheit, mit seinen Trümmern und seiner Verkommenheit. Die Städte deutscher Einwanderer, Temesvar, Kronstadt und Hermannstadt erschienen mir in diesem orientalischen Südosten wie Oasen in einer Wüste. Der Dampfer legte unterhalb der Kettenbrücke an. Unsere heutige Donaufahrt war zu Ende. Wir waren angekommen. In den beiden nächsten Kapiteln werde ich, den Leser zu einem Spaziergang durch die prächtige und interessante Hauptstadt Ungarns einladen.



Zweites Kapitel.

Pesther Spaziergänge.

Pesther Hotels und Gasthöfe. Franz Deak. Der Pesther Lloyd. Glänzende und trübe Perioden Buda-Pesths. Das heutige Pesth. Pesth als Handelsstadt. Sonderbare Landschaftscontraste. Das specifische Magyarenthum und seine Consequenzen. Der Kastengeist in Pesth. Gesellige Zustände. Der Adel und das Bürgerthum. Pesther Theater. Stadtcharakter. Häuser und Paläste. Sammlungen. Das Nationalmuseum. Ein Besuch bei Franz Deak. Die Kettenbrücke. Ofen. Alt-Ofen. Die Raizenstadt in Ofen. Orientalische Bäder in der Raizenstadt. Das Kaiserbad. Moschee des Rosenvaters. Der Schloßberg und seine Erinnerungen. Das Ofener Schloß. Die Margaretheninsel. Magyarische Frauenschönheit.

Durch einen Zufall, oder durch die kluge Berechnung eines Kofferträgers, der meinen kleinen Reisekoffer vom Dampfer in die Stadt tragen sollte, lieber für denselben Preis einen kurzen, statt einen weiten Weg zu machen, war

ich in Pesth in den Gasthof zur Stadt Waitzen, statt in die Stadt Paris gerathen. Als ich den Irrthum bemerkte, war ich bereits gefangen. Nun ich kann auch der Stadt Waitzen ein gutes Zeugniß ausstellen, wenn auch nur ein Zeugniß zweiter Klasse. Jedenfalls verfährt der Besitzer mit seinen Gästen nach einem recht billigen Tarif und seine Rechnung ist bei mir rein geblieben von allen Sünden der sogenannten „Gasthofssteuereinnehmer erster Klasse", welche in Betreff ihrer Prellereien weit eher den Titel „letzter Klasse" verdienen. Dennoch rathe ich allen Reisenden, welche Pesth besuchen wollen, sich lieber in eins der großen Hôtels am Quai einzuquartiren, etwa in die Königin von England, oder in das Hôtel d' Europe; aber dann muß man vorher mit dem Wirth ein ernstes Wort sprechen, und ihm sagen, daß man für mäßige Preise wohnen und essen will; sonst kann man leicht bei der Abreise eine Rechnung zu sehen bekommen, welche der Börse empfindlich ist. Die Gasthofssteuereinnehmer am Quai lassen sich eben die Aussicht auf die Donauufer bezahlen, so wie die Wirthe in großen Badeorten die Saison. Auf der Insel Capri meinte einmal ein deutscher Gasthofssteuereinnehmer, welcher seinen Wohnsitz auf dem schönsten Punkte der Insel aufgeschlagen hatte, daß die Mondscheinaussicht, welche ich Nachts von dem platten Dache seines Hauses auf den Golf von Neapel genösse, doch auch auf der Staffelleiter seiner Preisansätze berücksichtigt werden müsse.

Als der Kofferträger auf dem Deck des Dampfers

meinen Koffer aufnahm, sagte er zu mir: „Sie werden doch auch Herrn Deak besuchen? Die Stadt Paris ist sehr weit von dem Hôtel, welches Herr Deak bewohnt". Vielleicht führte er mich auch deshalb nach der Stadt Waitzen, damit ich es recht nahe zu Herrn Deak habe. Und als ich am anderen Tage Morgens aus der Thür meines Gasthofes trat, hörte ich aus einem Fiaker meinen Namen rufen. Der Fiaker hielt, und aus demselben sprang ein Mann in ungarischer Tracht, im Attila, in knappen, mit Schnüren besetzten Beinkleidern und Topanken, den Kalpak auf dem Kopfe. „Haben sie Herrn Deak schon besucht?" war sein erstes Wort. Ich habe vergessen, zu erzählen, daß auch bereits der Kellner, der mir im kleinen Garten des Hôtels mein Frühstück servirte, mich gefragt hatte, ob ich auch Herrn Deak kenne? Ich wußte, da ich an einem höchst mangelhaften Physiognomieengedächtniß leide, noch gar nicht einmal, wer es war, der plötzlich wieder diese nun schon zweimal gehörte Frage an mich richtete. Seine zweite Frage: „Sie werden doch auch Herrn Landvogt und unser Theater besuchen?" brachte Klarheit in meine Erinnerungen. Es war mein Freund Coßmann, momentan Inspizient und Factotum des Pesther Stadttheaters, seitdem dasselbe von dem früheren Berliner Hofschauspieler Landvogt übernommen war. Die erste Person in der Welt ist für den Schauspieler immer sein Direktor. Für Freund Coßmann war die erste Person in der Welt oder in Ungarn aber Herr Deak; nach Deak kam erst sein Direktor. In Pesth schien es über-

haupt so zu sein. Vor allen Bilderläden und in den Schaufenstern aller Photographen sah ich das Portrait Deaks; ich kam durch eine Deakstraße; die erste Frage jeder Person, bei der ich an diesem Morgen einen Besuch machte, war, ob ich Deak schon gesehen habe? Daß ich ihm einen Besuch machen würde, daran zweifelte Niemand, — denn wer könnte in Pesth gewesen sein, ohne Deak gesehen zu haben? Von ihm hätte man auch sagen können. „Er war in Rom, ohne den Papst gesehen zu haben". Ich überzeugte mich bereits am ersten Vormittage meines Aufenthalts in Pesth, daß Franz Deak die populärste Person in Ungarn sei. In dieser Thatsache liegt das ganze Geheimniß des Verhaltens der Magyaren während des Krieges. Deak war dadurch, daß er die populärste Person in Ungarn war, auch die mächtigste Person in Ungarn. Ich glaube schwerlich, daß Kossuth jemals einen größeren Einfluß in Ungarn gehabt hat. Doch ich werde hierauf zurückkommen, wenn ich meinen Besuch bei Deak schildere. Daß, als ich Montag einen Besuch bei den Kollegen der Redaktion des Pesther Lloyd machte, und daß mir die Herren Dr. Weiß und Dr. Rothfeld in der ersten Viertelstunde den Vorschlag machten, mich Herrn Deak vorzustellen, versteht sich von selbst. Der „Pesther Lloyd" nimmt unter den ungarischen Zeitungen und Tagesblättern den ersten Rang ein. Ursprünglich ein handelspolitisches Blatt, ist er jetzt die größte politische Zeitung in Ungarn geworden, welche zuvörderst die magyarischen freiheitlichen und nationalen Interessen vertritt,

aber auch den europäischen und deutschen politischen Verhältnissen in gebührender Weise Rechnung trägt. In letzterer Richtung ist er das einzige in Ungarn existirende Blatt, so wie es das am meisten in Ungarn gelesene Blatt ist. Seine Abonnentenzahl übersteigt 15,000.

In alten Zeiten, vor der Eroberung Ungarns durch die Türken hatte Buda-Pesth schon einmal eine glänzende Periode, wie viele andere ungarische Städte. Aber die Geschichte der Stadt wie sie heute existirt, beginnt erst nach der türkischen Eroberung, als die Stadt aus den Händen der Türken in die Hände der Oesterreicher überging. Alles lag und stand in türkischer Unordnung und türkischer Unreinlichkeit durcheinander und alle noch vorhandenen Gebäude waren niedrige Hütten und Ställe; ohne Vorstädte war Pesth auf einen engen Raum innerhalb eines kleinen Mauerkreises beschränkt. Es war Pesth eben ergangen, wie es Gran, Waitzen, Belgrad und vielen anderen Städten der südlichen Donauländer ergangen war. Seit einem Jahrhundert war es ein halb Dutzend Mal erobert, geplündert, bombardirt, verbrannt und wieder zurückerobert worden. Wie konnte während einer solchen Periode von einem Gedeihen der Stadt die Rede sein! Noch zu Maria Theresia's Zeiten war die Stadt so ziemlich auf den engen Raum der alten Stadt oder die jetzt sogenannte innere Stadt beschränkt, welche nicht einmal den zwölften Theil des jetzt von Pesth bedeckten Flächenraumes einnimmt. Aber das eigentliche Städteleben Pesths beginnt jedenfalls mit der

Zeit Maria Theresia's — in der Zeit der sogenannten deutschen Verwaltung Ungarns — und hat seitdem in seiner Entwickelung und in seinem Wachsthum mit der Entwickelung des ganzen ungarischen Lebens gleichen Schritt gehalten, ich will damit nur sagen, es ist in seiner geometrischen Progression bis auf diese Stunde in unerhörter Weise gestiegen. Wir brauchen uns gerade nicht nach Amerika zu wenden, wenn wir von schneller Stadtentwickelung und außerordentlichem Wachsthum des Städtelebens etwas zu sehen wünschen. Das östliche Europa bietet uns viele eben so überraschende Beispiele, wie Amerika. Man gehe nach Ungarn, nach Rumänien, nach Serbien; man sehe sich Pesth, Temeswar, Belgrad, Bukarest an und lasse sich erzählen wie Pesth, Temeswar, Belgrad, Bukarest vor kaum einem halben Jahrhundert aussahen und man wird über die Gegenwart staunen. Bei den Städten der südlichen Donauländer ist nach Beendigung der Türkenherrschaft ein eben solcher Aufschwung zu bemerken, wie bei den russischen Städten nach der Zertrümmerung des Tartarenreichs. Noch vor vierzig Jahren gab es in Pesth kein mehrstöckiges Gebäude. Und heute ist Pesth eine große, prächtige Stadt mit breiten gradlinigen Straßen, mit Häusern und Palästen, bei deren Bau mit dem Raum wahrhaft verschwenderisch umgegangen ist, mit eleganten Läden, großen Hôtels und glänzenden Kaffeehäusern und Restaurants, welche an Größe und Pracht der Ausstattung mit Wien, Paris und Florenz wetteifern können, mit breiten Quais, mit Gartenanlagen und Baumgruppen

bedeckten Squares, mit ausgedehnten Vorstädten, eine Großstadt im eigentlichen Sinne des Wortes — „in Europa die letzte europäische Stadt nach Südosten, wie Freund Rothfeldt sich treffend gegen mich ausdrückte, als ich mit ihm meinen Reiseplan für die südlichen Donauländer berieth, denn sämmtliche Städte, welche der Reisende von Pesth ab donauabwärts bis zu den Ufern des schwarzen Meeres berührt, halten keine Parallele mit Pesth aus; auch ist ihnen mehr oder weniger der orientalische Typus aufgeprägt. Heute hat Buda-Pesth eine Gesammteinwohnerzahl von mehr als 180,000 Einwohner, wenn ich 130,000 Einwohner auf Pesth und mehr als 50,000 Einwohner auf Ofen rechne. Pesth ist sehr regelmäßig gebaut. Von seinem Kerne, der inneren Stadt aus, führen nach allen Seiten hin große, breite, radiale Hauptstraßen, welche wieder durch ziemlich leicht herauszufindende, concentrisch sich um den inneren Kreis schlingende Querstraßen mit einander verbunden werden. Nur die Theresienstadt macht in Bezug auf die Querstraßen einige Schwierigkeiten, denn ihr Plan ist so wenig mit dem Plane der Nachbarschaft in Harmonie gesetzt, daß die Linien ihrer Straßen sich durchaus nicht an die Linien der Nachbarstraßen anschließen wollen und immer in anderen Richtungen laufen. Was dagegen die Anlage von Ofen betrifft, so ist in derselben gar kein Plan zu entdecken. Da ist weder von concentrischer, noch von radialer Ausbildung der Straßen die Rede; da läßt sich weder ein eigentlicher Mittelpunkt, noch ein allmäliges Verlaufen der Stadt erkennen. Die Ursache dieser

Planlosigkeit ist das ungünstige Terrain der bei der Anlage der Stadt in den Weg tretenden Berge.

Aber Pesth ist seit den letzten vierzig Jahren auch eine bedeutende Handelsstadt geworden, und es wird die Zeit kommen wo Pesth auch nach dieser Richtung hin mit Wien wetteifern kann. Die Lage an der Donau, inmitten des großen Marktes mit ungarischen Rohprodukten aller Art, ist bei der täglich wachsenden Zunahme der Bevölkerung und allen ungarischen Handelsbeziehungen zwischen Orient und Occident zu günstig, um ihr dies Prognostikon nicht stellen zu dürfen. Von großer Bedeutung für diesen Handel mit Rohprodukten sind die vier Jahrmärkte. Halb Ungarn sucht dort seine Bedürfnisse und bringt dafür Wolle, rohe Häute, Honig, Wachs und andere Rohprodukte zu Markte. In wieder 50 Jahren wird Pesth wohl eine Viertel Million Einwohner zählen und die Zahl der Donaudampfer, welche den Verkehr zwischen Occident und Orient über das schwarze Meer vermitteln, wird vielleicht um das Zwanzigfache gestiegen sein, um so mehr wenn es Rußland nicht gelingen sollte, sich in den Donaufürstenthümern festzusetzen und die Mündungen des großen Stromes zu occupiren, und — wenn die österreichische Regierung endlich anfangen würde, die große Aufgabe zu begreifen, welche sie für die Cultur und Civilisation im östlichen Europa haben könnte. Einen überraschend großartigen Anblick bieten in Pesth die Quais, auf denen sich vom Morgen bis Abend ein höchst lebendiger Verkehr entwickelt. Prächtige Hôtels und Pa-

läste, deren Erdgeschosse fast immer elegante Läden und Magazine und prächtige Kaffeehäuser einnehmen, eine fast eine Stunde lange breite Straße, welche in einen großen, mit Baumreihen und Gartenanlagen bedeckten Platz ausläuft, die Auslade- und Halteplätze für die Donau-Dampf- und Handelsschifffahrt bilden die Pesther Seite. Drüben am anderen Ufer Ofen, an grüner Berghöhe amphitheatralisch aufsteigend, von den Festungswerken gekrönt, welche die Ungarn im Jahre 1849 unter Görgeys Oberbefehl trotz der tapferen Vertheidigung des Generals Hentzi im Sturm nahmen; am rechten Ufer der hohe Blocksberg mit seinen Bastionen, der breite Strom mit seinem regen Verkehr, mit den Dampfern, den großen Donau-Hayo's, den österreichischen Boten aus Semlin, Belgrad und Syrmien, den Theisfahrzeugen in der Mitte, von der längsten und schönsten Kettenbrücke in Europa überspannt, stromaufwärts die grüne Margaretheninsel aus den Wellen aufsteigend — ein warhaft imposantes und in seinen Einzelheiten eben so eigenthümliches, wie anregendes Bild! Während Pesth in seiner Bauart und in seiner Anlage ganz den modernen süddeutschen Städtecharakter repräsentirt, bietet Ofen das Bild einer echt ungarischen Stadt. Von der Bastion aus kann das Auge beide Bilder mit einem einzigen Blick umfassen. Ich kenne keinen Punkt in Europa, wo sich zwei Bilder von so verschiedenen und eigenthümlichen Charakter sowohl in Gestaltung wie in Farbentönen auf einmal entrollen. Nach links streift der Blick über den breiten Strom mit

seinem regen Leben, über die grünen Inseln, über die Quais, Häusergruppen und Straßenlinien der prächtigen Stadt, nach der einen Seite hin von den wellenförmigen Linien der Ofener Berge festgehalten, nach der anderen Seite über die prächtigen Gebäudegruppen und über das Rakoschfeld hin bis zu den blauen Tinten, welche das Gebirge oder das Aethermeer repräsentiren — ein Landschaftsbild voll Glanz, Leben, südeuropäischer Ueppigkeit in der Vegetation und in den Farbentönen; nach rechts eine ungarische Stadt in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit in Bauart und Bedachung der Häuser, umgeben von einer Gebirgslandschaft, welche in Gestaltung und Conturen eine Bergidylle voll Stille, Heimlichkeit und Zurückgezogenheit repräsentirt, dort scheint das Rauschen des Stromes plötzlich wie durch Zauber unterbrochen; kein Dampfer sendet seine Rauchwolken in den blauen Aether; das Wogen und das Geräusch des pulsirenden Lebens, welches, wenn man Auge und Ohr nach rechts wendet, von Stadt und Strom nach der Höhe hinauftönt, wie das Geräusch der brandenden Meereswogen, hat einer tiefen, lautlosen Stille Platz gemacht. Sonderbare durch keine Zwischentöne vermittelte Contraste!

Ein Freund aus der Knabenzeit in der westphälischen Heimath, der am Mittage plötzlich in einem Kaffeehause vor mir aufgetaucht war, wie eine Erinnerung aus langer Vergessenheit, und heute in Pesth nach einem wechselvollen Leben eine ungarische Zeitung redigirt, führte mich zu jenem wunderbaren Punkt, von dem ich so eben sprach.

Nachdem ich mich genügend über das sonderbare Bild, welches sich so plötzlich vor mir entrollte, gewundert hatte, fragte mich Beermann: „Hast du Deak noch nicht besucht?“ — „Aber,“ erwiederte ich etwas verdrießlich, „erst seit gestern Abend bin ich in Pesth und Du bist wenigstens schon der Zehnte, wenn nicht gar der Zwanzigste, der seit gestern Abend diese Frage an mich richtet. Im Bilde habe ich Deak heute schon einige Dutzend Male in allen Gestalten an den Schaufenstern Eurer Photographen und Kunsthändler gesehen und habe eben so oft von ihm sprechen hören. Jedes lebendige Wesen, was mir seit gestern Abend in Pesth zu Gesicht kommt, spricht von Deak. Warum kommst Du aber jetzt auf Deak? Was hat Deak mit diesem Landschaftsbilde zu thun?“

„Nun,“ erwiederte er, „Du warst eben so erstaunt über die Kontraste, die sich da in dem Landschaftsbilde vor Dir aufrollen. Von diesen Kontrasten komme ich auf Deak, weil Deak eben alle ungarischen Kontraste momentan in Ungarn repräsentirt, oder, ich will lieber sagen, in seiner Person zur Vereinigung bringt und vermittelt.“

Ich lachte über diese sonderbare Bemerkung. Aber er hatte Recht, wie ich mich während meines zweimaligen Aufenthaltes in Pesth überzeugt habe, oder wenigstens während meines ersten Aufenthaltes; denn nach meiner Rückkehr nach Pesth, nach etwa sechs Wochen, war die Sache schon anders geworden. Deak, eigentlich Führer des Centrums, vereinigte alle Parteien und Schattirungen im ungarischen

Reichstage, weil alle Fractionen seine Parole zu der ihrigen gemacht hatten. Diese Parole war: Keine Revolution, sondern friedliche Vereinbarung mit Oesterreich auf der Basis der Herstellung aller ungarischen verfassungsmäßigen Freiheiten und Rechte. Von allen Mitgliedern des ungarischen Reichstages, welche ich Anfang Mai in Pesth sprach und kennen lernte, hörte ich die bestimmte Hoffnung aussprechen, daß das Wiener Kabinet, durch das drohende Auftreten Italiens und Preußens gedrängt, sich zu dieser Vereinbarung entschließen würde, und die Unterhandlungen bereits im Gange seien. „Morgen, übermorgen wird der Kanzler Mailath, um dieselben mit dem Reichstage abzuschließen, nach Pesth kommen.“ Das hörte ich mit großer Bestimmtheit alle Tage. Und von diesen Gesichtspunkten ausgehend, wollte man in Pesth keine Revolution. Dazu zog man die schlechte finanzielle und materielle Lage Ungarns in Erwägung, wie sie sich während der letzten fünfzehn Jahre durch Steuerdruck, Mißernten und schlechte commerzielle und industrielle Conjunkturen gestaltet hatte. „Eine verunglückte Insurrektion,“ hieß es „wird diese schlechte materielle Lage Ungarns bis zur allgemeinen Armuth steigern.“ Diese Gedanken sprach auch Deak mir gegenüber mit großer Bestimmtheit aus. Hätte Deak, dessen Parole damals alle politischen Parteien in Ungarn zu der ihrigen gemacht hatten, vor dem Kriege oder während des Krieges die Revolution gewollt, so zweifle ich nicht, daß dieselbe ausgebrochen wäre. Aber man wollte sie aus den oben genannten Gründen nicht.

Aber es war noch ein anderes Motiv vorhanden, welches die fortwährende Zögerung in Ungarn, nicht auf dem Wege der Insurrektion das zu erlangen, was man auf dem Wege friedlicher Vereinbarung, während Oesterreich durch seine gefährliche, äußere Lage gedrängt wurde, zu erlangen hoffte, ganz erklärlich macht. Man ist in Europa gewohnt, die Magyaren als Revolutionäre zu betrachten. Ich habe während meines jetzigen Aufenthaltes in Pesth und in anderen ungarischen Städten eine ganz andere Anschauungsweise gewonnen, welche früher schon Männer, welche Ungarn genau kennen, gegen mich ausgesprochen haben. Der Magyar ist nicht revolutionär. Er wird seine verfassungsmäßigen Rechte und Freiheiten mit äußerster Zähigkeit und Consequenz zu erlangen suchen und sie wiederum mit Aufopferung und Tapferkeit schützen, wenn er sie besitzt; zur Revolution wird er aber nur im äußersten Falle greifen. Der Magyar ist und bleibt vor Allem immer spezifisch Magyar. Seine nationale Individualität steht für ihn immer in erster Reihe. Er weiß aber recht wohl, daß er in der numerischen Ziffer in Ungarn bei weitem in der Minderheit ist. Rund um ihn herum wohnen über zwanzig verschiedene Nationen, welche ihm sämmtlich feindlich gesinnt sind, gerade, weil er als Magyar die Oberherrlichkeit über sie beansprucht. Ich glaube, daß gerade dem Magyar eine Lösung der schwierigen Nationalitätenfrage in Ungarn dadurch, daß jeder Nationalität gleiche Entwickelung und gleiche politische Rechte zugesichert würden, zuwider sein würde, gerade, weil er

fürchtet, in der numerischen Ueberzahl der Rumänen, Deutschen, Armenier, Serben, Kroaten, Slowaken und wie sie alle heißen, die verschiedenen Volksstämme, welche Ungarn und Siebenbürgen bewohnen, seine spezifische Individualität aufgehen zu sehen. Durch eine Anlehnung an Oesterreich ist er nach seiner Meinung am sichersten diese spezifisch-magyarische Individualität zu bewahren. Und deshalb wird er grade nur im äußersten Falle revolutionär gegen Oesterreich auftreten. Man hat mir in Pesth gesagt, es sei der größte Fehler Kossuths gerade aus dem genannten Grunde gewesen, daß er die gänzliche Trennung von Oesterreich und die ungarische Republik proklamirt habe. Nachdem ich die eben dargelegte Anschauungsweise gewonnen hatte, war ich lange nicht mehr so erstaunt, wie in den ersten Tagen meines Pesther Aufenthaltes, daß ich so wenig revolutionären Geist fand. „Ist denn keine Rache, keine Leidenschaft in diesem Lande?“ hatte ich damals oft ausgerufen, „hat man denn die Galgen von Arad und Batthyany's Tod vergessen?“ Ja man hatte dies Alles nicht vergessen; man hatte auch Leidenschaft und Rachegefühl; aber der Gedanke, welche Gefahren aus einer allgemeinen Revolutionirung Ungarns für das spezifische Magyarenthum hervorgehen könne, lastete wie ein drückender Alp auf den blutigen Erinnerungen der Jahre 1848 und 1849, so wie auf der Leidenschaft. Dennoch bin ich überzeugt, daß eine preußische oder italienische Invasion in Ungarn die Revolution im ganzen Lande entzündet hätte, wenn

auch die Freunde in Pesth, wenn ich ihnen eine solche Frage stellte, sie verneinen wollten und nur zugaben, daß allerdings große Unordnungen und einzelne Erhebungen zu Stande kommen könnten.

Dieser Mangel an revolutionären Geist zieht sich auch wie ein rother Faden durch das ganze, gesellige und sociale Leben der prächtigen Stadt. In Pesth herrscht ein stark ausgeprägter Kastengeist. Der magyarische Adel und die Bürgerschaft verkehren in zwei ganz von einander getrennten Kreisen. Im individuellen Verkehr ist der ungarische Magnat sehr zuvorkommend, freundlich und liebenswürdig. Man findet bei ihm Intelligenz und geistige Bildung. Im Kaffeehaus, auf der Straße, auf der Promenade geht sich's mit ihm prächtig um. Aber im Inneren seines Hauses, in den Gesellschaften, welche er besucht oder welche er bei sich sieht, ist er der Aristokrat mit allen seinen Vorurtheilen und mit allem auf seine Geburt gegründeten Dünkel. Er ladet nur die Personen ein, welche ihm an Rang und Familie gleichstehen und schließt sich auf seinen Festen, Bällen und Empfangsabenden in fast hermethischer Weise von allen anderen lebendigen Wesen ab, welche nicht dahin gehören, weil in ihren Adern anderes Blut fließt, als in seinen eigenen. Selbst Intelligenz, wissenschaftliche und künstlerische Talente, hohe und hervorragende Stellung im Staatsleben sind nicht im Stande, diese von ihm selbst um seine Empfangsabende und Bälle gezogene Schranke zu überspringen. Man hat mir in Pesth wunderbare Dinge von

dieser sonderbaren geistigen Bornirtheit erzählt, welche in so seltsamer Weise mit dem Geiste unseres Jahrhunderts, welches wir das Jahrhundert der Aufklärung und der Civilisation zu nennen pflegen, contrastirt und worüber man in Frankreich und Italien mitleidig lächeln würde. „Wir müssen indeß nicht vergessen," fügten die Freunde entschuldigend hinzu, wenn sie mir von diesem abgeschmackten Dünkel der ungarischen Aristokratie erzählten, daß Ungarn das, was es heute ist, erst seit dreißig Jahren geworden ist, um das unsere Aristokratie auch wieder große Vorzüge hat, wie die Liebe und die Opferwilligkeit für alle vaterländischen Interessen . . ." Aber der Pesther Bürgerstand macht sich in seinen gesellschaftlichen Beziehungen einer gleichen, ebenso zeitwidrigen Abgeschmacktheit schuldig. Ein großer Theil desselben besteht aus Juden. Ebenso, wie sich nun der Adel von dem Bürgerthum abschließt, ebenso sondert sich das Bürgerthum von den Juden ab. Vermögen, Reichthum, Intelligenz, Bildung, guter Name sind auch hier nicht im Stande, die von dem christlichen Bürgerthum um sich gezogene Schranke zu überspringen Die Juden in Pesth leben thatsächlich noch heute in einem gesellschaftlichen Ghetto; daß der ungarische Adel sie nicht empfängt, versteht sich darnach von selbst. Selbst ein Rothschildt fände zu ihren Salons keinen Zutritt. Aber ein Rothschildt würde auch schwerlich von einem christlichen Kaufmann in Pesth eingeladen werden. In dem reichen Pesther Kaufmannsstande hatte sich kürzlich ein geselliger Zirkel

gebildet, der ausnahmsweise fünf jüdischen Kaufleuten den Zutritt gestattete. Diese fünf wurden indeß in den Statuten aufgeführt und alle anderen Juden in den Statuten ausdrücklich ausgeschlossen. Ich konnte diesen exorbitenten Schilderungen Pesther Lebens kaum Glauben schenken. Solche Abgeschmacktheiten waren mir ja nicht in Clermont Ferrand, in der Hauptstadt der Auvergne begegnet, welche der Sitz des bornirtesten legitimistischen Adels in Frankreich ist. „Aber" erwiderte ich, „noch vor einer Stunde bin ich dem Fürsten Odescalchi im Casino vorgestellt worden; er benahm sich äußerst artig und zuvorkommend." „Ja, im Casino," erwiderte man mir, „daran zweifeln wir gar nicht; aber zu seinen Gesellschaften würde er Sie nicht laden." — So etwas streift dann doch wirklich an den Zopf des vorigen Jahrhunderts und ruft unwillkürlich eine Zeit ins Gedächtniß, wo die Juden noch des „heiligen römischen Reichs Kammerknechte" hießen. Die Strafe ist indeß derartigen exclusiven Zuständen auf dem Fuße gefolgt. Man kann sich in Pesth während des Winters grenzenlos langweilen, während im Sommer die Ausflüge in die schöne Umgebung der Ofener Berge schon darüber hinweghelfen. Einigen Ersatz bietet für diese gesellige Langeweile freilich das Kaffeehausleben, welches sich in Pesth, wie in den französichen und italienischen Städten entwickelt hat und durch die wahrhaft prächtigen, hohen und weiten Lokalitäten noch unterstützt wird. Jeder große Gasthof hat in seinem Erdgeschoß ein Kaffeehaus nebst Restaurant, welche in Wiener Manier einge-

richtet sind, in Pracht und Comfort aber die Wiener Kaffeehäuser und Restaurants oft übertreffen. Ich will nur beispielsweise die Kaffeehäuser und Restaurants „im Tiger", im „Hôtel de l' Europe", „in der Königin von England", „das Nationalcasino", „Licinius und Mihalek im Wurmhofe" nennen. Auch die Theater bilden vielfache Anziehungspunkte. Das ungarische Nationaltheater ist in seinem Schauspiel sowie im Conservationsstück ein Theater ersten Ranges, wenn auch gerade nicht in der Oper. Das deutsche Theater stand vor achtzehn bis zwanzig Jahren auf einer hohen Stufe künstlerischer Bildung. Ich brauche wohl nur die Namen Ludwig Dessoir, Agnes Schebest und Kathinka Heinefetter zu nennen, um jene glänzende Epoche des Pesther Stadttheaters zu charakterisiren. Aber seit den letzten funfzehn Jahren ist es mit demselben immer mehr abwärts gegangen. Seit einem Jahre hatte nun Adolf Landvogt, dessen ich oben schon erwähnte, die Leitung des Theaters übernommen, und seiner angestrengten künstlerischen so wie technischen Fähigkeit ist es gelungen, dasselbe wieder auf eine Stufe zu heben, auf der es lange nicht gestanden hatte. Zu einer Oper reichten freilich die finanziellen Kräfte nicht aus, aber Operette, Schauspiel, Lustspiel und Konversationsstück waren trefflich besetzt, während Costüme, Ballet, Dekorationen und Ausstattung mit einem großen Hoftheater wetteifern konnten.

Ich kenne in Europa keine mit solchen Luxus in der Raumverschwendung gebaute Stadt, ich meine nicht in

der Anlage der Straßen, sondern in der Anlage der Häuser, welche man eben so gut Paläste nennen könnte, wie Pesth. Ein großer viereckiger Binnenhof bildet gewöhnlich die Mitte dieser Gebäude, welcher mit Gartenanlagen, Blumenbeeten, Springbrunnen und Statuen geschmückt ist. Der Eingang in den nach der Straße belegenen Flügel findet durch ein hohes Thor statt, welches zu einem Flur von enormen Dimensionen führt, von dem zweiflüglige Treppen zu den oberen Stockwerken hinansteigen. Und wie prächtig sind diese Treppen und diese Treppenhäuser! Von enormer Breite, bestehen die Stufen aus rothen Marmorblöcken, welche meistens ihren Bruchort bei Nesczmil haben und auf der Donau abwärts geschafft werden. Dieselbe Raumverschwendung, welche in den Treppenhäusern angewendet wird, findet sich auch in den Zimmern. Staunend betrachtet der Reisende, der aus Deutschland oder dem westlichen Europa kommt, diese hohen und weiten Säle, auf welche die Benennung „Zimmer", gar nicht passen will. Auch alle Pesther Gasthöfe erster Klasse sind in diesem großartigen Style gebaut. In einem Quarée einen inneren, mit Blumen und Bäumen gezierten Hof umschließend, haben sie gewöhnlich zwei Einfahrten, eine von hinten, eine andere von vorn. Ein hoher und weiter Speisesaal befindet sich im Erdgeschoß und öffnet sich auf den Hof und Garten, so daß man, wenn man will, im Freien speisen kann; ein anderer Speisesaal befindet sich im ersten Stock. Eben so räumlich und prächtig sind die Zimmer und ganze Reihen von Zimmern. Nur

in den italienischen, großen Städten, wie in Genua, in Mailand und in Florenz habe ich ähnliche Räume in den Gebäuden gefunden, im mittleren und westlichen Europa nirgends. Fast immer schließt sich in den Gasthöfen den Speisesälen ein Kaffeehaus an, welches von denselben räumlichen Dimensionen und prächtig ausgestattet ist. Pesth übertrifft in diesen Kaffeehäusern alle ungarische Städte, sogar Wien und Paris. Dieser Comfort und diese Pracht erscheint um so bemerkenswerther, wenn man sich erinnert, daß man sich in Pesth nur zwei Tagereisen von der türkischen Grenze befindet. Was für einen Namen ich aber diesem großartigen Styl geben soll, weiß ich nicht. Der Styl ist weder orientalisch, noch deutsch, noch italienisch; er ist eben großartig. Kohl erzählt in seinen Pesther Schilderungen, er habe einen Pesther Bürgersmann gefragt, was denn das eigentlich für ein Styl wäre, ob ein deutscher, oder italienischer, oder orientalischer? „Ach nein", habe der Mann gesagt, „das ist ja nur so ein gewöhnlicher Baustyl." Die großen Gasthöfe am Quai, das Dampfschifffahrtsgebäude, der neue Akademiepalast, das Handelsgebäude des Pesther Lloyd und die Börse, das Redoutengebäude, der Palast, in dem sich das Nationalmuseum befindet, der Tiger, das Hotel Frohner und viele Privathäuser sind ganz in derselben Art und Weise gebaut und geben der Stadt ein äußerst großstädtisches und prachtvolles Ansehen. Zu den schönsten Gebäuden in Pesth ist auch das neue Comitatshaus zu zählen; die größten Gebäude sind wohl das Neugebäude mit seinen

vier Höfen und das jetzige Militairspital, das sogenannte Ludoviceum, am südöstlichen Ende der Stadt belegen. Die Pesther Kirchen sind alle neueren Ursprunges und von keiner besonderen Bedeutung. Nur die jüdische Synagoge ist sehenswerth. Sie ist im maurischen Styl aufgeführt; ihr Unterbau ist von rothem Marmor. Der Ruhm, Pesth in dieser geschmackvollen und großartigen Weise ausgebaut zu haben, gebührt indessen nicht den Magnaten, sondern den Bürgern und Kaufleuten. Der Adel ist ihnen darin nachgefolgt. Auch an großen und schönen Plätzen hat Pesth durchaus keinen Mangel. Sie sind meistens in mit großen Geschmack angelegten Squares verwandelt, zwischen deren Baumgruppen und Blumenparterres sich elegante Kioske befinden, wo den Spaziergängern Kaffee und Eis geboten wird. Der elegantere, gewerbliche Verkehr befindet sich in der breiten Waitznerstraße, deren Schauläden und Magazine mit den Wiener Schauläden wetteifern können.

An Sammlungen für Kunst und Wissenschaft ist Pesth arm, wie alle Städte im südöstlichen Europa. Wo der Islam seinen Fuß hingesetzt hat, da hat er Alles vernichtet, zerstört und niedergetreten. Auch in Konstantinopel, im nördlichen Afrika, in den Donaufürstenthümern ist dies der Fall, wo die Türken die reiche römische Kultur so vollständig ausgerottet haben, daß sogar ihre Trümmer verschwunden sind. In Ungarn haben die Türken unzählige Klosterbibliotheken auf ihrem Gewissen. Die einst so berühmte und ausgezeichnete Corvinsche Büchersamm-

lung, welche in Pesth aufgestellt war, ist zum Theil verbrannt, zum Theil in ganz Europa zerstreut. Später hat der Sammeleifer der Wiener den Ungarn Vieles entzogen; denn so wie etwas Interessantes in Ungarn entdeckt wurde, was sich für ein Museum eignete, so nahm man es für Wien in Anspruch. Die wichtigste Sammlung ungarischer Alterthümer befindet sich heute im sogenannten Nationalmuseum, welches jetzt in einem großartigen neuen Gebäude in acht weiten Säulen aufgestellt ist. Der Gründer dieses Museums ist ein ungarischer Magnat, Graf Szechenyi, aus derselben patriotischen Familie, der Ungarn so Manches zu danken hat. Im ersten und zweiten Saal sah ich metallene und steinerne Erinnerungen an die Römerzeit, Metalltafeln mit Abschieden römischer Soldaten, unter andern ein seltenes, mit Gold und Silber eingelegtes etruskisches Bronzegefäß, römische Schwerter und Werkzeuge, Bronze-Reliefs und Bronzearbeiten. Höchst interessant war die Waffensammlung im dritten Saale. Da gab es türkische und ungarische Waffen und Sättel der prächtigsten Art; da waren Streitkolben und Schwerter aufgestellt, welche ungarische und siebenbürgische Fürsten im Kampfe mit den Türken geführt hatten, ein Säbel Hunyady's, ein Säbel Gabriel's und Stephan Bathori's, auch ein Säbel Peters des Großen. Die Streitkolben und Kettenpanzer waren zuweilen sehr künstlich gearbeitet; mehrere waren von Silber. Auch eine Fahne des berühmten Rackoczy war vorhanden. Sie trug die Inschrift: Deus non derelinquet justam causam." —

„Gott wird die gerechte Sache nicht verlassen.“ — Besonders interessant waren für mich die Bogen, die Pfeile und das Schwert Attila's des großen Heerführers. Zwei Säle enthielten eine reiche Sammlung von mittelalterlichem Schmucke, von goldenen und silbernen Trinkgefäßen, von Mosaik- und Elfenbeinschnitzwerk und Reliefschüsseln. In einem besonderen Zimmer waren Bildhauerarbeiten ungarischer Künstler aufgestellt, unter denen ich eine schöne Marmorgruppe von Tadolini, Venus und Amor darstellend, anführen will. Die ebenfalls im Nationalmuseum aufgestellte Gemäldesammlung — ein Geschenk des im Jahre 1841 verstorbenen Erzbischofs von Erlau, Ladislaus Pyrker, enthielt nur 200 Bilder aus der italienischen und niederländischen Schule, unter denen sich übrigens wenig Ausgezeichnetes findet. Aus der naturwissenschaftlichen Sammlung sind besonders die Exemplare von Brauneisenstein hervorzuheben, der nirgends in der Welt so zierliche, wunderbare und unglaublich zarte Formen bildet, wie in einem Theile Ungarns, im Gemörer Comitat bei Sirke. Höchst interessant waren auch die Ferrificate aus den Marmor's, wo ganze Wälder in Eisen verwandelt worden sind. Ich sah alle möglichen Theile des Baumes in Eisen verwandelt, Rinde, Blätter, Holz, Zweige, sogar Haselnüsse, in deren ferrificirter Schaale sich die ferrificirten Nüsse noch bewegten Auch die ganze ungarische Thierwelt zog ausgestopft und in Spiritus an mir vorüber. Da stand das echt ungarische Schaaf mit seinen großen Hörnern, welche mehr als zwei Fuß Länge

haben, weit auseinanderstehen, sich in kurzen Windungen um eine grade Linie drehend. Die Ungarn haben das Schaaf noch mit über die Karpathen gebracht. Heute sieht man es nur noch selten. Da waren Skorpione und Schildkröten, welche sich im südlichen Ungarn finden; da standen alle Reiherarten, deren Federn die ungarischen Magnaten auf ihren Kalpaks tragen. Sämmtliche Fische der Donau, der Theis und des Balatons, welche ich so oft mit Paprika gewürzt, während meiner Reise auf dem Teller haben sollte, stellten sich mir hier wohl konservirt in Spiritus vor. Der „Schill," der sogenannte Sandbarsch, eine Art Zander, machte den Anfang, dann kam der „Dick," der gewöhnliche Hausen, der „Stirl," der „Wels," auch der köstlichste von allen, der „Fogas," ebenfalls eine Art Zander. Alle Feinschmecker, welche in Ungarn gewesen sind, werden ihn kennen.

Vom Besuch des Nationalmuseums fuhr ich mit Herrn von Trauschenfels zu Herrn Franz Deak. Mein Begleiter gehörte zu den eifrigsten Verehrern des berühmten ungarischen Patrioten und hatte mich schon am vorigen Tage angemeldet. Der populärste Mann in Ungarn, das bedeutendste Mitglied des ungarischen Reichstages, um dessen Person sich damals jedenfalls alle Parteien und alle politischen Nüancirungen gruppirten, bewohnte in der inneren Stadt zwei Zimmer in einem Hotel, welche er bei seiner Anwesenheit in Pesth gewöhnlich inne zu haben pflegte, stattliche hohe, sonst sehr einfach eingerichtete Räume. Deak lebt von einigen Tausend Gulden,

welche er als Leibrente aus einem ihm gehörigen Landgute bezieht. Zu Deaks vielen Tugenden und vorzüglichen Eigenschaften ist auch die Einfachheit des Lebens und seine Bedürfnißlosigkeit zu rechnen.

Seine äußere Erscheinung ist die eines kräftigen, etwas korpulenten Mannes von stattlicher Gestalt. Wohl schon über die Mitte der Fünfziger hinaus, scheint er zehn Jahr jünger zu sein. Seine Gesichtszüge haben einen echt ungarischen Typus; er hat dunkelbraunes Haar und dunkle Augen. Die Ruhe und Bedächtigkeit, welche sein politisches Streben charakterisirt, prägen sich auch auf seinem Gesichte, in seinen Bewegungen, in seiner Sprache aus. Ich habe wenig Menschen gesehen, bei denen das Aeußere ihrem inneren Wesen so entspricht, wie bei Deak. Deak ist nicht der Mann der Revolution, sondern der Mann des gesetzlichen Kampfes um das Recht und um die Verfassung seines Vaterlandes. Deak ist das verkörperte ungarische Recht, sowie er der gelehrteste Kenner desselben ist. Er bleibt ruhig mitten im Sturm; aber er hält aus, wie ein Fels, den die Wogen zwar berühren, aber nicht erschüttern können. Ohne allen Eigennutz, ohne jede Selbstsucht, will er nichts für sich, aber Alles für sein Land. Sein Ruf ist ohne Makel. In unserem Gespräch über die möglichen Eventualitäten, welche der drohende Krieg für Ungarn zur Folge haben könne, sprach er sich, wie ich schon erwähnte, nicht für eine Insurrektion, welche der materielle Nothstand des Landes auch sehr schwierig machen würde, sondern für Herstellung

der verfassungsmäßigen Freiheiten und Rechte Ungarns im friedlichen Wege aus, wozu das Wiener Kabinet bei dem Drucke, der von Seiten Italiens und Preußens durch einen Krieg auf Oesterreich geübt werden würde, sich geneigt zeigen müsse. Ich bin, wie ich schon erwähnte, der Meinung, daß es nur dieser Deak'schen Anschauung und dem mächtigen Einfluß, den Deak in Ungarn besitzt, zugeschrieben werden muß, daß der Aufstand in Ungarn während des preußisch-italienischen Feldzuges nicht ausgebrochen ist. Deak hätte, sobald er es gewollt hätte, diesen Aufstand hervorrufen können; ich glaube, daß er bei der enormen Popularität, die er in Ungarn besitzt, die Macht dazu gehabt hätte. Nur diese Thatsachen will ich hiermit constatiren. Ob seine Anschauungsweise eine irrige war, darüber ließ sich damals noch nicht aburtheilen. Im Mai war man in ganz Ungarn der Meinung, seine Friedenspolitik würde dem Lande zu seinen verfassungsmäßigen Rechten und Freiheiten verhelfen. Sechs Wochen später als ich auf meiner Rückreise aus den Donaufürstenthümern wiederum einige Tage in Pesth zubrachte — es war kurz vor dem Einmarsche der Preußen in Sachsen, war man in Pesth schon seiner Sache nicht mehr so sicher. Deak habe ich damals nicht wieder gesprochen. Ich ging nicht wieder zu ihm, um ihm nicht meine Meinung aussprechen zu müssen, daß ich glaube, wie durch die eingeschlagene Friedenspolitik leider bereits der Moment in Ungarn verpaßt sei, und daß die Geschichte das Wort „Zu spät!," was oft genug Throne gestürzt und Völker um ihre Freiheit gebracht hat, in

wenigen Wochen auch über Ungarn aussprechen würde. Heute sage ich, Deaks Anschauungsweise ist die richtige gewesen. Der Erfolg hat immer Recht.

Die Verbindung zwischen Ofen und Pesth bildet jetzt die berühmte Kettenbrücke, eine der größten und prächtigsten Kettenbrücken, welche überhaupt in Europa existiren, während früher die Verbindung der beiden Schwesterstädte, insbesondere im Winter ihre Schwierigkeiten hatte. Die Kettenbrücke wurde im Jahre 1849 eröffnet. Ihre Einweihungsfeier bildete leider der Vorbeimarsch der Truppen Windischgrätz's, welche von Ofen herüberkamen, um Pesth zu besetzen. Die Pesther hatten freilich das Vergnügen, dieselben Truppen nach den Gefechten auf dem Rakoschfelde Hals über Kopf ihren Rückmarsch aus Ungarn über dieselbe Brücke antreten zu sehen. Die Spannketten der Brücke ruhen auf zwei, etwa 150 Fuß hohen Pfeilern. Die Länge der Brücke von einem Uferbau zum anderen beträgt an 1200 Fuß — gewiß eine respektable Länge. Die Höhe der Brücke über dem Spiegel der Donau beträgt bei mittlerem Wasserstande 43 Fuß. Zwei Wege für Fußgänger laufen auf derselben zu beiden Seiten des Fahrweges hin. Der letztere hat eine Breite von 25 Fuß, während jeder Fußweg eine Breite von 6 Fuß hat. Auf der Ofener Seite ist der Schloßberg durch einen langen und hohen Tunnel durchbrochen.

Wenn man aus Pesth über die Kettenbrücke zum ersten Mal nach Ofen kommt, so kontrastirt der Anblick der Stadt in höchst sonderbarer Weise. Während Pesth

in baulicher Beziehung mit seinen breiten, regelmäßigen Straßen, mit seinen im großartigen Styl erbauten Häusern, mit seinen Squares, Alleen und Plätzen ganz den Charakter einer südeuropäischen Großstadt repräsentirt, so sieht man sich, sobald man die prächtige Kettenbrücke passirt hat, plötzlich in eine stille ungarische Landstadt versetzt. Kleine in ungarischer Manier erbaute Häuser von ländlichem Anstrich, vielfach von Gemüsegärten umgeben, schließen enge Straßen ein, in denen ein beständiger Kalkstaub weht. Ohne einen bestimmten Plan in der Anlage sind die Häuser in den Kalkfelsen, aus denen die Ofener Berge bestehen, hinaufgebaut. Die Querstraßen führen bergauf, während auch schon die zweite Längenstraße, welche in paralleler Richtung mit der Donauzeile die Stadt durchschneidet, höher liegt, wie die am Fluß hinführende Donauzeile. Ein so pittoreskes Bild diese amphitheatralisch an den Bergen aufsteigenden Straßen und Häuser auch demjenigen bieten, der sie von dem breiten Quai jenseits der Donau betrachtet — wenn er herüberkommt und in diesen unregelmäßigen, holprigen Straßen und zwischen diesen unansehnlichen kleinen Häusergruppen umhersteigt, so wird ihm das pittoreske Bild in seinen einzelnen Bestandtheilen gar nicht mehr behagen. Die Lebensexistenz der Pesther ist der Handel, während das Gewerbe der Ofener Weinbau und Ackerbau ist. Hinter ihrer Stadt breiten sich ein paar Quadratmeilen lang ununterbrochen Weingärten aus, in denen Rebe an Rebe steht. Pesth hat sich, wie Kohl sich sehr bezeichnend

ausdrückt, „auf dem linken Donauufer mit der Energie einer amerikanischen Stadt emporgeschwungen und arbeitet mit Dampf- und Wasserkraft, während Ofen mit uralten seit Triptolemus und Pomona's Zeiten her geheiligten Künsten beschäftigt, wie eine stille Landschaft daneben liegt und die Mysterien des Bachus und der Ceres feiert." Ofen war einst eine römische Kolonie. Als der Islam sich wie eine verheerende Wolke über das südöstliche Europa entlud, wurde die Stadt von Sultan Soliman erobert, welcher sie zum Sitz eines Vezirs über mehrere Paschas machte. So blieb Ofen fast anderthalb Jahrhunderte im Besitz der Türken, bis diese von den Deutschen unter Führung Carls von Lothringen und Ludwigs von Baden wieder vertrieben wurden. Aus diesen, Jahrhunderte füllenden Kämpfen ist nichts mehr übrig, als die Erinnerungen, die Namen einiger Weinberge und Familien, einige Bauten aus der Türkenzeit und einige Reste römischer Bäder, römischer Gräber und römischer Befestigungen. Zu den letzteren gelangt man, wenn man die staubige und heiße Uferstraße entlang nach Alt-Ofen geht, welches meistens von Juden bewohnt ist — ein langweiliger und monotoner Spaziergang, mit dem man gleich eine allerdings für Techniker interessante Besichtigung der in Alt-Ofen befindlichen Schiffswerften verbinden kann. Einer von den Weinbergen, den man von der schönen Promenade des Ofener Schloßbergs erblickt, heißt heute noch der Schwabenberg, weil auf seinem Plateau bei der Belagerung die Deutschen — die Schwaben — sich gelagert

hatten, ein anderer heißt der Adlerberg, der seinen Namen daher hat, weil dort mehrere Tausend Türken von großen Schaaren von Adlern aufgefressen wurden. Natürlich waren sie, bevor die Adler sie fraßen, bei einem Ausfalle aus der Stadt von den Deutschen erschlagen worden.

Weit mehr als die noch vorhandenen mageren Reste aus der Römerzeit, interessirte mich alles das, was der Islam in Ofen zurückgelassen hatte. Mein wiedergefundener Freund aus der westphälischen Knabenzeit auf rother Erde führte mich eines Nachmittags in die Raizenstadt, in das Quartier von Ofen, welches vorzugsweise die Raizen oder Serben bewohnen. Die Raizenstadt besteht aus mehreren kleineren Häusern, welche amphitheatralisch an den unteren Abstufungen des Blocksberges hinansteigen Sie sind fast sämmtlich von gleicher Größe und Gestalt und wenden sämmtlich der Stadt Pesth ihre Fronte zu. Die Raizen haben sich durch ganz Ungarn verbreitet, von Belgrad bis nach Wien. Ihre Hauptwohnorte im Lande der Magyaren sind das Banat, Syrmien und die Batschka. Im nördlichen Ungarn wohnen sie an der Donau entlang; die Städte Komorn, Gran, Neusalz, Ofen, haben sämmtlich ihre Raizenquartiere. In früheren Zeiten suchten die Serben Schutz und Aufenthalt in Ungarn vor den türkischen Raubzügen; heute ist es das Talent für den Handel, welches sie nach Oesterreich führt. Nach Ofen kamen die Serben oder Raizen am Ende des siebzehnten Jahrhunderts, als die Deutschen den Türken die Stadt entrissen, als Kolonisten und siedelten sich am

Blocksberg an, während die Deutschen die andere Seite des Schloßberges wählten. Vielleicht hat die Liebe zu den warmen Bädern, welche allen Orientalen inne wohnt, sie bewogen, sich dort anzusiedeln, da am Blocksberg von den fünf warmen Schwefelquellen, welche Ofen besitzt, allein drei zu Tage kommen. So befinden sich auch drei von den Ofener Bädern in der Raizenstadt: das Blocksbad, das Bruckbad und das Raizenbad. Die Quellen, welche zugleich eisenhaltig und schwefelhaltig sind, entspringen aus steilen Kalkfelsen und haben eine Wärme von 38°. Freund Beermann führte mich in alle drei. Schon die Römer haben sie gekannt. Dann haben die Türken in ihren heißen Wassern geschwelgt. Ein großer Theil der Baderäume ist noch so, wie die Türken sie hergestellt haben. Da sie sämmtlich einander ähnlich sind, werde ich das größte derselben, das Bruckbad, schildern. Die starke, ergiebige Schwefelquelle ist vermittelst Röhren durch sämmtliche Gebäude geleitet, und tritt in mehr oder minder eleganten Baderäumen und Badestuben und außerdem in einem großen Gemeinbade zu Tage. Erstere sehen aus, wie die Badestuben in allen modernen europäischen Bädern, haben also nichts interessantes. Man kann Bäder bis zu zwei Gulden die Stunde haben, je nach dem Comfort, den man beansprucht. Im Gemeinbad dagegen kostet das Bad nur anderthalb Kreuzer und für diese anderthalb Kreuzer kann man so lange im Bade sitzen, wie man will. Als wir die modernen Badestuben gesehen hatten, gingen wir zum Gemeinbade.

Durch verschiedene enge Gänge gelangten wir zu einem dämmerigen Raume, dessen Größe und Conturen die aus dem Wasser aufsteigenden Schwefeldämpfe zuerst gar nicht unterscheiden ließen. Die Temparatur war entsetzlich und wurde durch den Kontrast der draußen und hier herrschenden Athmosphäre noch verstärkt; denn draußen war's ein frischer luftiger Maitag Als ich allmählig wieder das Sehen gelernt hatte, erblickte ich ein höchst sonderbares Bild innerhalb eines Rahmens, daß mich mit einem Sprunge aus dem Occident nach den Orient versetzte. Ich stand am Rande eines weiten, runden, steinernen Beckens, Rund um das steinerne Becken führte ein freier, ebenfalls mit Steinplatten gepflasterter, runder Raum von vielleicht zehn Fuß Durchmesser, von dessen äußeren Rändern sich ein hohes kuppelartiges Gewölbe erhob; an den Wänden desselben befanden sich steinerne Bänke. In der Mitte wurde das Gewölbe von mehreren Pfeilern gestützt. Die Beleuchtung fand durch einige in den Seitenwänden des Gewölbes befindliche schmale Fenster und durch an den Pfeilern befestigte Lampen statt. Aber Tages- und Lampenlicht waren, obschon sie ihre Kräfte vereinigten, nur im Stande, eine schwache Dämmerung hervorzubringen, an welche sich das vom Frühlingssonnenschein geblendete Auge erst allmälig gewöhnen mußte, um Gegenstände und Figuren zu unterscheiden. Das gewölbte Bad ist noch grade so, wie Sultan Soliman es aus den Steinen eines bischöflichen Palastes aufgeführt hat, und wie Pascha Mahmud es durch die

Derwischklöster vergrößert hat. Alles triefte von Dampf und Schwefel. In dem Bassin plätscherten und standen Hunderte von Badenden durcheinander, Männer, Weiber und Kinder in allen Altersstufen

Wie anders sah es dagegen im Kaiserbade aus. Das Kaiserbad befindet sich an der anderen Seite des Schloßberges in dem Theile der Stadt, wo sich die Deutschen ansässig gemacht haben. Wieder diese Kontraste zwischen Orient und Occident, welche im südöstlichen Europa dem Wanderer überall begegnen! In der Raizenstadt sind noch die Bäder Solimans in ihrer ursprünglichen Gestalt; im deutschen Ofen hat die türkischen Baureste ein moderner Prachtbau verdrängt, der in seinen weiten Räumen europäische Zweckmäßigkeit mit europäischen Luxus und Comfort vereinigt. Er wurde im Jahre 1842 aus den Mitteln eines edlen ungarischen Patrioten, des Geheimen Rath Stephan Marczibanyi von Pucho und seiner hochsinnigen Gemahlin aus der Familie des Majthenyi von Kesselnökö begonnen, und ist, wie es in der bei der Grundsteinlegung gehaltenen Rede des Pfarrers Dr. Spötz heißt, „dem ehrwürdigen Orden der barmherzigen Brüder in Ofen übergeben, um von den Renten dieses Besitzthums Werke der wohlthätigen Nächstenliebe und Barmherzigkeit an den verlassenen Kranken auszuüben.“ Heute besteht die auf der Höhe der jetzigen Wissenschaft stehende Heilanstalt aus 58 Marmorspiegelbädern, 18 Türkenbädern, 28 neuen, aus rothem polirtem Marmor verfertigten Wannenbädern und 6 Zinkwannen zu Schlamm-, Malz-,

Salz-, Alaun- und anderen medikamentösen Bädern. Ein noch aus der Türkenzeit stammendes, kirchenartiges Prachtgebäude, ganz aus Marmor aufgerichtet, ist zu einem Mineraldampfbade umgestaltet worden. Ein im byzantinischen Styl mit verschwenderischer Pracht aufgeführter Bau ist zu einer Damenschwimmhalle hergerichtet und mitten im Donaupark befindet sich ein aus großen Quadersteinen erbauter Schwimmteich von 300 Quadratklafter. Ein Volksbad, worin 500 Personen auf einmal baden können, bietet auch den ärmsten Kranken alle Attribute einer bequemen Badeanstalt. Und mit welcher Pracht, mit welchem Comfort sind die Wohnzimmer, die Speisesäle, der Gesellschaftssalon, das Kaffeehaus hergestellt. Der große Kurhof bildet einen schattenreichen Park von Platanenbäumen, von einem bedeckten imposanten Säulengange umgeben, auf dessen südlicher Seite die Trinkquelle einer tiefen Marmorgrotte entsprudelt, zu der eine doppelte Reihe von Marmortreppen hinabführt. Der westliche Theil des Kurhofes ist von einem großen Speisesaal, welcher 500 Gäste umfassen kann, durchschnitten, welcher aus bronzirten eisernen Säulen, Kupfer- und Farbenglas besteht und höchst elegant dekorirt ist. Mit diesem großen Kurhof ist noch ein kleiner mit eben so großem Comfort wie Schönheitssinn eingerichteter Kurhof verbunden, und die an der westlichen Seite des Donauparks erbauten Gartengebäude bieten von ihrem breiten, mit einer bronzirt gußeisernen Balustrade versehenen Korridor dem Spaziergänger eine wundervolle Aussicht. Die

Zahl der höchst comfortablen Wohnzimmer beträgt nicht weniger als 250. Das Kaiserbad wird von eilf aus dem Josephsberge entspringenden Mineralquellen so reichlich mit Wasser versehen, daß ein berühmter Thermograph sich äußerte: „Europa könne hier baden.“ Und wirklich, die Anzahl und Ausdehnung der Baderäume bieten Raum für mehr als 2000 Badende auf einmal! Die Temparaturen der Quellen sind sehr verschieden. Sie steigen von 22° auf 52°. Abgesehen von der allgemeinen Wirkung der Bäder, welche darin besteht, daß das Blut von der Oberfläche des Körpers nach dem Herzen und den inneren großen Gefäßen getrieben wird, heilt die Kaiserbadquelle, beim rationellen Gebrauch eine lange Reihe von Krankheiten, aus der Klasse der Dyskrasien und Organkrankheiten. Von den ersteren nenne ich nur Skropheln, Gicht und Rheumatismus, Syphilis und Bleichsucht; aus der Zahl der letztern will ich nur chronischen Katharr der Luftwerkzeuge, Hämorrhoidalbeschwerden, Leberkrankheiten, Gelbsucht, Gallensteine, Nieren- und Blasenleiden, Drüsenkrankheiten, chronische Nervenleiden, Wechselfieber und alle Krankheiten der Muskeln, Knochen und der Haut aufzählen.

Ungefähr zehn Minuten vom Kaiserbad, wenn man bergaufwärts steigt, mitten in den Weinbergen befindet sich noch eine interessante steinerne Reminiscenz aus der Türkenzeit. Es ist eine kleine halbdunkle, achteckige, etwa fünf und zwanzig Fuß hohe Moschee. Ihre Kuppel wird von einen mit blinkendem Halbmond geschmückten

Minaret überragt. Die inneren Wände sind weiß getüncht; an mehreren Stellen befinden sich türkische Schriftzüge. Dann hängt dort ein Schwert, ein Dolch, eine Fahne und ein Stück Bergkrystall oder durchsichtiges Bergsalz, mit Koransprüchen beschrieben. Form und Dekorationen waren den Todtenkapellen oder Mausoleen, welche ich häufig auf türkischen und arabischen Friedhöfen gefunden habe, ganz ähnlich. Das Mausoleum wölbt sich über dem Grabe eines im Orient hochverehrten Mönches, des Scheich Gül-Baba. Gül-Baba heißt "Rosenvater." Alljährlich kommen noch Pilger aus dem Orient, aus Kleinasien, aus Konstantinopel, aus Syrien, sogar aus Persien nach Ofen, um am Grabe des „Rosenvaters" ihre Andacht zu verrichten. Sie ziehen vor der Schwelle wie vor der Schwelle jeder Moschee die Schuhe aus, setzen dann, wenn sie eingetreten sind, Fuß vor Fuß, um auf diese Weise auszumessen, wo „Gül-Baba" mit dem Kopfe liegt, dort nieder zu fallen, sich dreimal in der Richtung nach Mecka zu verneigen, mit dem Haupte den Boden zu berühren und zu beten. Die Kinder Mahommeds müssen großes Gewicht auf die Todtenkapelle Gül-Baba's, des „Rosenvaters", legen, denn der im Jahre 1699 zwischen dem Kaiser und der Pforte abgeschlossene Friedensvertrag von Carlowitz enthält einen besonderen Artikel, der der österreichischen Regierung die Erhaltung des Mausoleums zur Pflicht macht.

Auf dem Schloßberge sind alle steinernen Erinnerungen aus der Tartarenzeit, aus der Türkenzeit und aus der

Zeit der ungarischen Könige verschwunden; nur der Schloßberg selbst steht noch und blickt auf den breiten Strom und die weite Ebene des Rakoschfeldes gerade wie früher. Die kriegerischen Stürme, welche mit den Tartaren, mit den Türken und dann mit den Deutschen, welche die Türken wieder aus Ungarn hinauswarfen, Jahrhunderte hindurch über die Scheitel des Schloßberges tobten, haben die Mauern der Hofburgen der ungarischen Könige, die christlichen Tempel und die Mahomedanischen Moscheen mit ihren Kuppeln und Minarets so vollkommen hinweggefegt, daß nicht einmal einige Mauertrümmer übrig geblieben sind. Das königliche Schloß, welches sich heute auf dem Schloßberge erhebt, ist neueren Ursprunges; noch neuer sind die Festungswerke, welche im Jahre 1850 von den Oesterreichern wieder hergestellt wurden, nachdem die Ungarn sie unter Görgey's Führung mit heroischer Tapferkeit gestürmt und später geschleift hatten. Das Schloß steht ganz auf derselben Stelle, wo ehemals das alte Schloß der Könige von Ungarn stand, ist ein großes Gebäude im modernen Styl, hat aber außer seiner schönen Lage am Rande des Schloßberges und der herrlichen Aussicht aus dem Fenster nichts Ausgezeichnetes. In der Rüstkammer befindet sich eine charakteristische und interessante Trophäensammlung: eine Rüstung Attila's, eine Rüstung Ziska's, des großen Hussitenhelden, den Alfred Meißner so prächtig besungen hat, seidene, dickstoffige Kreuzesfahnen, Carbonarifahnen und Fahnen der französischen Republik. Auf den Carbonarifahnen sind Freiheitsmützen zwischen

Dolchen und Freimaurerzeichen dargestellt und darüber liest man die Worte: „Egualianze o morte!“ Heute sind Rienzi's Worte: „Ganz Italien ist frei!“ zur Wahrheit geworden. „Italien frei bis zur Adria!“ Auf dem Paradeplatze der Festung erhebt sich der gußeiserne, gothische Aufsatz des Hentzidenkmals, auf dem die Worte stehen: General Hentzi, mit ihm Oberst Allnoch, sammt 418 Tapferen, starben hier den Opfertod für Kaiser und Vaterland.“ Wenn doch die europäischen Dynasten ihre Kämpfer nicht mit erborgtem Lorbeer schmücken wollten! Tapfer waren sie allerdings, die Armen, die hier den ewigen Todesschlaf schlafen. Auch für den Kaiser sind sie gestorben, wenn man mit dem Worte „Kaiser“ die habsburg-lothringischen Hausinteressen zusammenfaßt. Aber mit dem „Vaterlande“ haben sie nichts zu thun. Sie fochten und starben für die Unterdrückung des ungarischen Vaterlandes, insofern sie Ungarn waren. Für das Vaterland starben Batthyany, die Generale Aulich, Damianitsch und die anderen zwanzig Märtyrer, welche Haynau in Arad hängen ließ. Ihnen würde die Grabschrift gebühren: „Sie fochten und starben für das Vaterland und die Freiheit, wie die Helden des Alterthums.“

Ich kann nicht von Ofen scheiden, ohne der schattenreichen wundervollen Spaziergänge in seinen Bergen und ihrer herrlichen Aussichtspunkte, sowie der Margaretheninsel zu gedenken. Sie schwimmt mitten in dem mächtigen Strome wie ein blühendes Eiland, dessen Gewand aus köstlichen Baumgruppen, frischen Rasen

und bunten Blumen gewoben ist. Und zwischen dem Laub und den Zweigen ragen gebrochene Bogen, niedergestürzte Säulen und malerische Mauertrümmer auf, steinerne Erinnerungen an die schöne Tochter des Königs Bela, an die Prinzessin Margarethe, deren Namen die schöne Insel noch heute führt. Sie erbaute auf dem grünen Eiland ein Kloster und eine Kirche, welches die Tartaren in Schutt und Asche legten. Mich verbindet mit der Margaretheninsel die Erinnerung an eine glänzende Regatta der ungarischen Aristokratie, zu der man so freundlich war mich einzuladen. Alle Schönheiten der vornehmen Pesther Damenwelt waren anwesend. Und noch in keiner Stadt der Welt habe ich so schöne Mädchen und Frauen gesehen, wie in Pesth! Pesth ist nicht allein die letzte europäische Stadt im Südosten Europa's; es ist auch die erste Stadt Europa's in seinen Frauen, hinter der London, Florenz und Rom zurückstehen müssen.



Drittes Kapitel.

Das große Völkerthor bei Belgrad, die türkischen Südslaven und die orientalische Frage.

Das große Völkerthor bei Belgrad und seine politische Bedeutung. Eine deutsche Intervention im Orient. Prinz Eugen von Savoyen. Oesterreichs Stellung zu Serbien und Rumänien. Czerny Georg. Alexander Ypsilanti. Ein Bündniß Serbiens und Rumäniens. Die Befreiung der Süd-Slaven vom türkischen Joche. Die südslavische Konföderation. Die Bosnier. Die Bulgaren. Freiheitsbestrebungen der Bulgaren. Die Slaven in Mazedonien und

Epirus. Parallele der Süd-Slaven, Griechen und Serben. Die aufrührerischen Elemente in der Türkei. Türkische Despotie und ihre Gründe. Leiden der Süd-Slavischen Bevölkerung unter türkischer Herrschaft.

Da, wo die Sau in die Donau strömt, befindet sich eins der größten und interessantesten Völkerthore Europa's, einer der wichtigsten Plätze für den kriegerischen, wie für den friedlichen Verkehr der occidentalischen und orientalischen Volksstämme. Vier schiffbare Wasserstraßen laufen nach vier Himmelsgegenden von diesem Punkte aus, die Wasserstraße der Sau nach Westen, die Wasserstraße der Drau nach Westnordwest, die Straße der Donau nach Nordnordwest, die Straße der Theiß nach Norden. Endlich läuft auf diesen Punkt die große, mittlere Hauptstraßenlinie aus, welche vom Bosporus und aus Kleinasien kommt.

Gerade in diesem wichtigen Angelpunkte von fünf in das Herz des Orients und des Occidents führenden Straßen liegt Belgrad, die erblühende Hauptstadt des jungen Serbenreiches. Auf Belgrad zielen das panonische, das jazygische und das dacische Mesopotamien mit ihren äußersten Spitze, als auf ihren Dreh- und Angelpunkt. Wer im Besitz von Belgrad ist, ist Herr der oben genannten, fünf wichtigen Straßenlinien, welche in das Herz des Orients und des Occidents führen, und kann sich zum Besitzer der vier Mesopotamien machen.

Belgrad ist der Mittelpunkt derjenigen Erdgegenden, an welche Goethe dachte, als er schrieb: „Wenn hinten

fern in der Türkei die Völker aufeinander schlagen." Schon die römischen Kaiser und die Obersten der Byzantinischen Kaiser drangen durch das bei Belgrad befindliche Völkerthor, und zwar durch das Thal der Morawa in den Occident ein. Denselben Weg nahmen die Janitscharen, welche auf der großen, mittleren Hauptstraßenlinie, die vom Bosporus und von Kleinasien hier eintrifft, heranmarschirten, um Ungarn und Dazien zu überfluthen. Und wieder hinaus aus diesem Thore zogen zu Hunderttausenden die Ungarn und die Deutschen, um die Schaaren Mohameds aus dem Occident hinauszuwerfen, und Cultur und Civilisation im östlichen Europa zu retten, welche die Türken seit Jahrhunderten niedergetreten hatten. Noch heute heißen die Donauinseln zwischen Semlin und Belgrad die „Kriegsinseln." Spanier, Franzosen, Italiener, Serbien sind hier zu Hunderttausenden umgekommen, um den Türken den Besitz dieses Völkerthores zu entreißen. Von Mohacz bis Belgrad ist der Donaustrand eine lange Reihe von blutgedüngten Schlachtfeldern.

Schon einmal hat an diesem Punkte eine deutsche Intervention stattgefunden, und zwar eine gewaltige Intervention, welche den Occident endlich von der Türkenherrschaft befreite und in Besitz des wichtigen Völkerthores bei Belgrad setzte. An der Spitze dieser deutschen Intervention stand der berühmte Prinz und Feldherr Eugen von Savoyen. Mehr als ein ganzes Jahrhundert ist seit jenen Ereignissen über Ungarn und

Serbien dahingezogen und noch heute ertönt am Strande der Donau das Lied vom „Prinz Eugen, dem tapferen Ritter." Wohl noch nie hat ein deutsches Volkslied eine so nachhaltige Verbreitung gefunden, wie dies Lied vom Prinz Eugen, so gering auch sein musikalischer und poetischer Werth ist. Das Motiv dieser ungemeinen Verbreitung liegt in der Wichtigkeit der damals von dem Prinzen Eugen geführten deutschen Intervention für alle das südöstliche Europa bewohnenden Völker, welche dadurch wenigstens, soweit sie die ungarische Ebenen bewohnten, von der türkischen Herrschaft befreit wurden.

Für die in den Ländern an der unteren Donau wohnenden Südslaven, für die Rumänen, für die Serben, für die Bulgaren, für die Bosnier besteht die türkische Herrschaft noch heute. Für die Rumänen und Serben ist sie freilich zu einem Schatten von Suzeränität hinabgesunken, welche indeß, abgesehen von dem jährlichen, nicht bedeutenden Tribut, wie ein Alp, die industrielle, sowie commerzielle Entwickelung und Hebung jener Länder drückt. Für die südslavischen Völker und Stämme, welche in Bulgarien, Bosnien, in Thrazien und Mazedonien wohnen, besteht die türkische Herrschaft aber noch heute in ihrem ganzen Umfange. Die Rumänen haben sich unter dem Schutze französischer und russischer Intervention befreit. Die Serben haben das Werk ihrer Befreiung allein durch eigene Kraft und durch eigene Tapferkeit vollbracht. Oesterreich hat seit mehr als hundert Jahren für die Befreiung der südslavischen Volksstämme

nicht das Mindeste gethan. Im Gegentheil hat Oesterreich immer auf Seiten der Pforte gestanden. Als der serbische Held Czerny Georg 1813 sein Vaterland verlassen mußte, ließ ihn die österreichische Regierung verhaften und in den Kasematten einer östereichischen Festung einsperren. Als den Serben im Jahre 1833 in Belgrad eine Zeitung herausgaben, ward die Zeitung bis zum Jahre 1838 in Oesterreich verboten. Als Alexander Ypsilanti mit dem Aufstande in der Moldau und Wallachei gescheitert war und sich in Siebenbürgen eine Zufluchtsstätte suchte, wurde er bis zum Jahre 1829 in der Festung Munkacz eingesperrt. Im Jahre 1823 hat die österreichische Regierung den Philhellenen den Weg nach Griechenland versperrt und österreichische Kriegsschiffe führten den von den Griechen blockirten Festungen Lebensmittel zu. Bei dem letzten serbischen Regentenwechsel hat Oesterreich erklärt, daß dieser Regentenwechsel eine rein russische Frage sei. Und weshalb eine solche Erklärung? Weil der öffentliche Geist, weil das Freiheitsgefühl der Südslaven dem Wiener Kabinet gefährlicher erschien, als der russische Einfluß. Nun, Oesterreich hat durch diese verkehrte Politik seinen Einfluß in den Ländern der unteren Donau auch selbst todt gemacht. Die unter türkischer Souveränität und Suzeränität stehenden südslavischen Völkerstämme gehorchen russischem Einfluß, erwarten von Rußland ihre Befreiung. Alles, was seit 30 Jahren in der Moldau für freiheitliche Entwickelung, für Cultur, für Civilisation und Volksbildung geschehen

ist, ist unter russischer Aegide vor sich gegangen. Die österreichische Regierung hat sich dagegen in Rumänien und Serbien seit den letzten dreißig Jahren vollkommen unpopulär gemacht. Wie oft habe ich in Belgrad und in Bukarest die Aeußerung gehört: „Wenn es denn sein muß, lieber eine russische oder türkische Invasion als eine österreichische. Von Oesterreich ist uns niemals etwas Gutes gekommen!" Die österreichische Intervention während der Jahre 1854 bis 1857 ist noch allen Rumänen frisch im Gedächtniß.

Durch die Ernennung eines deutschen Fürsten, des Prinzen Karl von Hohenzollern, zum Hospodaren von Rumänien, ist für eine deutsche Intervention im Orient eine Basis geschaffen. Deutschland ist dadurch die Möglichkeit gegeben, in der Lösung der sogenannten orientalischen Frage an die Stelle Oesterreichs und Rußlands zu treten. Die Operationsbasis dieser deutschen Intervention würden Rumänien und Serbien sein, während Serbien die Initiative zu ergreifen haben würde. Die Abschüttelung der türkischen Suzeränität würde das gemeinschaftliche Interesse werden, welches Serbien und Rumänien nach dieser Richtung hin verbände und die Grundlage eines zwischen beiden Ländern zu schließenden Bündnisses wäre, welches Serbien und Rumänien zu gleicher Zeit in Besitz des großen Völkerthores bei Belgrad setzte, von dem ich so eben gesprochen habe und zugleich wieder der erste Schritt zu einer Konföderation aller südslavischen Stämme wäre, welche in Bulgarien, Bosnien

in Thrazien und Macedonien wohnen Der Gedanke einer solchen südslavischen Konföderation ist in den Bevölkerungen der erwähnten Länder, welche das gemeinschaftliche kirchliche Interesse, sowie das Stammesinteresse längst verbindet, vorhanden. Das Nationalitätsgefühl ist dort überall erwacht und während der letzten dreißig Jahre mehrmals in hellen Flammen aufgelodert. Es handelt sich blos darum, es zu vereinigen und zum Sturz der türkischen Herrschaft in Europa in Bewegung zu setzen. Eine südslavische Konföderation in den Ländern an der unteren Donau würde ganz allein im Stande sein, die türkische Herrschaft über den Haufen zu werfen. Auch der Zeitpunkt ist momentan so günstig, wie er noch niemals gewesen ist. Der Aufstand auf der Insel Kandia, die Bewegung, welche im ganzen türkischen Reiche im Entstehen ist, sind Faktoren, deren Stärke zur Mitwirkung nicht genug in Anschlag zu bringen ist.

Preußen würde die Aufgabe haben, vermittelst seiner politischen Verbindung mit Rumänien diese deutsche Intervention im Orient ins Leben treten zu lassen, und Deutschland an die Spitze jener sogenannten Schutzmächte zu stellen, deren Eifersucht um den Besitz der untern Donauländer bis jetzt der Türkei einzig und allein ein klägliches Dasein gefristet hat.

Eine Befreiung aller, die Länder an der untern Donau und die Türkei bewohnenden südslavischen Stämme würde durch sie selbst ins Werk gesetzt werden können, wenn dem Hospodaren von Rumänien die Mittel gegeben

würden, die Initiative zu ergreifen, und Rußland gehindert wäre, im eigenen Interesse zu interveniren. Oesterreich würde momentan wohl schwerlich an eine Intervention denken, welche übrigens auch für dasselbe von den verderblichsten Folgen werden könnte. Die Aufgabe Preußens würde wiederum darin bestehen, den Hospodaren von Rumänien in der Ergreifung dieser Initiative zu unterstützen und die russische Intervention in die „eigenen Angelegenheiten“ der südslavischen Konföderation zu verhindern. Wäre Kusa nicht ein Mann gewesen, der blos an das Füllen seines Geldbeutels und der Taschen seiner Genossen und Helfershelfer dachte, so wäre es seine Aufgabe gewesen, nöthigen Falls unter französischem Schutze, die Befreiung der Südslaven vom türkischen Joche in Scene zu setzen. Aber die Damen in Bukarest hatten für ihn ein größeres Interesse, als die Freiheit und nationale Selbstständigkeit Rumäniens. Er verließ das Land in Begleitung der Fürstin Obrenovits und einer Rente von 100,000 Dukaten, welche er sich in den acht Jahren seiner Regierung erpreßt hatte.

Eine Erhebung Rumäniens und Serbiens zur Abschüttelung der türkischen Suzeränität müßte von einem Aufstand der von den Türken unterjochten Südslaven begleitet sein. Serbien und Rumänien würden nöthigenfalls mit einer Armee von 200,000 Mann wohldisziplinirter und einexerzirter Truppen und mit einem Geschützpark von mehr als 200 gezogenen Kanonen den Angriff auf die Türkei unternehmen können. Schwerlich würde

die Pforte gerade in jetziger Zeit den vereinigten serbischen und rumänischen Armeen entsprechende Streitkräfte gegenüberzustellen im Stande sein; ein noch weit größeres Gewicht würde ein Aufstand der Südslaven in die Waagschaale werfen. Die Nachbaren der Rumänen und der Serben sind von allen Seiten Slaven. Südwestlich wohnen die Bosnier, südöstlich die Bulgaren. Die Serben zählen 1 Million, die Bulgaren $2^1/_2$ Millionen; die Bosnier oder Bosniaken, welche den Glauben Muhameds angenommen haben, sind demungeachtet die Feinde der Türken. Wie die Albanesen, haben sie immer ihre Freiheit vertheidigt. Ein Aufstand würde ihnen willkommen sein. Die Zahl der zwischen den Bulgaren, Serben und Bosniaken lebenden Türken ist äußerst unbedeutend. Auch der ganze nördliche Theil von Mazedonien ist von Südslaven bewohnt; Griechen giebt es nur im südlichen Theile Mazedoniens, ebenso in Thrazien und einem großen Theil von Albanien. Mit den Türken haben sie sich gar nicht vermischt; mit den unter ihnen lebenden Griechen stehen sie dagegen in gutem Einvernehmen, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß dieselben sich an einem Aufstand der südslavischen Stämme gegen die Türkei betheiligen würden. Der Bulgar ist allerdings nicht kriegerischer Natur, wie der Serbe; er versteht sich der Macht zu unterwerfen, welcher er nicht wiederstehen kann. Jedoch ist der Bulgar von einer seltenen Ausdauer, falls er sich einmal zu einem Unternehmen entschlossen hat. Der Nationalgeist, der seit

dem Ende des vorigen Jahrhunderts in allen von der unteren Donau belegenen Ländern erwacht ist und das türkische Joch in Serbien und Rumänien abgeschüttelt hat, hat sich seit jener Zeit auch in Bulgarien geregt. In dem Seitens der Russen und Oesterreicher gegen die Türken geführten Kriegen fochten bulgarische Freischaaren mit Muth und seltener Ausdauer. Der Variaktar Omer Paswan, einer ihrer Anführer, wurde gefangen genommen und in Widdin hingerichtet. Paswar=Oglu, der Sohn des hingerichteten Vaviakt, verband sich mit dem serbischen Helden Czerny Georg. An der Spitze von zehntausend aufrührerischen Janitscharen stürmte er Widdin und beherrschte während zehn Jahren den Balkan. Selbst Ali Pascha — der Löwe des Islam — konnte ihn nicht bezwingen; er machte sich zum Herrn der Donau und die Pforte war genöthigt, ihn als Vezir von Bulgarien anzuerkennen. Auch als der griechische Befreiungskampf begann, erhoben sich die Bulgaren. Sie überschwemmten Mazedonien und drangen unter der Führung des Sulioten Bozaris, der aus Widdin gebürtig war, bis zum Peloponnes vor. Als im Jahre 1828 Wittgenstein in Bulgarien vordrang hielten sich die Bulgaren freilich ruhig; aber sie feierten jeden russichen Sieg durch Dankgebete in ihren Kirchen. Seit jener Zeit haben sich die Bulgaren von der Ohnmacht überzeugt und denken an diese Befreiung vom türkischen Joch, welches seitdem die Türken die Festungen an der unteren Donau, Belgrad, Semen-

dria, Orsowa, Widdin, Silistria, wiederhergestellt haben, immer drückender geworden ist. Heimliche Zusammenkünfte wurden bei den Festen der Maria gehalten; die Schullehrer beförderten die geheimen Verbindungen auf dem Lande; ein im Jahre 1830 ausbrechender Aufstand belehrte die Türken, daß Bulgarien zu einem nationalen Leben erwacht sei und früher oder später seine Freiheit erringen werde. Die Pforte wußte den Aufstand durch Bewilligung einer freieren Gemeinde-Verfassung zu beschwichtigen; aber neue Aufstände erfolgten, und, als im Jahre 1841 der Neffe des Pascha von Nicha gewaltsam ein schönes, bulgarisches Mädchen entführte und sie zwang, die muselmännische Religion anzunehmen, da erhoben sich die Bulgaren unter Miloin, schlugen die Türken bei Derbend und belagerten Nissa. Nochmals bezwangen die Türken Bulgarien. Miloin erschoß sich selbst, und die Aufständischen zerstreuten sich. Aber der aufständische Geist ist dadurch in Bulgarien nicht unterdrückt worden. Der Herd der Verschworenen ist in der Wallachei, in Braila. Eine Erhebung Serbiens und Rumäniens zur Abschüttelung der türkischen Suzeränität würde den Aufstand sofort von Neuem entzünden und ihn wie einen Waldbrand über ganz Bulgarien, Mazedonien und Thrazien verbreiten.

Von allen Nationen, welche die Türken in ihrem Reich beherrschten, sind ihnen die südslavischen Stämme immer die gefährlichsten gewesen, weit gefährlicher, als die Griechen. Die Türken waren Sieger über die Grie-

chen, über die Wallachen, über die Albanesen; aber mit den Slaven waren sie immer im Kampfe, seitdem sie sich in Europa festgesetzt haben. Die Stammesgenossen der Südslaven, die Nordslaven, haben mehrmals das türkische Reich bis in seine Grundvesten erschüttert. Die Türken fürchten deshalb auch die Slaven am meisten von allen europäischen Nationen, obschon sie klug genug sind, den in der Türkei wohnenden Südslaven ihr Joch am wenigsten fühlen zu lassen. Die Südslaven sind, wie die Serben, immer ihrer Nationalität während der ganzen Dauer der türkischen Herrschaft treu geblieben, weit mehr als die Griechen. Ich erwähnte schon, daß die Bulgarien, Thrazien und Mazedonien bewohnenden südslavischen Volksstämme sich niemals mit den Türken vermischt haben. Man entschuldigt so gern die Depravation der Griechen und der Rumänen durch ihre Unterjochung während Jahrhunderten. In diesem jahrhundertlangen Druck ist auch die Entschuldigung zu suchen; aber haben die Südslaven und die Serben nicht unter demselben Druck geseufzt, und seufzen die südslavischen Stämme nicht noch heute unter diesem Drucke? Trotz alledem sind bei den Südslaven die Fehler der Griechen und der Wallachen nicht zu finden; sie sind weit weniger demoralisirt, wie die Letzteren. Bei allen von den Türken unterjochten südslavischen Stämmen, sogar bei den Bosniaken, welche sich zum Islam bekehrt haben, hat das demokratische Element immer vorgeherrscht, sie haben immer in einer freien Gemeindeverfassung gelebt.

Darin ist auch der Grund zu suchen, daß sie sich ihre Nationalität weit treuer bewahrt haben, wie die Griechen und die Rumänen. In Bulgarien sowohl wie in Serbien glaubt jeder Bauer sich berechtigt, gleichen Theil an der Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten nehmen zu dürfen. Major Mischa war nichts anderes als ein Bauer, sowie Milosch ein Bauer war. In allen auf der rechten Seite der unteren Donau belegenen Ländern existirt kein Adel, wie in den Ländern an der linken Seite der Donau. In Bosnien, in Serbien, in Bulgarien ist das demokratische Bewußtsein der allgemeinen Gleichheit zur anderen Natur geworden. Verleitet durch die Aufschrift des mir in Pesth mitgegebenen Empfehlungsbriefes, nannte ich den Oberhofmeister des Fürsten von Serbien einmal in der Anrede „Herr Baron.“ — „Sie sind im Irrthum,“ erwiderte er mir, „ich bin nicht Baron. Auf dem rechten Ufer der unteren Donau giebt es keinen Adel. Auch der Fürst von Serbien ist nicht adlig; er heißt wie jeder Serbe „Herr,“ „Herr Michael Obrenovits. Er ist der einzige Mann in Serbien, der einen Titel führt, indem er so lange er Fürst ist, „Durchlaucht“ angeredet wird. Er verliert ihn, sobald er nicht mehr Fürst ist.“ Der reiche Slave lebt in der europäischen Türkei, wie die Türken selbst, mit und unter dem Volke; er trägt seine Nationalkleidung und hat dieselben Sitten. Der reiche Slave in der Türkei denkt nicht, wie der wallachische Bojar, daß er schon deshalb Europäer ist, weil er Glacéehandschuhe

trägt, weil er galonirte Bedienten hat und in einer prächtigen Equipage fährt; er läßt sich von diesem Schimmer oberflächlicher Civilisation nicht blenden, sondern er sucht sich, wenn er auch noch in seinen Kleidern dem Orientalen gleicht, innerlich heranzubilden und sich die Kenntnisse zu erwerben, welche der gebildete Europäer sich erworben hat. Ich habe in Belgrad und in Rustschuck weit mehr gebildete Männer angetroffen, als in Bukarest, wenn sie auch in ihrem Aeußeren den Orientalen glichen. Es finden sich auch in Bulgarien und in Serbien weit mehr Volksschulen, wie in der Moldau und in der Wallachei. Ich möchte sogar behaupten, daß sowohl in Bulgarien, wie in Serbien der höhere Unterricht vernachlässigt wird — um desto mehr nützliche Kenntnisse unter dem Volke zu verbreiten. Bei den in der Türkei vorhanden Slaven ist eine Durchbildung bis zum Volk herab nicht allein möglich, sondern sie wird vom Volk selbst angestrebt, wie in Serbien. Als Dr. Rosen, der Bibliothekar der Belgrader Akademie, nach Belgrad kam und sich häuslich einrichtete, bat er einen seiner Bekannten, ihm einem Stiefelputzer zu beschaffen. „Aber nehmen Sie sich doch einen Studenten," antwortete ihm dieser. Dr. Rosen hatte in Berlin studirt und war ganz erstaunt über einen solchen Rath, der auf jeder europäischen Universität Entrüstung hervorgerufen hätte. In Belgrad war dem nicht so. Am anderen Morgen meldete sich bei ihm ein Student, um seine Kleider und Stiefeln zu putzen und seine Ausgänge zu besorgen.

Einige Stunden später hörte derselbe Student mit größter Aufmerksamkeit ein Kolleg über Jurisprudenz. In Belgrad studiren viele arme Bauernsöhne vom Lande, welche vom Staate eine kleine Geldunterstützung erhalten. Da sie von dieser kleinen Geldunterstützung nicht leben können, suchen sie sich das noch weiter Nöthige durch Handarbeiten und oft untergeordnete Dienste zu erwerben. Einige Jahre später sieht man dieselben Menschen mit Staatsunterstützung die europäischen Hauptstädte bereisen, um das zu erlernen, was sie zu ihrer weiteren Ausbildung später in ihrem Vaterlande brauchen und wieder einige Jahre später kann man denselben Mann, der als Student seinen Kollegen oder seinem Lehrer die Stiefel putzte, im Besitz eines ehrenvollen und auskömmlichen Staatsamtes finden. Ein zweites Beispiel dieses im Volke lebenden Triebes, sich selbst auf Kosten eines mühseligen und harten Lebens geistig heranzubilden, sollte ich am Abend desselbigen Tages haben. Es war in der Wohnung des Oberst. hofmeisters. Ein junger Mensch, wohlgekleidet und von intelligentem Aussehen, trat in das Zimmer und überreichte Herrn Ivanovits einige Beutel mit Geld, welche ihm ein Belgrader Kaufmann für die fürstliche Kasse übergeben hatte. Als die Rechnung abgeschlossen war, und er die Quittung erhalten hatte, während dem er sehr artig, wie ein Besuch, behandelt wurde, gab ihm der Obersthofmeister einige Stücke Geld, worauf er sich dankend entfernte. Nach seinem Aeußeren und nach der

Begegnung, welche ihm widerfuhr, schien der junge Mann kein gewöhnlicher Bote zu sein. Neugierig fragte ich deshalb: „Wer war der junge Mann?“ — „Ein Student der Jurisprudenz,“ war die Antwort. „Er besorgt nebenbei dem Kaufmann, von dem er kam, seine Geschäftsgänge, da er ganz arm ist.“ Ich glaube nicht, daß sich unter den Schülern und Studenten in Bukarest auch nur ein einziges derartiges Beispiel finden ließe. Deshalb und bei diesem die unteren Volksschichten in Serbien und Bulgarien belebenden Streben, sich heranzubilden, glaube ich sagen zu können, daß bei den Slaven in der Türkei eine Durchbildung bis zum Volke herab möglich ist, nicht so bei den Wallachen, wo es nur Herren und Knechte giebt, und wo Tausende von armen Bauern im Schweiße ihres Angesichts arbeiten müssen, damit die Bojarensöhne französisch sprechen lernen, während sie selbst weder lesen noch schreiben können.

Der die Türkei bewohnende Slave ist in Vergleich mit dem Serben phlegmatisch und langsam. Der Grieche übertrifft den türkichen Slaven an Geist, der Serbier an Muth. Aber der Südslave ist arbeitsam und zähe, ernst und ausdauernd, ehrlicher als der Grieche, in seinem Wesen und Charakter mehr dem Türken gleichend. Der Kampf, den er gegen seine Unterdrücker, die Türken, geführt hat, wurde weder durch Verrath, noch durch Bürgerkrieg befleckt. Am meisten hat er sich seine Unabhängigkeit auf dem großen Plateau des Balkan bewahrt, wo er auch noch ganz ungestört seinen Gottesdienst feiert

und an den Wegen Kreuze aufstellt, was in den Ebenen hart bestraft werden würde. Man ist gewohnt, die aufrührerischen Elemente in der Türkei in den die Türkei bewohnenden griechischen Stämmen zu suchen. Ich wiederhole, daß die aufrührerischen Elemente in der über die ganze nördliche Türkei zerstreuten slavischen Bevölkerung in weit größerem Maßstabe zu finden sind, obschon sich Griechen und Slaven nie in ihrem Aufstande gegen die Türken ünterstützt haben, da sie keine gegenseitigen Sympathien besitzen. Die türkischen Südslaven standen vereinzelt gegen die Türken auf, eben so wie die Griechen; nur die Aufstände der Hetäristen in der Moldau und der Aufstand der Griechen in Morea im Jahre 1821 haben in einem inneren Zusammenhange gestanden. Der Türke haßt den Griechen, mehr als den Slaven, obschon der Druck, den er auf den Letztern ausübt, schwerlich geringer sein würde, als der Druck, unter dem der Erstere seufzt. Ich behaupte, niemals sind die südslavischen Bewohner der Türkei so harten Grausamkeiten ausgesetzt gewesen als in gegenwärtiger Zeit, wo die Integrität der Türkei noch durch das gegenseitige Mißtrauen der europäischen Großmächte aufrecht erhalten wird. Aeußerst selten haben sich die Völker der europäischen Staatengeschichte durch die Tugenden der Gerechtigkeit und die Großmuth gegen unterworfene Volksstämme ausgezeichnet; wenn aber eine Nation dem Verfall entgegengeht, sind diese Tugenden bei derselben noch seltener zu finden, und in diesen Stadium des Verfalles befindet sich momentan

die Türkei. Die Centralregierung der Pforte mag allerdings diese Grausamkeit nicht wollen, auch vielleicht wenig davon wissen. Die Centralregierung in Konstantinopel hat aber in der That in den Provinzen wenig oder gar keine Autorität. In der Provinz regiert der Pascha und der Kadi ganz unabhängig von der Centralregierung in Konstantinopel. Der Sultan übt eine wirkliche Autorität nur über die großen Staatsbeamten und über die großen Generalpächter der Steuern aus. In den Provinzen wird sein Wille unaufhörlich durch das Interesse und die Leidenschaft der niedrigsten Regierungsbeamten und durch den boshaften Fanatismus der Masse der „Gläubigen“ gekreuzt. Wenn nur die nöthige Zahl der Rekruten gestellt wird, so ist man in Konstantinopel vollkommen zufrieden. Wie und in welcher harten Weise die Aushebung geschieht, darum bekümmern sich die hohen Staatsbeamten in Konstantinopel gar nicht. Und wenn sie sich darum bekümmern wollten, so würde das der gemeinen Tyrannei der Dorfbeamten gegenüber, welche durch gewöhnlichen Haß geschärft wird, gegenüber nichts helfen, da ihre Autorität bei denselben gleich Null ist. Ebenso ist es mit den Steuern. Wenn nur der richtige Betrag derselben in den Staatsschatz bezahlt wird, so geht die Art und Weise, wie die Steuern erhoben werden, wie groß die Total-Summe des Raubes ist, welche der Pascha einer unruhigen Provinz oder der Kadi eines unbedeutenden Dorfes von den ihrer Autorität untergebenen Rajas erpressen, die großen Staatsbeamten in

Konstantinopel gar nichts an. So war es nicht die harte Strenge der Centraldespotie in Konstantinopel, welche das serbische Volk zum Aufstande gegen die Pforte trieb, sondern die grausame Tyrannei der Pascha's von Belgrad und Widdin, welche dem Sultan nur dem Namen nach Gehorsam leisteten. Unter diesen Pascha's beraubten und mißhandelten die unruhigen Truppenaufrührerische Janitscharen, die unglücklichen Einwohner. Zu allen Zeiten mußten die Weiber und Töchter der Serben ihrer Wollust dienen, und ein gesetzliches Privilegium unterwarf jede Frau in Serbien dem unbeschränkten Willen jedes türkischen gemeinen Soldaten. Täglich wurden von ihnen die schrecklichsten Grausamkeiten begangen um den Besitz des Eigenthums der Bauern und den Gebrauch ihrer Frauen und Töchter zu erlangen, während auf jede Beschwerde, welche den Hof in Konstantinopel erreichte, die Entschuldigung, daß solche Thaten nicht auf Veranlassung oder auch nur mit dem Willen der Centralregierung, sondern sogar im Widerspruch mit ihren Wünschen verübt würden, vollkommen richtig war. Die Autorität der türkischen Regierung in Constantinopel war in der That nicht im Stande, die Leidenschaften ihrer Beamten zu zügeln, und begnügte sich damit, wo möglich die Kunde von solchen Uebergriffen zu vermeiden.*) So ist

*) S. Serbien und die Serben von Rev. W. Denton. Berlin 1865. Ferner „Exodus of Muselmans from Serbia" Macmillan's Magazin. London 1863.

es noch heute in Bulgarien, in Macedonien, in Thrazien und in Albanien, in allen türkischen Provinzen, wo Südslaven wohnen. Dr. Landau in Belgrad, der zehn Jahre lang als Arzt eines Paschas in der Türkei fungirte, erzählte mir, als er mich auf meinem Besuch bei Ali Pascha in die Türkenfestung begleitete, eine solche Reihe von Schaudergeschichten und Grausamkeiten, daß mir, wie man zu sagen pflegt, die Haare zu Berge standen. Das Bombardement von Belgrad durch Aschir Pascha am 17. Juni 1862 ist wohl einer der schlagendsten Beweise dieser türkischen Paschawirthschaft.*) Der Aufstand der Griechen in Candia hat seinen Ursprung in ganz ähnlichen Verhältnissen.

Die Türkei verdankt ihre Integrität lediglich der Eifersucht der europäischen Großmächte. Oesterreich hat immer auf Seite der Pforte gestanden, wie ich oben bereits in einer Reihe von Beispielen aus der Geschichte der letzten siebenzig Jahre gezeigt hatte. Bei den Rumänen, den Serben und den die Türkei bewohnenden Südslaven existiren deshalb auch für Oesterreich nicht die geringsten Sympathien. Hätte Oesterreich seine Aufgabe im südöstlichen Europa verstanden, so hätte es seit mehr als einem halben Jahrhundert in Betreff der unteren Donauländer gerade die entgegengesetzte Politik befolgen müssen, welche es bis zum heutigen Tage befolgt hat. Heute ist es nach meiner Meinung zu einer Aenderung seiner Politik dort

*) S. Ebendaselbst und „La Serbie après le bombardement de Belgrade." Paris 1862.

zu spät. Die Südslaven in der Türkei erwarten ihr Heil von Rußland, ebenso wie die Wallachen. Die geordnete Verfassung, in deren Besitz sich heute die Moldau und die Wallachei befinden, ist Rußlands Werk. Dazu kommt, um die Sympathien der Südslaven und Wallachen für Rußland noch zu verstärken, daß der türkische Slave sowie der Wallache beide der orientalischen Kirche angehören. In Rußlands gegenseitigem Interesse liegt es dagegen, seine Grenzen nach dem Bosporus auszudehnen, während es im Interesse Englands und Frankreichs liegen muß, diese Ausdehnung zu verhindern. Von einer deutschen Intervention im Orient ist bis jetzt kaum die Rede gewesen. Es wäre jetzt an der Zeit, daß Deutschland dort die Rolle übernehme, welche Oesterreich so lange im eigenen Interesse zu spielen versäumt hat. Die Operationsbasis für eine solche Intervention würde jetzt Rumänien abgeben können.

Nur von einem solchen Gedanken ausgehend, hat die Ernennung des Prinzen von Hohenzollern zum Hospodaren einen Sinn. Oder derselbe müßte seine einzige Aufgabe in der materiellen und volkswirthschaftlichen Entwickelung Rumäniens suchen. Um aber die gemeinschaftlichen Interessen Serbiens und Rumäniens, welche beide in einer Abschüttelung der türkischen Suzeränität wurzeln, zu einem Bündniß beider Länder gegen die Türkei zusammenzufassen, um ferner die Fäden zu einer südslavischen Konföderation durch einen Aufstand aller die Türkei bewohnenden südslavischen Stämme zu

finden, welche wie ich bereits erwähnt habe, in Ibraila im Kreise der flüchtigen Bulgaren zu suchen sind, dazu dürften die preußischen Generalkonsuln in Belgrad und Bukarest schwerlich die passenden Personen sein.



Viertes Kapitel.

Serbien und die Serben.

Semlin ehemals und heute. Der Anblick von Belgrad. Serbische Freiheitskämpfe. Czerny Georg. Türkische Grausamkeiten in Serbien. Die Befreiung Serbiens. Fürst Milosch. Serbiens politische, freiheitliche und finanzielle Lage. Die gegenwärtige serbische Regierung, Verfassung, Presse, Gerichtshöfe, Gesetzgebung, Polizei, Beamte, Abgeordnete, Schulbildung, Selbstverwaltung. Die Regierung Michael Obrenovit's. Spaziergang durch Belgrad. Die Serbische Armee. Besuch bei Ali Pascha in der Festung Belgrad.

Semlin, welches dem großen Völkerthor bei Belgrad gerade gegenüber liegt, war einst eine reiche und mächtige Handelstadt und soll über 80,000 Einwohner gehabt

haben. Der Handel und der Reichthum haben sich durch die Eisenbahnen und durch die Dampfschifffahrt auf der Donau allmählig von Semlin hinweggezogen, sind theils nach Belgrad, theils nach den Hafenstädten an der unteren Donau, nach Galacz und nach Ibraila in der Moldau gewandert und haben Semlin als ein stilles und armseliges Landstädtchen zurückgelassen, welches heute schwerlich mehr als 10,000 Einwohner haben wird, die sich von einem unbedeutenden Zwischenhandel ernähren. Kohl, der vor einigen zwanzig Jahren in Semlin war, sagt von Semlin: „Semlin sieht mehr als irgend eine ungarische Stadt einer türkischen ähnlich. Wir besuchten dort mehrere Kaufmannsläden, die von türkischen Waaren voll waren. Viele Kinder saßen auf türkische Weise und in türkischer Kleidung mit untergeschlagenen Beinen am Ufer.“ Von diesem türkischen Charakter der Stadt habe ich nun gar nichts mehr gefunden. Es scheint also vor einigen zwanzig Jahren der Handel mit türkischen Produkten in Semlin noch bedeutender gewesen zu sein, als heute. Auf mich hat Semlin den Eindruck einer kleinen stillen Landstadt gemacht, wo man nach Ablauf von vierundzwanzig Stunden vor Langeweile in die Donau springen kann, um schwimmend das andere Ufer zu erreichen — nur um fort zu kommen. Einer von den am Markt wohnenden Krämern, der zugleich Agent einer in Pesth domizilirten Versicherungs-Gesellschaft war, führte mich in Folge eines von seiner Direktion aus Pesth an ihn ergangenen Auftrages in dem Städtchen eine Stunde spazieren. Drei

oder vier schlecht gepflasterte Straßen mit einigen stattlichen Regierungs-Gebäuden, mehr oder weniger unbedeutenden Privathäusern von europäischem Zuschnitt, einem passabel aussehenden Gasthof und einer kleinen jämmerlichen Vorstadt mit krummen, ungepflasterten Straßen und verfallenen, kleinen Häusern, — das war Alles, was die Zeit von der einst mächtigen und reichen Handelsstadt übrig gelassen hatte. Ueber den elenden Häuser-Gruppen der Vorstadt erheben sich auf einem Hügel die Ruinen eines Schlosses der ungarischen Familie Hunyady. Der jetzige Fürst von Serbien ist mit einer Dame aus diesem Hause verheirathet. Türkisches fand ich in Semlin gar nichts mehr, weder türkische Läden noch türkische Bewohner. Einige vorübergehende Weiber zeigte man mir als Merkwürdigkeit, und als ich fragte, ob sie nach Semlin gehörten, erwiderte man mir. „Nein, nach Belgrad.“ Die heutige Bevölkerung Semlins ist zum größten Theil deutsch. In der Vorstadt mögen noch manche Serben wohnen. Mir klang während meiner zweistündigen Promenade in Gesellschaft meines Agenten vom Markte immer der Vers aus dem Liede vom Prinzen Eugen in den Ohren: „Bei Semlin schlug man das Lager. Er ließ schlagen einen Brucken, daß man kunnt' hinüberrucken mit der Armee wohl für die Stadt.“ Die Stadt war Belgrad. Ich konnte mit Hülfe eines Fernrohrs, welches ich in dem am Landungsplatz der Dampfschiffe erbauten Pavillon fand, die Architektur ihrer Häuser und Thürme genau unterscheiden. Zahlreiche Minarets, welche mit ihren blinkenden Spitzen

aus den Häusergruppen aufragten, und die Kuppel der Moschee, welche ich auf der oberen Festung erblickte, gaben der Stadt ein orientalisches Aussehen. Nachdem ich eine Stunde lang mit dem Fernrohr das gegenüberliegende Ufer in allen seinen Details studirt hatte, kam endlich der Lokaldampfer, der einige Male täglich zwischen Belgrad und Semlin fährt, um mich zu erlösen.

Die Donau ist zwischen Belgrad und Semlin von ganz enormer Breite. Der „Brucken", den Prinz Eugen an dieser Stelle geschlagen hat, „um mit der Armee wohl für die Stadt zu rucken," muß viel Zeit und Arbeit gekostet haben. Heute macht man den Brückenbau im Felde leichter und schneller ab. Der kleine Dampfer brauchte fast eine halbe Stunde, um mich von dem deutschen an das serbische Ufer zu schaffen, da die Maschine auch gegen den in den letzten Tagen durch Regenwetter sehr stark gewordenen Strom zu arbeiten hatte. Die Donau ist doch in ihrer unteren Hälfte ein recht majestätischer Strom. Ich brauche das Wort „majestätisch" nicht in der heut gewöhnlichen Manier, sondern ich spreche von der „Majestät der Völker," welche von Semlin bis Galatz an seinen Ufern wohnen. Ihre Majestät wird sich dem erstaunten Europa zeigen, wenn sie einmal von dem Druck der sogenannten Schutzmächte und der Türkei erlöst sind und sich frei entwickeln können. Immer näher kam das serbische Ufer, und immer prächtiger entwickelte sich das Bild der Hauptstadt des jungen Serbenreiches. Wie ein blühender Kranz von weißen

und rothen Blumen umgaben ihre weißen Häuser mit den rothen Dächern einen grünen Hügel, sich an seine Höhen hinaufrankend. Aus den Häusergruppen erhoben sich die Thürme griechischer Kirchen, auf deren glänzenden Kuppeln die rothen Funken der Mittagssonne blitzten. Zwischen der europäischen Stadt und der Hügelreihe legte sich, bis zu den grünen Wassern der Donau und der Drau hinabreichend, ein rother Trümmerstreif, hie und da durch Buschwerk und Baumgruppen unterbrochen, aus dem sich schlanke weiße Minarets mit silberglänzenden Spitzen erhoben — der Trümmerstreifen bezeichneten die Ruinen der Türkenstadt — und oben vom Kamme des Hügels schauten auf die blühende Christenstadt und auf die beiden mächtigen Ströme, welche ihre Wasser an diesem Punkte vereinigten, die Wälle und Bastionen einer düsteren Festung hinab, aus denen lange Reihen von Geschützen hervorblickten: Es waren die Bastionen der Türkenfestung, in der Ali Pascha befehligte, die einzige in militärischer Beziehung wichtige Festung, welche die Türken auf serbischem Boden noch besetzt halten*). Es sind jetzt kaum vier Jahr verflossen, seit zur ewigen Schande des civilisirten Europas diese Geschütze eine ganze Nacht hindurch Tod und Verderben auf die unglückliche Stadt herabspieen. In Europa hat man diese Schandthat wohl vergessen. In Belgrad spricht noch heute jeder davon und erinnert sich schaudernd der schrecklichen Nacht. Nun legte der Dampfer am Ufer an. Der Quai war voll Leben und Bewegung. Eine

*) S. das Vorwort.

lange Reihe von Magazinen und Kaffeehäusern, sämmtlich im modernen europäischen Geschmack gebaut, faßte den Rand des grünen Hügels ein, an dessen Seite die Straßen und Häuser Belgrads hinanstiegen. Es war ein reiches, aus den Farben des Occidents und des Orients componirtes Bild, welches sich da vor mir ausbreitete. Wie sah das hier Alles anders aus, als drüben in dem stillen Semlin! Ein halberwachsener serbischer Bursche nahm meinen kleinen Koffer auf die Schulter und schritt voraus durch die Gruppen, welche sich auf dem Quai bewegten und in ihren Trachten und Gestalten ebenfalls halb dem Orient, halb dem Occident angehörten. Dann stieg er eine hölzerne Treppe hinan, welche in mehreren Absätzen am Hügelrande hinaufführte. Ich folgte ihm. Die Treppe führte mitten in die Stadt Belgrad.

Die Serben haben eine traurige und harte Vergangenheit hinter sich, deren schweres Joch sie, ganz allein auf ihre eigene Kraft gestützt, abgeschüttelt haben. Slaven ihrer Abstammung nach, erreichten sie den Gipfelpunkt ihrer Größe in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, wo die Autorität ihrer Kaisers Stephan vom Adriatischen bis zum Schwarzen Meere galt. Dann überfluthete die türkische Invasion im südöstlichen Europa auch Serbien. Auf dem Anselmfelde in Albanien wurde die Schlacht geschlagen, in welcher die serbische Unabhängigkeit in das Grab stieg. Bis zu den Aufständen dieses Jahrhunderts seufzte Serbien unter der türkischen

Despotie, also fast drei Jahrhunderte, in welcher langen Zeit nur die siegreichen Feldzüge des Prinzen Eugen und des Marschalls Laudon kurze, lichte Zwischenräume bilden. Mit dem Jahre 1804 beginnen dann die glänzenden Aufstände, in denen sich das serbische Volk seine Unabhängigkeit zurückeroberte. Czerny Georg schlug mit 10,000 Bauern zwei türkische Armeen und befreite nach einem achtjährigen, heroischen Kampfe sein Vaterland. Der Feldzug Napoleons nach Rußland, und die Hülfe, die er den Türken leistete, setzten die Pforte leider in den Stand, im Jahre 1813 das Land wieder zu erobern. Nun folgten zehn Jahre voll Scenen teuflischer, türkischer Rache. Neue Arten der Tortur und unerhörte Marterwerkzeuge wurden erfunden. Christliche Gefangene wurden gegen die Wälle der Festungen, welche Widerstand leisteten, durch eigends zu diesem Zweck erbaute Katapulten geschleudert. Kinder wurden in Gegenwart ihrer Mütter zur Verspottung des Taufritus durch siedendes Wasser gezogen. Monate lang war der Platz, der noch heute das christliche Belgrad von der türkischen Festung trennt, die sogenannte Esplanade, mit den Leichen serbischer Patrioten bedeckt, welche gepfählt wurden und erst nach tagelangem Todeskampfe am Hungertode starben. Noch heute ist die durch diesen Vernichtungskrieg und durch diese Gräuelthaten verursachte Abnahme der serbischen Bevölkerung nicht wieder ersetzt. Alle diese Grausamkeiten vermochten indessen nicht den Geist der Nation zu brechen. Unter Führung des Fürsten Milosch und

des Vaters des jetzt regierenden Fürsten Michael Obrenovits erhob sich im Jahre 1815 das ganze Volk zu einem tumultuarischen Aufstande, der nach eilfjährigen Anstrengungen endlich die Freiheit des Landes errang. Den letzten Rest türkischer Suzeränität, der noch heute auf Serbien lastet und in dem Besatzungsrecht von sieben Festungen besteht, haben die Serben nur der kläglichen Intervention der Großmächte zu verdanken, welche sich während ihrer blutigen Kämpfe gegen ihre Unterdrücker ganz passiv verhalten hatten.

Serbien hat einen bedeutenden Bodenreichthum. Aber seine reichen Bodenerzeugnisse, seine ausgedehnten Waldungen voll herrlicher Stämme und seine Mineralschätze werden für die Ausfuhr dadurch fast werthlos gemacht, daß die Eifersucht Oesterreichs bis jetzt den Bau einer Eisenbahn von Sissek nach Fiume verhindert hat, wodurch Serbien die Märkte des westlichen und südlichen Europa's verschlossen bleiben, und daß im Lande selbst die Anlage von Eisenbahnen wegen der Besetzung der Festungen auf große Schwierigkeiten stößt. Die Eisenbahnhöfe würden unter den türkischen Kanonen liegen, und Niemand will, in der Erinnerung an das Bombardement von Belgrad, sich mit seinen Kapitalien an dermaßen bedrohten Anlagen betheiligen. Das ist auch nur der Grund, daß die Industrie Serbiens sich noch in ihrer Kindheit befindet. Bei gesicherten Zuständen durch Aufhebung der immer drohenden Suzeränität der Türken würden Ackerbau, Handel, Industrie, Straßen-

anlagen längst einen ganz anderen Aufschwung genommen haben. Dennoch ist die Finanzlage Serbiens, trotz des mangelhaften Steuersystems, eine sehr günstige. Serbien gehört zu den wenigen europäischen Ländern, welche keine Schulden haben. Es giebt weder Staatsschuld noch Papiergeld. Die Staatseinnahmen übersteigen die Staatsausgaben bei Weitem. Die Armee welche theils nach preußischem, theils nach österreichischem und russischem Muster organisirt ist, beträgt mit Einschluß der Nationalmiliz, eine Art Landwehr, 80,000 Mann. In Zeiten der Gefahr würde Serbien 150,000 Mann aller Waffengattungen ins Feld stellen können. Die Verfassung Serbiens ist eine der freiesten Verfassungen in Europa und der belgischen Verfassung nachgebildet. Die gesetzgebende Gewalt steht dem Senate, dessen Mitglieder aus den Erfahrensten und Angesehensten der verschiedenen Kreise ernannt werden, und dem Landtage zu. Die vollziehende Gewalt hat der Fürst, welcher dieselben durch sieben Ministerien ausüben läßt. Die serbische Civilgesetzgebung ist den neueren Gesetzgebungen Oesterreichs, Frankreichs und Preußens entlehnt. Die Stufenfolge der Gerichtshöfe ist ebenfalls nach europäischem Muster eingerichtet. Die Besteuerung ist eine außerordentlich mäßige. Major Mischa, der reichste Mann im Lande, zahlt 37 Dukaten jährlich an Steuer. Der Obersthofmeister Joanovits zahlt 7 Dukaten. Das heute bestehende serbische. Gouvernement ist das nationalste, erleuchtetste und auf der Bahn der Freiheit und der Civilisation fortschreitendste,

was das Land seit 1816, seitdem es faktisch als selbstständig existirt, gehabt hat. Die Administration ist genau, prompt und einfach. Die Presse ist unbeschränkt. Die Wahl der Abgeordneten zum Landtage ist frei von jeder Beeinflussung. Kein Beamter ist am Wahlorte zu bemerken. 115 Deputirte vertreten die $1\frac{1}{2}$ Millionen Bewohner des Landes. Die Volksbildung hat sich während der letzten 10 Jahre in starker Progression entwickelt. Serbien zählt jetzt über 16,000 Kinder, welche die Schulen besuchen, und das nächste Schuljahr wird eine noch bedeutendere Zahl aufzuweisen haben, da kürzlich mehrere neue Realschulen angelegt sind. Heute wird es kaum ein größeres Dorf im Lande geben, welches nicht seine Realschule hätte. Auch die Frauenbildung ist seit den letzten Jahren ein ernster Gegenstand der Regierungssorge geworden. Mit Ausnahme von nur vier oder fünf Marktflecken haben alle größeren Orte Mädchenschulen. Alle Lehrer werden von der Regierung in sehr anständiger Weise besoldet, weit besser als dies in manchen deutschen Ländern der Fall zu sein pflegt. Vor dem Gesetz sind alle Serben gleich. Es giebt in Serbien weder einen Adel, noch einen bevorzugten Stand. Niemand kann seinem persönlichen Richter entzogen werden. Noch während des letzten Jahres sind gerade in der Justiz umfassende Reformen gemacht, um die serbische Justiz auf die Höhe der Anschauung der Zeit zu bringen. Von einer Maßregelung der Presse und des Vereinsrechts, wie in den

deutschen Staaten, ist in Serbien keine Rede. Chikanen Seitens der Polizei sind unerhört. Die Selbstverwaltung der Gemeinden findet im ausgedehntesten Maaße statt. Ueberall reist man sicher. In den großen einsamen Wäldern ist eben so wenig eine Gefahr vorhanden, beraubt oder ermordet zu werden, wie in den Straßen von Belgrad oder Semendria. Während in den angrenzenden türkischen Ländern Räuber und Mörder ihr Wesen treiben, könnte ich Beispiele erzählen, wie in Serbien Bauern Tagereisen gemacht haben, um dem Kreischef Sachen zu übergeben, welche sie auf ihren Feldern fanden, und deren Eigenthümer ihnen unbekannt war. Und das Alles haben keine 30 Jahre geschaffen. Serbien ist gewiß ein Land, welches sich seiner Freiheit würdig gemacht hat. „Konföderation der südslavischen Stämme“ ist das Programm des „Widodan“, des gelesensten Blattes in Serbien, Konföderation der Serben, Bosnier, Bulgaren und Kroaten. Serbien ist im Stande, ganz allein dieses Programm zur Wahrheit zu machen, wenn man dem jungen, aufblühenden und freiheitlichen Lande nur freie Hand läßt. Bei einem europäischen Konflikt im Orient würde diese südslavische Konföderation und die Befreiung aller von der Türkei unterjochten südslavischen Stämme zu seinen ersten Folgen gehören. —

Baron Nicolits, Mitglied des ungarischen Reichstags und Neffe des regierenden Fürsten von Serbien, hatte mir in Pesth einen Empfehlungsbrief an Herrn

Joanovits, Obersthofmeister des Fürsten, mitgegeben. Der Obersthofmeister ist eine auch in kunstgeschichtlicher Beziehung für Serbien bekannte Persönlichkeit und hat sich große Verdienste um Cultur und Civilisation des Landes erworben. Ich konnte also gar nicht besser empfohlen sein und ließ mich sofort, als ich in einem von den beiden, höchst mittelmäßigen Gasthöfen Belgrads mich eingerichtet hatte, zu Herrn Joanovits führen. Er wohnte im „Konak," im Schlosse des Fürsten, am äußersten Ende der Stadt. Der Blick von der Höhe dieses Stadttheils, der sich terassenförmig über die Save erhebt, war außerordentlich schön. Den Vordergrund bildeten serbische Häuser in zinzarischer Weise mit schwerfälligen, offenen Gallerien, überhängenden Schindeldächern und weiten, hölzernen Schornsteinen erbaut, welche aus Gruppen von Akazien- und Nußbäumen hervorblickten, und die klare, durchsichtige Athmosphäre gewährte dem Auge einen sehr klaren, umfangreichen Prospekt auf den breiten, umfangreichen Strom, dessen Ufer auf der einen Seite von grünen Wiesengründen, auf der anderen Seite von bewaldeten Höhenzügen eingeschlossen wurden.

Auf meinem Gange nach dem Konak hatte ich gleich Gelegenheit, eine der Vorstädte der Hauptstadt des jungen Serbenreiches zu sehen. Sie hatte den Charakter eines breiten, in der Mitte mit mehreren Reihen von jungen Kastanien- und Wallnuß-Bäumen bepflanzten Boulevards, dessen Seiten Häuser bildeten, in deren Gestalt und Bauart die verschiedensten Contraste des

Orients und Occidents an mich herantraten. Kleine Hütten aus Holz oder Lehm, mit Schindeln gedeckt und von kleinen, mit Holzzäunen eingefaßten Gärtchen umgeben, standen neben zwei- und dreistöckigen Häusern von ganz europäischem Zuschnitt. Die häßlichen, schmierigen Wände sahen sonderbar genug neben den grünen Jalousien, Mahogonithüren und weißgestrichenen Fronten aus. Die Kastanienbäume und Wallnußbäume standen noch in allererster Jugend; viele von ihnen traten noch in der Gestalt von Ruthen auf, welche anzeigen zu wollen schienen, daß sie in späteren Jahren einmal Bäume werden sollten. Wenn sie einmal belaubt sind, können sie recht schöne schattige Alleen bilden; jetzt waren sie des Schattens selbst sehr bedürftig. Ganz abscheulich war das Pflaster. Es bestand aus großen Steinen der verschiedensten Gestalt, welche nicht abgeplattet waren, sondern dem Fuße eine ganz unebene Oberfläche boten. Jedenfalls waren diese Contraste ein treues Bild der Geschichte und der gegenwärtigen Lage des emporstrebenden Landes. Erst seid dreißig Jahren ist Belgrad aus dem Orient in den Occident übergegangen, und die Stadt trägt heute noch den Charakter einer im Aufblühen begriffenen Colonialstadt. Nach zwanzig Jahren werden alle die kleinen, noch dem Orient angehörenden Baracken modernen zwei-, drei- und vierstöckigen Häusern Platz gemacht haben, und die jugendlichen Baumzöglinge werden zu starken Bäumen mit dicken Stämmen und breiten Kronen herangewachsen sein. Dann wird der jetzt so breite Boulevard,

dessen Breite jetzt in gar keinem Verhältniß zu der niedrigen Höhe der ihn einfassenden kleinen Häuser steht, nicht mehr zu breit erscheinen, und es wird nur noch der Trottoirs bedürfen, um den Eintritt in Belgrad eben so anmuthig zu machen, wie in irgend eine andere Stadt des europäischen Continents. Alle andern Vorstädte der serbischen Hauptstadt, welche ich in den folgenden Tagen sah, hatten übrigens denselben Charakter, wie diejenige Vorstadt, an deren Ende sich der Konak des Fürsten erhob. Es war ein stattliches, in seinen architektonischen Verhältnissen übrigens sehr einfaches Haus von europäischer Bauart mit einem großen, mit hübschen Gartenanlagen bedeckten Binnenhofe, den nach den geschlossenen zwei Seiten hin die Nebengebäude des Konak umgaben. Die Front kehrte das Haus dem Boulevard zu. Ein junger, serbischer Offizier, den ich im Vorsaal des Konak fand, führte mich zu dem Oberſthofmeister, der mich, nachdem er den Brief des Neffen seines Fürsten gelesen hatte, in der freundlichsten Weise empfing, und mir sagte, daß er in einer halben Stunde zu meiner Disposition stehe und mit mir sofort einen Spaziergang durch die Stadt machen werde. Dann brachte ein Diener eingemachte, gezuckerte Früchte zur Erfrischung und Cigaretten mit trefflichem türkischen Tabak.

Unser Spaziergang führte durch die großen Gärten des Konak, welche theilweise noch im Entstehen waren, auf einen weiten Platz. Seit einigen Tagen feierte Belgrad auf diesem Platze seine Kirchmeß, und der Platz

sah originell und bunt genug aus. Das eigenthümliche und lebensfrische Bild, welches der Platz bot, bewies mir sofort wieder, daß ich auf der Grenze stand, wo sich Orient und Occident von einander scheiden. In einer langen Reihe von leinenen Zelten wurden Waaren aller Art feilgeboten. Da stand ein Perser mit dem spitzen Hut auf dem Kopfe hinter seinem Verkaufstische. Gleich nebenan saß ein Türke mit untergeschlagenen Beinen auf einem Divan; die ganze Bude war mit bunten Tüchern, Fezs, Pfeifenröhren, Tabakspacketen und allen möglichen türkischen Kleinwaaren angefüllt. Die Jugend Belgrads vergnügte sich auf einem europäisch eingerichteten Carousset bei dem Schall einiger Pauken und Trompeten, und an einer andern Stelle tanzten Männer und Mädchen einen, wie mir mein Begleiter sagte, bulgarischen Tanz. Serbische Landleute in braunen Jacken und Pluderhosen, welche unterhalb des Knies das Bein bis auf den Fuß eng umschließen und auf dem bunten Schuh in einem halbkreisförmigen Ausschnitt enden, auf dem dunkeln Haar den rothen, türkischen Fez mit der blauen, langen Trobbel bildeten mit bulgarischen und serbischen Mädchen einen weiten Kreis, die Arme nach hinten ineinanderschlagend oder sich um den Leib fassend. Die bulgarischen Mädchen trugen bunte, halblange Röcke und einen höchst unschönen Kopfputz, der in einer Haube bestand, welche mit einer Reihe von metallbedeckten Bändern nach hinten über den Nacken hinabfiel. Die serbischen Mädchen waren dagegen sehr malerisch gekleitet. Mei-

nen Leserinnen wird es wahrscheinlich sehr angenehm sein, wenn ich ihnen diesen äußerst geschmackvollen Anzug beschreibe, der in Belgrad auch bei Damen von Stande der gewöhnliche ist. Es ist der geschmackvollste Damenanzug, den ich bis jetzt im Orient gesehen habe, weit geschmackvoller als die Tracht der türkischen oder der arabischen Frauen und Mädchen. „Aber, tragen sie eine Crinoline, die serbischen Damen?“ höre ich eine Leserin gleich fragen? „Gewiß, tragen sie Crinolinen, und grade so breit und weit, wie die Damen in Paris, in Berlin und Wien. Wo in der Welt die Frauen lange Röcke tragen, tragen sie auch Crinolinen. Also, über der Crinoline tragen sie einen weiten Rock entweder von weißem Mousselin oder farbiger Seide oder einem anderen farbigen Stoffe; nur die schwarze Farbe habe ich nicht gesehen. Der obere Theil des Kleides ist nach vorn ausgeschnitten, so daß man das feine Hemd von serbischer Leinwand auf der Brust sieht. Ueber diesem Kleide wird eine kurze, farbige Jacke von Atlas oder Sammt getragen, welche fast bis zur Taille hinabgeht und in den halboffenen Aermeln, sowie an den äußeren und unteren Rändern mit Gold- oder Silberstickereien besetzt ist. Die feine Taille umschließt eine lange seidene Schärpe, deren Enden vorn bis zum Saume des Kleides hinabfallen. Eine solche Jacke kostet mit ihren Stickereien oft 100 bis 120 Gulden. Sie bildet stets das Angebinde des Bräutigams am Hochzeitstage. Natürlich begnügen sich, wie in allen anderen Ländern, die-

jenigen, welche keine so kostbare Kleidung erschwingen können, mit weniger kostbaren Stoffen und sind damit zufrieden, die Façon der Kleider in geringerem Stoff nachzuahmen. Die Kopfbedeckung ist die im Orient übliche: der rothe Fez, der bei den Frauen die Form eines viereckigen rothen Stückchen Tuches hat und nur einen Theil des Hinterkopfes deckt, während die verheiratheten Frauen das reiche dunkle Haar in Flechten rund um den Kopf tragen, welche über ein farbiges zusammengerolltes Tuch gelegt werden. In der Mitte des Kreises stand ein Flötenspieler, und nach dem Tacte der Töne seines einfachen Instrumentes bewegte sich der Kreis der Tänzer theils in der Runde, theils nach dem Innern des Kreises. Und dazwischen, zwischen den Tänzern, dem Carroussel, den Verkaufsbuden, den Kunststückmachern aller Art, bewegte sich die schöne Welt Belgrads in Begleitung ihrer Väter, Mütter und Brüder, um einen Abendspaziergang zu machen und zu gleicher Zeit die Kirchmeß anzuschauen. Die Männer trugen durchweg die moderne französische Tracht. Die Damen waren fast ausnahmsweise im Nationalkostüm. Daß in Belgrad die „viel weniger anmuthigen Moden von Paris in Gebrauch kommen," wie v. Cölln meint, habe ich nicht gefunden. Es wäre auch sehr zu bedauern. Und welch' brennende Augen, welch' dunkle Augenbrauen und Wimpern beschatteten den feurigen Blick, mit dem diese Augen um sich schauten! Der Teint war zart und weiß, die Bildung des Gesichts von einem schönen Oval, die Lippen voll und roth; die

Männer waren schöne, kräftige Gestalten mit dunkeln Augen, dunklem Haar und edlen, stolzen Zügen. Besonders schön trat die kräftige Gestalt des serbischen Volkstypus in der Tracht der Bauern hervor. Sie waren alle von Mittelgröße, oft darüber hinausragend. Ja, das sind jene Bauern, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts in den Wäldern und Dörfern den Ruf „Freiheit und Selbstständigkeit“ erschallen ließen und unter der Führung Karadjordes die Janitscharen von dem urväterlichen Boden der Serben trieben, welche die Türkenforts stürmten, vor deren Schwertern der Halbmond in den Staub sank. Und, als wenn mir gleich auf meinem ersten Spaziergange durch die Straßen Belgrads Leben und Tod nacheinander ihre Bilder entrollen sollten, nachdem wir den Kirchweihplatz verlassen hatten und in eine Straße der Vorstadt einbogen, tönte mir ein Kirchengesang entgegen. Die Töne des Gesanges waren traurig und lang gezogen. Und dann bogen um die Ecke der Straße Knaben in bunten, langen Gewändern, und in ihrer Mitte schritt ein Priester, und hinter dem Priester wurde ein Sarg getragen. Der Sarg war offen, und in dem Sarge lag, halb aufgerichtet, ein Serbe in seiner nationalen Tracht, das bleiche, bärtige Haupt, auf welches der Todesengel sein unverkennbares Stigma gedrückt hatte, mit dem rothen Fez bedeckt. Der untere Theil des Körpers der Leiche war mit einem gestickten Tuche verhüllt. Eine lange Reihe von Männern, alle das Haupt entblößt, gaben dem Verstorbenen das letzte

Geleit. Langsam und würdevoll schritten sie hinter dem Sarge her, und alle Vorübergehenden entblößten ebenfalls, als sie die Leiche erblickten, die Häupter. Und die Knaben sangen in altserbischer Sprache: „Gott ist groß, gut und allmächtig, und Gott allein ist der Herr!“ Es war ein serbisches Leichenbegängniß, welches in seiner ganzen Eigenthümlichkeit an mir vorüberzog. Man hat in Serbien im Allgemeinen einen Widerwillen dagegen, sich bei Bestattungen des Leichenwagens zu bedienen, weil man es für unpassend hält, daß der Gestorbene mit Hilfe von Thieren zur Erde bestattet wird. Noch lange tönte es mir aus der Ferne nach: „Gott ist gut, groß und allmächtig, und Gott allein ist der Herr.“

Wir verließen die Vorstadt und bogen in eine enge, von verfallenen Mauern begrenzte, ungepflasterte Straße ein. „Wir sind in der Türkenstadt“, sagte der Oberst-hofmeister. Die Türkenstadt sah aus, wie alle Türkenstädte, nur war sie öde, still und leer von Bewohnern und wahrscheinlich noch weit verfallener, wie vor der Nacht des Bombardements im Jahre 1862, als sie noch bewohnt war. Die aus Lehm bestehenden Mauern schlossen kleine, ganz in verwildertem Zustande befindliche Gärten ein, in denen kleine Häuser aus demselben Material standen, wo ehemals die Familien der türkischen Kaufleute gewohnt hatten. Jetzt waren die Häuser unbewohnt und in ganz verfallenem Zustande. Zuweilen wurde die Monotonie der langen Lehmmauern durch

eine „Tschesina“ — Brunnen — unterbrochen. Gewöhnlich bestand die „Tschesina“ aus einem aufrecht stehenden Stein von drei oder vier Fuß im Quadrat mit einem kleinen Wasserstrahl in der Mitte, der nun nicht mehr sprudelte. Jeder Brunnen hatte ein rundes Steinbecken, zu dem man auf einigen Stufen hinabstieg. „Bei diesem Brunnen passirte der Vorfall“, sagte mein Begleiter, „der die Veranlassung zu dem schändlichen Bombardement unserer Stadt gab; einige türkische Soldaten erschlugen zwei serbische Knaben, welche hier Wasser holen wollten.“ Mehrmals kamen wir auch an halbverfallenen Moscheen mit schlanken Minarets vorüber, deren metallbedeckte Spitzen im Abendsonnenschein funkelten. Heute ruft kein Muezzin mehr von ihrer Höhe zum Morgengebet. Die Thüren waren mit Brettern verschlagen; die Gebäude sind ihrem Verfall geweiht. Die Türken haben nach den Bestimmungen der Conferenz von Konstantinopel vom 4. September 1862 den Boden Serbiens bis auf die noch von ihnen besetzten Festungen räumen müssen. Der Charakter der Türkenstadt war außerordentlich eintönig. Etwas mannigfaltiger wurde er, als wir den früheren türkischen „Tschardchia“ — den Bazar — betraten. Hier wurden die Straßen breiter, und die Stelle der langweiligen Lehmmauern hatten offene, von Holz und Lehm gefertigte Buden eingenommen, wo die türkischen Kaufleute ehemals ihre Waaren feil boten. Heute trieben friedliche Handwerker und Kleinkrämer darin ihr Geschäft. Ueber die Baracken

ragten die Trümmer hoher verfallener Steinmauern empor, welche an manchen Stellen noch die Reste von Thoren, Bogen und Treppen zeigten, an denen hie und da die Spuren von edler Architektonik zu erkennen waren. Ein großes Gebäude war im Mauerwerk seines untern Stockes noch fast unversehrt. Durch ein hohes gewölbtes Thor traten wir in einen Binnenhof, der mit einer Säulencolonnade umgeben war. Hier hatte einst Prinz Eugen zur Zeit der deutschen Intervention gewohnt. Weder die Zerstörungssucht der Türken noch der Zeitraum eines Jahrhunderts hatten die starken Mauern ganz niederwerfen können. Damals zierten viele schöne Gebäude diesen Stadttheil. Der Bischof von Carlowitz hatte hier einen Palast erbauen lassen, und viele deutsche Kaufleute hatten hier Häuser und Handlungen errichtet. Nun dienten diese Ruinen als Viehschuppen oder als Behälter für mancherlei Unrath. Hie und da hatten die Türken ihre häßlichen, hölzernen Holz- und Lehmbuden an die hohen, steinernen Wände der ehemaligen Paläste der christlichen Herren und Kaufleute geklebt. Nun waren schon zwei Perioden über diese Plätze und Straßen hingezogen, die christliche und die türkische. Vor Ablauf eines Jahres werden die Spuren beider Perioden von der serbischen Periode verschlungen sein. Die Reste der christlichen Paläste werden dann eben so wie die türkischen Buden in den Staub sinken, und nur die Erinnerung wird übrig bleiben. „Sie werden wohl der letzte Reisende in Serbien sein,

Herr Doctor", sagte der Hofmarschall, als wir durch dies Quartier schritten, „der die Türkenstadt noch in ihrer ehemaligen Gestalt sieht. Die Conferenz von Konstantinopel hat uns alle türkischen Häuser und Terrains in Belgrad, wie Sie ja wohl wissen, gegen Entschädigung überlassen, und wir sind in einigen Monaten mit der Regulirung in Ordnung." An die Türkenstadt stieß ein Viertel, welches das Herkommen zur Wohnung der Juden bestimmt, und ein drittes, weniger scharf abgegrenztes, wo die Zigeuner verkehrten. Beide Viertel sahen übrigens so wenig einladend aus, daß ich nach der Durchwanderung einiger Straßen auf eine weitere Ausdehnung des Spazierganges in diesem Stadttheil verzichtete. Auf unserm Rückwege durch die Türkenstadt nach dem Konak traten wir in ein türkisches Haus ein, um auszuruhen und uns zu erfrischen, wie mein Begleiter meinte. Wie er, staunte ich, als ich in dem schattigen Garten einen deutschen Bierwirth eingerichtet fand, der uns recht schmackhaftes bayerisches Bier vorsetzte. Wohl zwei Stunden saßen wir dort plaudernd an einem sehr ursprünglichen Holztische, rauchten türkischen Tabak, tranken kühles, vortrefflich abgelagertes Bier, und Herr Joanovits erzählte mir von dem Schrecken des Bombardements in der Juninacht des Jahres 1862 und von dem aufblühenden Wohlstande, dem Nationalreichthume und den Hoffnungen des jungen Serbenreiches.

Am andern Tage führte mich der Oberhofmeister in

der inneren Stadt umher. In der inneren Stadt häuften sich die Kontraste in den Gebäuden noch mehr, als in den Vorstädten. Moderne, zwei- und dreistöckige Häuser mit schlanken Eisenbalkons vor den Fenstern, von Gärten umgeben, in denen zwischen Rosenbüschen silberne Wasserstrahlen in marmornen Becken plätscherten, erhoben sich zwischen elenden, nur aus einem Erdgeschoß bestehenden Baracken aus Lehm und Holz, deren Dach meistens aus Schindeln bestand. Im Centrum der inneren Stadt kamen wir über einen großen, wüsten Platz, der ehemals ein türkischer Friedhof gewesen war. Auf dem großen Platze exerzirte eine Abtheilung Soldaten, kräftige, gut gewachsene, junge Leute. Die Uniform war theils nach österreichischem, theils nach russischem Muster und Zuschnitt hergerichtet. Grüne kurze Waffenröcke und weite blaue Beinkleider. Die serbische Artillerie ist nach preußischem Muster eingerichtet. In der Kavallerie hat man die österreichische Kavallerie zum Vorbild genommen. Die Hauptzierde des Platzes bildete das große geschmackvolle Akademiegebäude. Die in serbischer Sprache mit großen goldenen Buchstaben über dem Eingangsthor angebrachte Inschrift lautete: „Mischa Anastasiewits seinen Vaterlande.“ Major Mischa ist eine in den Donauländern vielbekannte Persönlichkeit. Serbe von Geburt, hat er sich durch Thätigkeit, Fleiß und glückliche Salzspekulationen zum Besitzer von Millionen gemacht, von denen er jährlich große Summen im Interesse seines Vaterlandes verwendet. Das

erwähnte Akademiegebäude hat er auf seine Kosten erbauen und in seiner inneren Einrichtung vollständig ausstatten lassen. Außer den Kanzleien des Cultusministeriums befinden sich in demselben die Räume für das Lyceum, Gymnasium, für die Handelsschule, die Bibliothek und das interessante archäologische Museum. Auch die gelehrte serbische Gesellschaft, welche ein wissenschaftliches Jahrbuch heraus giebt, hält dort ihre Sitzungen. An derselben Seite des Platzes, wo das Akademiegebäude steht, erheben sich noch mehrere stattliche Häuser, unter ihnen das Haus des Major Mischa. An der entgegengesetzten Seite befindet sich die serbische Stadtpräfectur neben einer Moschee aus der Türkenzeit; die Regierungsgebäude, das Ministerium, das Senatsgebäude, die große Kaserne, die Militär-Akademie und das Militärspital befinden sich in der Nähe des Konaks des Fürsten und sind sämmtlich stattliche und schöne Gebäude. Der fürstliche Palast ist in halb europäischer, halb orientalischer Manier mit vielem Geschmack eingerichtet.

Ali Pascha, den Gouverneur der Festung Belgrad und zugleich Oberbefehlshaber aller sieben Festungen, welche die Türken in Serbien besetzt halten, besuchte ich am anderen Tage. Herr Joanovits hatte diplomatische Bedenken, als ich ihm den Wunsch aussprach, Ali Pascha vorgestellt zu werden, und bat mich, meine Vorstellung durch den preußischen Generalkonsul zu veranlassen. Generalconsul Meroni war indessen schon seit achtzehn Monaten auf Urlaub und hielt sich in

Berlin auf. Ich hätte ihn aber auch mit meinem Besuch nicht behelligt. So unternahm ich denn meinen Besuch ohne conventionelle Vorstellung in Begleitung eines in Belgrad ansässigen deutschen Arztes, Dr. Landau, dessen Bekanntschaft ich zufällig Tags vorher gemacht hatte.

Dr. Landau war, bevor er nach Belgrad kam, längere Zeit als Arzt bei einem Pascha in der Türkei angestellt gewesen. Während wir durch die Türkenstadt zu dem Fort, wo Ali Pascha hauste, hinaufstiegen, führte er mit mir ein rein türkisches Gespräch. Er zeigte mir in den Gebäuden die Spuren der türkischen Wurfgeschosse aus jener fürchterlichen Nacht des Bombardements, wovon noch heute alle Bewohner der Stadt mit Schrecken sprechen und erzählte mir eine lange Reihe von Gräuelscenen, denen er bei jenem Pascha beigewohnt hatte, dem er als Arzt mehrere Jahre verpflichtet gewesen war. Alle Schrecknisse des Orients waren in seiner Erinnerung lebendig geworden, als wir endlich an der Grenze der weiten Fläche ankamen, welche die türkische Festung von Belgrad trennt. In der Entfernung von einigen hundert Schritten lag die Festung vor uns. Schon konnten wir die türkische Schildwache an der Zugbrücke erkennen, welche über einen tiefen Graben zu einem düsteren Thore führte. Am Rande des serbischen Gebiets war eine serbische Polizeiwache aufgestellt. Ich zeigte ihr einen von der Belgrader Polizeibehörde ausgestellten Passirschein vor. Nachdem derselbe genau betrachtet und zurückbehalten war, ließ man uns das türkische

Gebiet betreten. „Ich begreife eigentlich diese Formalitäten nicht", sagte ich zu Dr. Landau, als wir dem Fort immer näher kamen, „wenn man dort drüben an der Zugbrücke diese Formalitäten machte, so hätte die Sache einen Sinn."

Dr. Landau sah mich mit einem etwas ängstlichen Blicke an. „Nun", sagte er, „die serbische Regierung muß doch wissen, wer in die Festung hineingegangen ist und ob er auch wieder herauskommt?"

Ich mußte laut auflachen. „Doctor", rief ich, „Ihr Pascha, von dem Sie mir nun seit einer halben Stunde Schauergeschichten erzählt haben, und Ali Pascha dort im Fort sind verschiedene Leute! Ali Pascha soll ein sehr intelligenter Mann sein — aber abgesehen von dem Allen, was wollen Sie? Will man uns dort im Fort die Bastonnade geben oder uns vielleicht pfählen oder den Kopf abschlagen, wie die Türken das noch vor den Thoren von Belgrad im Jahre 1813 mit den armen Serben gemacht haben, so fürchte ich mich gar nicht. Ich melde es dem Kanzler unseres General-Consuls in Belgrad, und der Fall wäre ein casus belli zwischen Preußen und der Türkei. Auf einen casus belli mehr oder weniger wird es in Berlin wohl momentan nicht ankommen."

Der Doctor sah mich erstaunt an, ob ich im Scherz oder im Ernst spräche. Ich machte ein ganz ernstes Gesicht. „Casus belli", hörte ich ihn einwenden, während wir weiter gingen, „trotz des casus belli

hätten wir erst den Schaden weg." Der Mann dachte offenbar an seinen ehemaligen Gebieter und an das Kopfabschneiden und Händeabhauen, wovon er mich so eben eine halbe Stunde unterhalten hatte. Auch mochte ihm die schreckliche Nacht des Bombardements, welche noch allen Leuten in Belgrad im Kopf spukt, wieder in den Sinn kommen.

Aber da standen wir vor der niedergelassenen Zugbrücke. Rechts und links stand ein Türke in blauer Hose, blauer rothbesetzter Jacke, den unvermeidlichen Shawl um den Leib, den rothen Fez auf dem Kopf, im Arme das Bajonetgewehr mit dem gewundenen Haubajonet, wie es die Jäger von Vincennes führen. Sie standen, wie stumme Statuen, und ließen uns vorübergehen, ohne auch nur mit den Augen zu zwinkern.

Wir betraten nun ein gewölbtes Thor. Als es hinter uns lag, befanden wir uns innerhalb der Festung. Sie bestand aus trockenen Gräben, großen Halbmondschanzen und kleinen Courtinen. Wir überschritten noch zwei Gräben, über welche hölzerne Brücken gelegt waren, und gelangten dann durch ein weiteres Thor zu dem Glacis der Festung. Alles war in einem unverfallenen, ordentlichen Zustande. Die Kanonen standen zwischen den Brustwehren und richteten ihre Mündungen der Stadt zu. Als wir das Glacis der Festung betreten hatten, konnten wir das ganze Plateau übersehen. Auch hier war von Kühen und Schweinen und von den Schmutzanhäufungen, wovon Reisende erzählen, welche

vor einigen Jahren die Festung besuchten, keine Rede. Ein großer Theil des Plateaus wurde von einem neuerdings angelegten Garten bedeckt dessen Rasenplätze, Blumenbeete und Baumpflanzungen von Zierlichkeit in der Anlage und von Ordnung in der Erhaltung zeugten. Uns gerade gegenüber, seine Fronte dem Garten zukehrend, erhob sich ein modern gebautes, weißes, zweistöckiges Haus mit Freitreppe, hohem Eingangsthor und grün gestrichenen Fenstern mit blanken Spiegelscheiben. Es war das Haus Ali Pascha's. Nach der Stadtseite zu, bemerkte ich eine Moschee mit freistehendem Minaret und ein weißgestrichenes modernes Gebäude, das Spital. Die Seite des Plateau, von der man nach der unteren Festung hinabsteigt, nahm eine lange Reihe von Ställen ein. Man sah sofort an dem ganzen Plateau, daß hier europäische Ordnung und auch europäischer Geschmack gewaltet hatte. Und zur linken Seite des Hauses bemerkte ich sogar den Neubau eines französischen Kaffeehauses, wie man die Kaffeehäuser in den Pariser Vorstädten sieht. Man war noch mit dem Anstreichen der Wände und mit der inneren Einrichtung beschäftigt. Ich war erstaunt. Nach einer Schilderung, die ich über die türkische Festung bei Belgrad gelesen hatte, erwartete ich einzig und allein türkische Unordnung und türkischen Schmutz zu finden. Und nun sogar, außer dem zierlichen, großen Blumengarten, der fast zwei Drittel des Plateau bedeckte, ein französisches Kaffeehaus. Wir traten ein. In dem ersten Zimmer spielten türkische Offi-

ziere eine Partie Billard. Im zweiten Zimmer — es diente dem Kaffeehaus als Lesekabinet — saßen türkische Offiziere an einem langen grünen Tische, mit der Lektüre von Zeitungen beschäftigt. Im dritten und größten Zimmer, welches offenbar als Gesellschaftszimmer dienen sollte, waren Maler und Dekorateur noch mit der Einrichtung beschäftigt. Alles vollkommen europäisch. Von Divans, von mit untergeschlagenen Beinen auf den Divans sitzenden Türken, den Tschibuk im Munde war keine Rede. Ich redete einen von den Offizieren in französischer Sprache an, nach Ali Pascha fragend, aber keiner von ihnen verstand französisch; ihre Geberden zeigten mir nur an, daß sie mich nicht verstäuden. Ich ging mit dem Doctor wieder hinaus, und wir setzten auf gut Glück unsern Weg weiter auf dem Glacis fort. Als wir in der Nähe des Hauses angekommen waren, erblickten wir türkische Offiziere im Garten unter einem Pavillon sitzend. „Dort ist der Pascha, sehen Sie den korpulenten Mann, dort unter dem Pavillon? sagte Dr. Landau. „Welcher, der größere oder der kleinere Offizier?“ — „Der Kleinere.“ — Dann sahen wir, wie Einer von den Offizieren aufstand nnd sich uns näherte. Er redete, aus dem Garten tretend, uns in serbischer Sprache an. Der Doctor verdolmetschte mir die Ansprache dahin, daß der Pascha um unsern Besuch bitten ließe. Dann folgten wir dem Offizier durch den Garten nach dem Pavillon. Zwei Männer in türkischer Generalsuniform, den rothen Fez auf dem

Kopfe, saßen unter dem Pavillon, der Eine auf einem gepolsterten Lehnsessel, der Andere auf einem Rohrstuhl ihm gerade gegenüber, in einiger Entfernung. Ein Tisch stand neben ihnen Der Eine war ein Mann in den vierziger, der Andere in den fünfziger Jahren, mit bereits grau werdendem Bart. Die Physiognomieen waren ächt türkisch. Beide waren etwas korpulent, der Eine größer als der Andere. An den Rangabzeichen auf den Aermeln des Rocks sah ich, daß der Kleinere der Pascha war. Er lud uns ein, Platz zu nehmen, fragte, ob wir die Festung zu sehen wünschten, und befahl einem in der Nähe stehenden Diener, uns von dem Tische Cigaretten zu reichen und Kaffee herbeizubringen. Wir nahmen auf zwei Rohrstühlen Platz. Dr. Landau war dem Pascha als Arzt in Belgrad bekannt; ich stellte mich ihm selbst vor. Ali Pascha sprach fertig französisch, ohne jeden Accent. Als ich ihm mein Erstaunen darüber ausdrückte, sagte er lachend, daß er neun Jahr lang als junger Offizier die polytechnische Schule in Paris besucht habe, seine Kenntniß der französischen Sprache mich also nicht wundern könne. Er war lange nicht in Paris gewesen, und erkundigte sich bei mir nach den lokalen Veränderungen, welche während der letzten zehn Jahre in Paris vorgegangen sind. Währenddem brachte der Diener die Cigarretten und den Kaffee. Der Kaffee war in ganz kleinen porzellanenen Tassen, welche auf kleinen Bechern von Silber standen, die die Form unserer sogenannten Eierbecher hatten. Zucker war nicht

vorhanden. „Aber, die Herren wünschen vielleicht Zucker zum Kaffee, wie es in Paris gebräuchlich?" sagte Ali Pascha, „ich werde sofort Zucker bringen lassen." Ich versuchte den Kaffee; derselbe war ganz vortrefflich. „Vortrefflichen Kaffee, wie dieser", erwiderte ich auf die Frage, „nehme ich immer ohne Zucker." — „Dann haben sie ganz den türkischen Geschmack; aber die Araber nehmen den Kaffee auch mit Zucker." — „Ich weiß, ich habe in Algerien bei den Arabern Kaffee getrunken."

Es interessirte Ali Pascha sehr, daß ich in Algerien gewesen war. Er erzählte uns, daß er in Algier geboren sei, zu jener Zeit, wo Algier noch unter der Herrschaft des Halbmond stand und daß er als Kind bereits nach Konstantinopel gekommen sei. Dann erkundigte er sich genau nach den jetzigen Verhältnissen in Algerien, fragte mich nach vielen Details, ob und in wie weit die Franzosen mit der Kolonisation vorgeschritten seien, und wie ihr Verhältniß sich zu der arabischen Bevölkerung gestaltet habe. Der andere, Ali Pascha gegenüber sitzende Offizier, verstand offenbar nicht französisch; er nahm an dem Gespräch durchaus keinen Antheil, und schien sich mit wahrhaft orientalischer Apathie nur für den Rauch seiner Cigaretten zu interessiren, von denen er eine nach der anderen sich von dem Diener geben ließ, der stumm, wie eine Statue, in einiger Entfernung stand. Plötzlich schaute mich Ali Pascha mit einem halb schadenfrohen, halb lächelnden Blick an, und fragte: „Nicht wahr, die Araber sind mit

der französischen Herrschaft in Algerien gar nicht zufrieden?"

Ich konnte nicht anderes, als mit „Nein" antworten, und setzte ihm mit kurzen Worten die gerechten Gründe der arabischen Unzufriedenheit auseinander.

Da zog ein höchst zufriedenes und frohes Lächeln über sein sonst während des ganzen Gespräches ziemlich apathisches Gesicht, aber er sagte nichts, und wandte sich zu dem Arzte. „Wollen Sie mein neues Spital nicht einmal sehen?" sagte er, „es ist jetzt ganz eingerichtet." Und ohne eine Antwort abzuwarten, winkte er dem Diener, und gab ihm einen Befehl in türkischer Sprache. „Ich lasse den Arzt rufen", wandte er sich zu uns; er hat Kapitänsrang und soll Ihnen das Spital zeigen, meine Herren; er hat es selbst eingerichtet. Wollen Sie auch die übrige Festung sehen? Sie haben die Erlaubniß."

Es schien Ali Pascha ordentlich daran gelegen zu sein, daß wir von der Einrichtung der Festung einen recht günstigen Eindruck empfingen. Von dem Kaffeehaus hatte er gleich beim Eingange unserer Unterhaltung gesprochen und es schien ihn recht zu freuen, daß ich ihm sagte, ich finde es weit reinlicher und eleganter, als die Kaffeehäuser in der Stadt. Während dem kam der Arzt, ein junger, blonder Mann, in den dreißiger Jahren. Er trug die türkische Infanterie-Offizier-Uniform mit dem Abzeichen eines Kapitäns. Der Pascha stellte ihn als seinen Arzt vor. Dann standen wir auf; das

Abschieds-Ceremoniell fand ganz in gewöhnlicher europäischer Weise statt, und wir verließen unter Führung des Arztes den Pavillon und den Garten. „Sie sehen, Doctor", konnte ich nicht unterlassen, lachend zu sagen, „bis jetzt ist unser Besuch bei dem Pascha recht gut abgelaufen; weder unser Kopf noch unsere Fußsohlen waren in Gefahr. Ganz civilisirter Pascha, nicht wahr?" Der Arzt sah mich lächelnd von der Seite an. Sollte er mich verstanden haben? „Sprechen Sie deutsch, mein Herr?" fragte ich ihn in französischer Sprache. „Nein", erwiderte er, „aber ich verstehe einige Worte. Nachdem ich in Konstantinopel studirt hatte, war ich einige Monate in Wien." Er hatte mich verstanden; ich sollte es gleich nachher erfahren. Die deutsche Sprache fängt immer mehr an eine Weltsprache zu werden. Ich bin schon oft in die sonderbarsten Situationen gerathen, weil man fern vom Vaterlande deutsch verstand, wo ich es gar nicht vermuthete. Ich muß bei solchen Gelegenheiten immer an „den ollen Bullerpeter" denken, wovon der Geschichtsforscher Niebuhr im Duar eines Araberstammes in der arabischen Wüste erzählt.*) Wir ließen die Moschee zur rechten und schritten gerade auf das weiße Haus zu, welches ich auf dem Glacis nach der Stadtseite zu bemerkt hatte. Von dem Flur des Gebäudes führte eine zweiflügelige Treppe in den oberen

*) S. Nach den Oasen von Siban in der großen Wüste Sahara Von Gustaw Rasch. Berlin 1866.

Stock. Wo die beiden Flügel der Treppen unten zusammenstießen, hatte man sonderbarer Weise in einem Glasschranke sämmtliche chirurgische Instrumente des Spitals aufgestellt. Die Krankensäle waren theils im ersten, theils im zweiten Stock des Hauses belegen. Sie waren sämmtlich hoch, licht, höchst reinlich gehalten und von einer vortrefflichen Ventilation. Die Ventilation war weit besser, wie die Ventilation im Charitekrankenhause in Berlin. Sämmtliche Betten waren mit weißen und reinen Laken überzogen, alle Kranke waren in einem höchst reinlichen Anzuge. Die Ordnung war musterhaft. Ich konnte nicht unterlassen, mich dem Arzte gegenüber darüber in der anerkennendsten Weise auszusprechen, als er uns bis zu der Freitreppe des Hauses geleitete; da erwiderte er mit einem feinen Lächeln: „Nicht wahr, Sie haben gedacht, ein türkisches Spital sehe aus wie ein Stall?

Er hatte mich offenbar verstanden, als ich zu meinem Begleiter gesagt hatte, Ali sei ein ganz civilisirter Pascha. Ich gestand ihm freimüthig meinen Irthum zu, konnte aber doch nicht unterlassen, ihm zu sagen, daß ich nicht glaube, daß alle türkischen Spitäler dem Spitale in Belgrad glichen. Das sei sogar nicht einmal in Deutschland der Fall. Wenigstens ständen die Krankensäle in dem großen Berliner Krankenhause, welches der Staat verwalte, in mancher Beziehung hinter diesem Türkenspital zurück.

Die Moschee glich in ihrer Gestalt und in der Deko-

Weiß und Roth gefärbtes breites Band legte sich die Hauptstadt des jungen Serbenreiches an die Seite des mächtigen Stromes, in dessen grünblaue Wellen die Sonne goldene Reflexe streute. Der ganze Raum der unteren Festung war mit Kasernen, Magazingebäuden, Baumgruppen, von kleinen Gärtchen umgebenen Häusern bedeckt; die Kuppel einer Moschee mit glänzenden Minarets schaute auch hier aus grünen Baumwipfeln zu uns hinauf. Auf der ganzen Seite des Walles, welche die untere Festung nach der Stadt hin umgab, waren zwischen den Brustwehren Kanonen aufgestellt und blickten nach dem Strom und nach den Häusergruppen der Stadt hinüber, die Repräsentanten der Suzeränität, welche die Pforte noch heute über Serbien beansprucht und jedes Jahr mit 35,000 Dukaten bezahlt erhält. Wir stiegen nicht auf dem Treppenwege hinab, da wir den ganzen inneren Raum der untern Festung von unserm Standpunkte übersehen konnten und von der unteren Festung kein Ausgang nach der Stadt war, sondern nahmen unseren Rückweg wieder über das Plateau der oberen Festung, von wo wir gekommen waren.

Ali Pascha hatte sich aus seinem Garten in sein Haus begeben; wenigstens war der Platz unter dem Pavillon, wo wir mit ihm und seinem Obersten den Kaffee genommen hatten, leer. Aus dem Kaffeehause tönte, als wir vorüber gingen, das Geräusch der Billardqueues der türkischen Offiziere; und ohne, daß uns irgend eine Gestalt aus den Schauergeschichten,

von denen mir mein Begleiter aus seinem Aufenthalte in der Türkei erzählt hatte, begegnet war, langten wir wohlbehalten bei der serbischen Polizeiwache außerhalb des Rayons der Türkenfestung wieder an. *)

---

*) S. das Vorwort.

ration der Wände ganz den Moscheen, welche ich in Afrika gesehen habe. Das Minaret war von bedeutender Höhe und stand frei neben dem Hauptgebäude. Die Spitze desselben war mit Blechstücken bedeckt, welche in der Nachmittagssonne funkelten, als wären sie von Silber. Zu dem Innern der Moschee führte eine zweiflüglige, gut gehaltene und hohe Freitreppe. Eine Bogenthür führte auf den kleinen bedeckten Vorplatz, welcher nichts Besonderes hatte. Der Boden war mit Matten belegt. Ein Brunnen war, wie überall in den arabischen Moscheen, damit die Gläubigen sich die Füße waschen können, bevor sie die Moschee betreten, nicht vorhanden. Vom Vorplatz betraten wir das Innere der Moschee. Sie war hoch, groß und licht und bildete einen wirklich imposanten Raum; das Licht fiel durch hohe, in der halben Höhe der Wände angebrachte Fenster. Die Wände waren ganz schmucklos, weißgestrichen, mit einigen Verzierungen in blauer Malerei. Nach Osten, in der Richtung nach Mekka, war die heilige Kaaba erbaut. Wie in der arabischen Moschee, war ihr oberer Theil aus einer Muschel gebildet, während der untere Theil aus einer Nische bestand. Gleich neben der Kaaba befand sich die aus buntem Holze angefertigte Nachbildung des Minarets, zu dem man auf einer schmalen Treppe von buntem Holz hinaufstieg. Der rückwärts liegende Raum der Moschee, in dem sich auch die Eingangsthür befand, enthielt den ebenfalls aus buntem Holz erbauten Gebetpriechen, von dem der Mueddin Morgens

auf einer schmalen mehrmals gewundenen Treppe auf die Spitze der Moschee hinaufstieg um die Gläubigen zum Gebet zu rufen. Die Moschee unterschied sich, wie gesagt, in nichts von den arabischen Moscheen im nördlichen Afrika. Nur war sie ganz leer von Betenden. Niemand trat ein, um sich dreimal gegen die heilige Kaaba zu verbeugen, und um dann niederzuknieen, mit der Stirn die Matten zu berühren und seine Gebete zu murmeln. In Algerien, auf den arabischen Oasenstädten in der Wüste Sahara habe ich niemals eine Moschee besucht, wo ich nicht betende Araber traf. In der Türkenfestung bei Belgrad schien das Besuchen der Moschee gerade nicht zur Tagesordnung zu gehören. Wahrscheinlich war Ali Pascha bei seinem neunjährigen Aufenthalt in dem leichtsinnigen und fröhlichen Paris in Betreff der Gebete in der Moschee etwas aus der Uebung gekommen.

Der Moschee gegenüber lag eine Reihe von Ställen, wo prächtige türkische und arabische Pferde und ein eleganter, ganz modern gebauter Wagen standen. Am Hause Ali Pascha's vorüber führte ein recht schlecht gehaltener treppenartig angelegter Weg in die untere Festung. Der Rundblick, den wir von den obersten Stufen des Treppenweges über die Umgebung Belgrads hatten, war prächtig. Das Auge überblickte die Save und die Donau mit ihren grünen Ufern viele Meilen weit; gerade unter uns funkelten die Minarets der Türkenstadt im Abendsonnenschein und wie ein in Grün,

Weiß und Roth gefärbtes breites Band legte sich die Hauptstadt des jungen Serbenreiches an die Seite des mächtigen Stromes, in dessen grünblaue Wellen die Sonne goldene Reflexe streute. Der ganze Raum der unteren Festung war mit Kasernen, Magazingebäuden, Baumgruppen, von kleinen Gärtchen umgebenen Häusern bedeckt; die Kuppel einer Moschee mit glänzenden Minarets schaute auch hier aus grünen Baumwipfeln zu uns hinauf. Auf der ganzen Seite des Walles, welche die untere Festung nach der Stadt hin umgab, waren zwischen den Brustwehren Kanonen aufgestellt und blickten nach dem Strom und nach den Häusergruppen der Stadt hinüber, die Repräsentanten der Suzeränität, welche die Pforte noch heute über Serbien beansprucht und jedes Jahr mit 35,000 Dukaten bezahlt erhält. Wir stiegen nicht auf dem Treppenwege hinab, da wir den ganzen inneren Raum der untern Festung von unserm Standpunkte übersehen konnten und von der unteren Festung kein Ausgang nach der Stadt war, sondern nahmen unseren Rückweg wieder über das Plateau der oberen Festung, von wo wir gekommen waren.

Ali Pascha hatte sich aus seinem Garten in sein Haus begeben; wenigstens war der Platz unter dem Pavillon, wo wir mit ihm und seinem Obersten den Kaffee genommen hatten, leer. Aus dem Kaffeehause tönte, als wir vorüber gingen, das Geräusch der Billardqueues der türkischen Offiziere; und ohne, daß uns irgend eine Gestalt aus den Schauergeschichten,

von denen mir mein Begleiter aus seinem Aufenthalte in der Türkei erzählt hatte, begegnet war, langten wir wohlbehalten bei der serbischen Polizeiwache außerhalb des Rayons der Türkenfestung wieder an. *)

---

*) S. das Vorwort.



Fünftes Kapitel.

Vom serbischen Ufer.

Abfahrt von Belgrad. Reisegesellschaft. Die Flucht vor der Ehe. Türkische Damen. Die Mutter Ali Pascha's. Donauabwärts. Serbischer Ackerbau. Semendria. Die Türkenfestung bei Semendria. Serbische Frauen. Uferscenerien. Ein Blick auf Serbien. Seine Lage, Klima, Producte, Flüsse, Handel, Bevölkerung u. s. w. Basiasch. Dumbrowitzo. Großartige Uferbilder. Parallele zwischen Rhein und Donau. Ein altes Schloß. Der Fels Babekage. Die schwimmenden Büffel. Gefährliche Stromschnellen. Römerbauten und Römertrümmer. Orsova.

Der Dampfer, der mich am serbischen Ufer donauabwärts führen sollte, um die Küste zu sehen, lag im Hafen von Belgrad bereit. Meine Reisegesellschaft war diesmal

sehr gering. Einige serbische Kaufleute, ein Paar serbische Damen, ein österreichischer Hauptmann, der zu seinem in Orsova garnisonirenden Regimente reisen wollte und ein serbischer Priester waren die Hauptrepräsentanten derselben. Heinrich Fröhlich, der Kapitain des Dampfers, war ein intelligenter und angenehmer junger Mann. Er hatte früher die Donaustrecke von Wien bis Pesth befahren und hatte sich nur deshalb zu der Linie von Belgrad nach Orsova versetzen lassen, weil, wie er mir lachend erzählte, er in Pesth zu viele Bekannte und Verwandte, besonders weiblichen Geschlechts habe, welche ihn seitdem er Kapitain geworden, mit Heirathsprojekten quälten. „Heinrich," hieß es, „du mußt die Cousine nehmen." „Nein Heinrich," sagte eine alte Tante, „du mußt meine Tochter heirathen, du wirst ja sonst ein alter Junggeselle!" Aber Heinrich nahm gar keine, weder die Eine, noch die Andere, sondern ließ sich von der Direktion der Dampfschifffahrtsgesellschaft nach der unteren Donau versetzen, und fuhr nun seit drei Jahren von Belgrad nach Orsova und von Orsova nach Belgrad. „Und seitdem ich von Belgrad nach Orsova fahre," schloß er lachend die Erzählung seiner Schmerzen, „habe ich vor diesen verdammten Heirathsplänen Ruhe; denn in Orsova sowohl, wie in Belgrad giebts nichts zu heirathen.

Da naht ein Zug Türken dem Schiff. Sie steigen von der Festung hinab, Janitscharen in den weiten, blauen Pluderhosen, in den blauen, rothbesetzten Jacken, den unvermeidlichen rothen Shwal, in dessen Falten

Dolch und Pistolen stecken, um den Leib, den rothen Fez auf dem Kopfe. Sie bilden die Begleitung von vier türkischen Frauen, welche nach Rustschuk reisen, um von dort ihren Weg in das Innere der Türkei fortzusetzen. Die Eine ist die Mutter Ali Pascha's, der dort oben im Türkenfort haust, die Andern sind Sklavinnen, auf dem Sklavenmarkt in Konstantinopel gekaufte Mohren- und Tscherkessenmädchen, welche sie als Dienerinnen begleiten. Die Mutter Ali Pascha's ist schon recht alt. Ein Janitschar trägt sie auf den Rücken. Sie ist ganz in Schleier und weite kattunene Gewänder gehüllt. Man sieht von ihrer Gestalt und von ihrem Gesicht nichts. Die drei Dienerinnen gehen zu Fuß, von den Janitscharen umgeben. Weiße Schleier umhüllen ihren Kopf, fallen bis zu den Füßen abwärts und wickeln ihre ganze Gestalt ein. Selbst der untere Theil des Gesichts ist mit einem weißen Tuche verhüllt. Ich kann nur ein Paar dunkle Augen erblicken, welche zwischen Schleier und Tuch hervorschauen. Die Eine scheint eine Negerin zu sein, die Zweite eine Weiße, die Dritte eine Araberin. Sie treten in die Damenkajüte erster Klasse. Ein Janitschar folgt ihnen, die anderen Janitscharen bleiben auf dem Verdeck. Nun wird das dritte und letzte Zeichen zur Abfahrt gegeben. Die Stricke werden von den Pfählen der Landungsbrücke gelöst und der Dampfer setzt sich in Bewegung. In einem weiten Bogen umfährt er die Hügelreihe, von deren Kämmen die Christenstadt und die Türkenfestung in die Wellen des blaugrünen

Stromes blicken; noch einmal kann ich das pittoreske Bild, welche zwei mächtige Ströme, die Save und die Donau, mit ihren Armen umfassen, mit einem Blick über schauen. Von drüben blicken mich wieder die weißen Häuser von Semlin an. Nun gehts stromabwärts. Bald sind Türkenfestung und Christenstadt den Blicken entschwunden. Der Dampfer fährt immer hart am serbischen Ufer entlang, so nah, daß alle Gegenstände am Ufer genau zu unterscheiden und zu erkennen sind. Viel angebaute Aecker, viel Weidegrund, aber auch viel wüstes, noch urbar zu machendes Land. Es ergeht Serbien, wie es Ungarn und der Wallachei ergeht. Die Einwohnerzahl ist gering im Vergleich mit den weiten Strecken Landes, welche sie bewohnt. Ungarn, Rumänien, und Serbien könnten gerade noch fünfmal so viel Bewohner haben, wie sie heute zählen und würden noch nicht übervölkert sein. Eine vernünftig geleitete deutsche Einwanderung könnte in allen Ländern an der unteren Donau große Erfolge erzielen. Beweis sind die Distrikte Ungarns oberhalb Peterwardeins. Sie befinden sich auf dem linken Ufer des Stromes und gehören zu den reichsten und bevölkertsten Distrikten Ungarns. Deutsche Kolonien sind es, noch aus den Zeiten Kaiser Joseph's stammend, welche dort die beste Kultur Ungarns repräsentiren. Eine wohlgebaute Straße läuft immer dem Ufer parallel, es ist die Poststraße, welche von Belgrad nach Semendria führt. Hie und da tauchen zwischen den Uferhügeln und den grünen Gebüsch weiße Häusergruppen hervor; aber

sie treten nur vereinzelt auf und vereinigen sich selten zu einer größeren Ortschaft. Doch da ist Semendria.

Semendria ist eine blühende gewerbtreibende Stadt, die größte serbische Kreisstadt. „Sehen Sie", sagte Einer von den serbischen Kaufleuten, „wie würde Semendria aufblühen, wenn die Türken nicht wären! Längst wäre Semendria und Belgrad mittelst Eisenbahn verbunden. Jetzt ist das unmöglich. Die Eisenbahnhöfe würden sowohl in Belgrad, wie in Semendria gerade unter den Kanonen des Türkenforts angelegt werden müssen. Wer will da Eisenbahnen anlegen!"

„Türkenfort!" rief ich, „auch hier; wo ist denn die Türkenfestung? Wie viel solche Türkenfestungen haben Sie noch im Lande?" „Sie werden sie gleich sehen! Wir haben leider sechs. Sie unterbinden die Lebensadern des Landes,"

Währenddem ertönte das Abfahrtssignal und der Dampfer setzte sich in Bewegung. Der Strom machte eine kurze Biegung. Noch einige Minuten, und mitten im Wasser erhob sich auf einer Insel die Türkenfestung. Sie bestand eigentlich nur aus einer crenelirten Mauer und schien recht schlecht im Stande zu sein. Aber ihre Kanonen beherrschten den Strom vollkommen.

„Es ist recht schändlich", rief der Serbe, „nur die Eifersucht der Großmächte schützt dies erbärmliche Ding; wir haben eine vortreffliche Artillerie, lauter gezogene Kanonen; ich sage Ihnen, eine von unsern Batterieen schösse diese erbärmlichen Mauern in zwei Stunden in

Trümmer, auf Kähnen würden unsere tapferen Soldaten das Nest nehmen! Das nennt man orientalische Frage! Für uns, das sage ich Ihnen, würden wir die orientalische Frage schon selbst lösen. In vierzehn Tagen hätten wir die Türken aus Bosnien, Bulgarien und Serbien geworfen, und eine südslavische Konföderation wäre fertig, welche für die europäische Kultur im Osten von Wichtigkeit werden sollte."

Die anderen Serben und die österreichischen Kaufleute mischten sich ins Gespräch, und, wenn es blos an uns gelegen hätte, so wäre die südslavische Konföderation schon an demselben Tage zu Stande gekommen. Da dies nun nicht möglich war, so schlug ich dem feurigen Vertreter der südslavischen Konföderation vor, mit mir in die Damenkajüte zu gehen, um uns die türkischen Frauen anzusehen, nicht die alte Mutter Ali Pascha's, sondern ihre anscheinend jungen drei Gesellschafterinnen oder Dienerinnen. Er verschob die Fortsetzung seiner Philippika gegen die Großmächte Europas, und trat mit mir in die Damenkajüte.

In der Damenkajüte war Niemand, als eine junge serbische Dame und die türkischen Frauen. Die serbische Dame trug die höchst kleidsame Nationaltracht. Farbige, mit goldener Stickerei besetzte Jacke, welche bis zur Taille reichte, langes farbiges Kleid, ein breites rothes Band um den schlanken Leib gewunden, dessen Enden nach vorn hinabflatterten. Wie sie schön aussehen in dieser Tracht, die serbischen Frauen und Mädchen mit ihren

brennenden, dunklen Augen, mit den langen Wimpern, mit dem dunklen Haar, mit dem feinen, durchsichtigen Teint! Die Mutter Ali Pascha's lag auf dem Divan, ganz in ihre Gewänder und Schleier gehüllt; ihr Gesicht war unbedeckt und glich dem Gesichte einer Mumie. Sie schien ganz unbeweglich; ihr zur rechten, sowie zur linken Hand saßen zwei Dienerinnen, stumm wie die Statuen. Von ihrem Gesicht konnte ich nur die dunklen Augen sehen, welche zwischen Schleier und dem Tuche, das den untern Theil des Gesichtes verhüllte, hervorblickte und uns neugierig anschauten, sobald sie sich unbemerkt glaubten. Die Dritte hockte mit hinaufgezogen Füßen auf dem gegenüberliegenden Divan und schaute ganz apathisch durch das Fenster auf die blauen grünen Wellen des Stromes.

In der Mitte des kleinen Gemaches stand ein Janitschar, Pistole und Dolch im Gürtel, gemüthlich eine mit türkischen Tabak gefüllte Cigarette rauchend. War er zu ihrer Bedienung oder zu ihrer Bewachung anwesend? Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich zu beiden Zwecken. „Reden Sie doch den Kerl serbisch an", sagte ich zu dem serbischen Kaufmann, „er muß doch serbisch verstehen, da er aus der Festung kommt. Aber der Türke gab auf die serbische Anrede keine Antwort. „Er versteht serbisch", sagte die serbische Dame, „ich habe vorher serbisch mit ihm gesprochen." Nun wurde ein neuer Versuch gemacht und durch eine Hand voll türkischen Tabacks unterstützt. Da verstand uns der Türke

plötzlich und erzählte, daß die alte Frau die Mutter Ali Pascha's sei und die drei Mädchen ihre Dienerinnen und daß sie über Rustschuk nach Stambul reisen wollten. Weiteres war indeß aus ihm nicht herauszubringen. Unsere Versuche, mit den drei Mädchen ein Gespräch anzuknüpfen, mißlangen gänzlich. Endlich sagte uns der Janitschar, daß sie nur türkisch sprächen, daß er indeß unsere Versuche, mit ihnen ein Gespräch anzuknüpfen, nicht gestatten dürfe.

Wir lachten dem Kerl ins Gesicht und erwiderten ihm, daß er auf dem Dampfer gar nichts zu befehlen habe, sondern höchstens von uns aus der Damenkajüte hinausgeworfen werden könne. Indessen kamen wir mit unserer Unterhaltung deshalb nicht weiter und endlich wurde die Sache langweilig. „Diese türkischen Weiber sind gerade, wie die Thiere", sagte der Serbe; „essen, trinken, schlafen, auf dem Divan liegen, das ist die ganze Beschäftigung! Laßen wir sie liegen und gehen wieder auf Deck!"

Wir verließen die Kajüte und stiegen wieder auf Deck. Die Scenerie am Ufer blieb bis Basiasch fast dieselbe. Grüne Hügelreihen, Aecker und Waideland, einzelne Häusergruppen, dann eine neue Station auf serbischer Seite, Dubrovitza.

Von der Stadt sahen wir nur wenige Häuser. Sie wurde durch eine Hügelreihe verdeckt. Uebrigens ist Dubrovitza nach Semendria die größte Kreisstadt Serbiens. Viel Holz wird aus Dubrovitza nach England und

nach Frankreich ausgeführt. „Sie sollen unsere Wälder sehen", sagte der Serbe, „wahre Urwälder; tausende von Stämmen in enormer Stärke, Eichen und Buchen, welche die Axt noch nicht berührt hat. Kein besseres Holz zum Schiffsbau; aber der Transport nach den Häfen ist zu kostspielig.

Die Glocke zum Mittagessen unterbrach unsere Unterhaltung. Werfen wir währenddem noch einen Blick auf Serbien, dessen Ufer wir bis zum Abend verlassen.

Das gegenwärtige Fürstenthum Serbien liegt zwischen dem 43 und 45° N. B. nud zwischen dem 37 und 40½° O. L. (Ferro). Nach seiner Ausdehnung zählt das Land etwa 41 geographische Meilen in seinem breitesten Theile von Osten nach Westen und etwa 26 geographische Meilen von der nördlichen Basis bis zu der Spitze des Dreiecks im Süden. Die Gestalt des Landes ist die eines rechtwinkligen Dreiecks, dessen Basis oben liegt und von der Donau und Save gebildet wird. Die Hauptflüsse sind die Donau und die Save; Nebenflüsse die Morawa, die Ibar und die bulgarische Morawa. Von großer Wichtigkeit für den Verkehr zwischen den Städten an der Donau und dem Innern des Landes ist die Morawa, mit deren Schiffbarmachung die serbische Regierung momentan beschäftigt ist. Die zum Theil recht guten Straßen verfolgen meistens die Richtung der Flußthäler. Die Hauptpoststraße geht von Belgrad über Semendria am linken Ufer der Morawa hin, bei Jagodina über eine Pontonbrücke ans rechte Ufer nach Tju-

pria und von dort über Alexinatz bis an die türkische Grenze, von wo eine nicht chaussirte Poststraße über Adrianopel nach Konstantinopel führt.

Serbien befindet sich unter demselben Breitengrade, wie Oberitalien. Trotz dieser südlichen Lage entspricht die Vegetation doch der Vegetation des mittleren Deutschlands, theils wegen der viel östlicheren Lage, theils wegen der rauhen Nordwinde. Die Rebe wurde in Serbien zur Zeit der römischen Herrschaft unter Probus eingeführt und liefert einen sehr guten Wein. Kirschen, Aepfel, Pflaumen und Birnen gedeihen vortrefflich und werden getrocknet in Masse ausgeführt. Vorzügliches Holz liefern die Wälder. Trotzdem hat der Reichthum Serbiens bis jetzt nicht in seinen Waldungen bestanden, sondern in den zahllosen Heerden von Schweinen, von denen jährlich über 20,000 nach Ungarn und von da weiter nach Deutschland getrieben werden. Die serbischen Wälder sind reich an dem in Mitteleuropa gewöhnlichen Wild, Hasen, Hirsche, Rehe und Füchse; im Dickicht werden auch der wilde Eber, die wilde Katze, der Bär und der Luchs gefunden; seltener trifft man den Wolf. Wilde Vögel giebt es in Menge auf den Inseln und in den Niederungen der Donau. Die Wachteln, die Schnepfen sind in der Ebene gewöhnlich; in den Gebirgen jagt man den Adler, die Gemse, den Geier und den Falken. Die Flüsse sind sehr fruchtbar an Fischen. In der Donau lebt der Stör; Karpfe, Barsch und Forelle schwimmen in den kleineren Flüssen. Die Gebirge

haben einen großen Mineralreichthum. Wenn auch Gold und Silber seltener geworden sind, so steht doch das serbische Eisen an Menge und Reinheit keinem Eisen in der Welt nach; auch Zink und Schwefel werden viel gefunden, die Kohle wird der Kohle von Newkastle wenig nachstehen. Nimmt man dazu noch Minen von Kupfer und Blei, Salpeter und Gips; so muß man einräumen, daß Serbien ein reiches Land sein könnte, wenn die Industrie mit diesem Mineralreichthum Hand in Hand ginge. Aber die Industrie Serbiens liegt noch in der Kindheit. Und was ist der Grund dieser Erscheinung? Die türkische Suzeränität.

Die Einwohnerzahl Serbiens beträgt 1,100,000. Das Land wird in 17 Kreise getheilt. Belgrad, die Hauptstadt des Landes, hat 22,000 Einwohner. Die größte Kreisstadt Semendria zählt 4,000 Einwohner, Poscharevatz 5,500, die Einwohnerzahl der anderen Kreisstädte schwankt zwischen 4,000 — 1,000. Von der Geschichte Serbiens habe ich schon in ihren Grundzügen gesprochen. Die Serben, ein slavischer Volksstamm, kamen wahrscheinlich im Jahre 638 aus dem jetzigen Kleinrußland und setzten sich im Lande fest. Das Christenthum kam im neunten Jahrhundert in Aufnahme. Die serbische Sprache ist eine slavische. Große Philologen, wie Niebuhr beispielsweise, zählen sie zu den wohllautendsten slavischen Dialekten. Jemehr das oströmische Kaiserreich verfiel, desto mehr vergrößerte sich Serbien. Den Gipfelpunkt seiner Größe und Macht

erreichte Serbien in den Jahren 1334 — 1355, wo die Autorität seines Königs vom adriatischen bis zum schwarzen Meer galt. Stephan Duschan nannte sich deshalb auch Kaiser von Serbien. Es war der Glanz Serbiens vor dem Verfall. Der Mohamedanismus drang Schritt vor Schritt in Europa vor. Auch Serbien besiegte der Halbmond. Czar Laizar verlor die Schlacht auf dem Amselfelde und nach der Schlacht das Leben. Nach seinem Tode überschwemmten die Türken Serbien, indem sie bis nach Ungarn vordrangen. Die letzten Reste der serbischen Unabhängigkeit vernichtete Soliman der Große, und fast zwei Jahrhunderte hausten die Türken in der Festung Belgrad. Von der deutschen Intervention, von Prinz Eugen, von Laudon habe ich bereits gesprochen, ebenso von der Befreiung Serbiens durch die eigene Thatkraft des Volkes und durch seine eigene Tapferkeit. Der jetzige konstitutionelle Regent Serbiens ist seit dem Jahre 1860 Michael Obrenovits der Dritte, des Fürsten Milosch einziger Sohn.

Setzen wir nun nach diesem Rückblick auf die politische, geschichtliche und geographische Gestaltung Serbiens unsere Donaureise fort.

Gleich nach Tisch legte der Dampfer in Basiasch an. Basiasch liegt am ungarischen Ufer und bildet den Endpunkt der Eisenbahn, welche Pesth mit der unteren Donau verbindet.

Unterhalb Basiasch beginnen die Ufer der Donau endlich einen großartigen Charakter anzunehmen. Basiasch

liegt in der Schlucht, vom Strom aus kaum sichtbar. Die heftigen Winde machen diese Stelle für die Schifffahrt auf der Donau außerordentlich gefährlich. Der Kapitän erzählte mir, daß es oft mehrere Tage nicht möglich sei in Basiasch anzulegen. Noch zwei unbedeutende Orte erscheinen am serbischen Ufer, welches nun in der Gestalt von hohen Waldbergen und steilansteigenden Felsgruppen abwechselt. Am ungarischen Ufer zieht sich eine prächtige Straße hin. Sie verbindet Basiasch mit Orsowa. Der Patriotismus des Grafen Szechenyi hat seinem Vaterlande diese schöne Straße geschenkt, welche hohe und breite Gallerien bildend oft in die Felsen gesprengt werden mußte. Das muß man dem ungarischen Adel rühmlichst nachsagen, er hat sich immer, wo es galt, durch Opferwilligkeit für sein Vaterland ausgezeichnet. Der deutsche Adel könnte sich daran ein Beispiel nehmen! „Nun werden Sie sich endlich mit unseren Donauufern versöhnen", sagte der Hauptmann zu mir, als der Strom von Neuem eine Biegung machte, „und sagen, daß er auch Parthieen hat, die den Rheinufern gleich kommen."

„Es ist auch nöthig", erwiderte ich lachend, „von Wien aus wurde ich immer vertröstet, und außer den allerdings recht hübschen Ufern von Gran bis Pesth sah ich eigentlich nur Wiesen, Waideland nnd Inseln."

„Aber nun kommts, schauen Sie auf!" —

Und diesmal behielt die Donau recht. Ein neues Strombecken that sich vor uns auf; seine Ufer

bildeten wilde und prachtvolle Felsen, theils nackt, theils bewaldet. Der Strom mochte hier eine Breite von ungefähr 2,000 Schritten haben. Auf einem spitzen Felskegel erhob sich ein altes Schloß mit hohen Thürmen und Mauern, ein wunderbar geheimnißvolles Bild, großartig und einsam, ganz allein in der gewaltigen, wilden Natur. Da oben der Thurm, welcher die Spitze des Felsens krönte, war das Gefängniß der schönen griechischen Kaiserin Helene. Am Fuße des Felsens machte der Strom eine neue Biegung — und plötzlich änderte sich die Scenerie. Das breite Becken verschwand, die Donau verwandelte sich in einen schmalen Strom, der im raschen Laufe vorwärts stürzte. Die Ufer nahmen einen düstern, schluchtartigen Charakter an.

Ganz steil und abschüssig stiegen die Felsen in die Höhe, zuweilen den Fuß mit Wald umgeben, zuweilen mit nackter Sohle die grünen Wellen berührend.

Ein Felsen ragte hoch aus dem Strome hervor. Mit etwas Phantasie konnte man in seiner Form die Gestalt einer Frau finden. Ein Fischer, geht die Sage, führte seine böse Frau auf den Gipfel des Felsens, und verließ sie dann, unter dem Vorwande, an seinem Fuße Netze auszulegen. Die Frau konnte allein den Rückweg nicht finden und starb vor Hunger. Der Kapitän erzählte mir die Sage, als wir weiter fuhren und fügte lachend hinzu: „Sehen Sie, in diese Verlegenheit wäre ich am Ende auch noch gekommen, wenn ich länger die Linie von Wien nach Pesth befahren hätte. Ich muß

immer daran denken, wenn ich an „Babekage" — so heißt nämlich der Fels — vorüberfahre." Nicht weit vom Fels Babekage ragten aus Stromschnellen noch zwei kleinere Felsgruppen auf. Sie gleichen in ihrer Gestalt schwimmenden Büffeln und führen deshalb auch den Namen derselben. In großartiger Weise entfaltete sich nun die Uferscenerie. Die Felsen des serbischen Ufers waren mit üppigem Grün bekleidet und gewährten in ihren Durchschnitten pittoreske Einblicke in waldbedeckte Schluchten und auf rauschende Wasserfälle.

Etwas weiter stromabwärts giebt es noch eine Erinnerung an eines der großartigsten Bauwerke aus der Römerzeit. Am rechten Ufer, dem Dorfe Jeschebe-ritza gegenüber, erblickt man am Felsrand eine lateinische Inschrift, welche von einem Leinpfad erzählt, den die Römer schon zur Zeit Trajans in den Felsen gehauen haben, um die Schiffe stromaufwärts zu ziehen. Auch die Spuren des Len ipfades sind noch an den Felsen zu sehen. An einigen Stellen befindet sich der in den Fels gehauene Pfad dicht über den Niveau des Wassers. An anderen Stellen erblickte man kleine viereckige Löcher im Felsen. In die Löcher wurden wahrscheinlich Balken gesteckt und über die Balken Bretter gelegt, welche auf diese Weise eine künstliche Brücke bildeten, auf der die Leute gingen, die die Schiffe stromaufwärts zogen. Der Strom machte dann noch mehrere Biegungen. Der Charakter der felsigen Ufer wurde immer wilder und großartiger. An dieser Stelle können sich die Donauufer

in pittoresker Schönheit wohl mit den Rheinufern in der Gegend des Lorleifelsens messen. Nur die lebendige Staffage, die Häusergruppen, Dörfer, gothischen Kirchthürme und altersgrauen Schloßtrümmer, welche dem Rheinufer einen so unendlichen Reiz verleihen, fehlen. Dann erweiterte sich die Schlucht wieder, der Strom wurde breiter und dehnte sich zu einem neuen, mit Wiesen und Waldbergen bekleideten Strombecken aus. Am linken Ufer erschien Alt-Orsowa, gerade gegenüber einem kleinen serbischen Ort.



Sechstes Kapitel.

Die Herkulesbäder im Czernathale.

Europäische Bäder und Kurorte. Die Bäder des Herkules im Czernathale. Orsowa. Karpathenthäler. Parallelen zwischen den Karpathen, dem Jura und den Vogesen. Das große Völkerthor bei Orsowa. Fahrt von Orsowa nach Mehadia. Landschaftlicher Charakter des Czernathales. Mehadia. Die Herkulesbäder. Römische Erinnerungen. Kaiser Trajan. Die Herkulesbäder als Kur- und Badeort. Oberstlieutenant Rotar. Kurhaus. Wohnungen. Gasthöfe. Der Orient und der Occident.

Wer kennt die Herkulesbäder? Karlsbad, Wiesbaden, Töplitz, Ems, Baden-Baden, Nauheim, Homburg sind Bäder von europäischem Ruf. Ihre Namen kennen alle Kranke in Deutschland, Frankreich und England, welche an der Leber, an der Milz und an den Nieren

leiden — und alle reichen Leute, welche die Krankheit der Langeweile haben und nicht wissen, wie sie die Sommermonate hinbringen sollen. Und schließlich bieten sie demjenigen, der an der letztgenannten Krankheit leidet, nicht viel Interessantes. Von demselben äußern Zuschnitt lassen sie in der Vergeudung der Zeit nur die Wahl zwischen Spiel, Musik im Kursaale und Spaziergängen auf der Brunnenpromenade. Wenn man nicht wirklich dort die Heilung eines Leidens sucht, lohnt es sich kaum hinzugehen. Mir wenigstens ist, da ich so glücklich war, niemals ein Bad meiner Gesundheit oder vielmehr einer Krankheit wegen besuchen zu müssen, der Aufenthalt in diesen berühmten Kur- nnd Badeorten immer schon nach acht Tagen leid geworden. Trotz alledem liegt es in dem in der Natur herrschenden Trägheitsgesetz, daß die Menschen selbst im Besuche der Badeorte sich gern im Zirkel drehen, und selten eine Anstrengung machen, aus diesem Zirkel herauszukommen und Wege einzuschlagen, die sie zu interessanteren Zielen führen würden. Meine Frage: „Wer kennt die Bäder des Herkules; wo liegt Mehadia?“ ist ein Beweis für meine Behauptung. Und doch stehen die Herkulesbäder an heilender Kraft ihrer Quellen den weltberühmten Kur- und Badeorten in Deutschland wenigstens gleich, wenn sie diese nicht gar übertreffen, während sie demjenigen, der an der Krankheit der Langeweile leidet und nur die Sommersaison hinbringen will, täglich eine lange Reihe fremdartiger und interessanter Bilder vor das Auge führt in denen

der Orient und der Occident Farben und Contouren vereinigt.

Also schnell die Antwort, wird der ungeduldige Leser sagen, wo sind die Bäder des Herkules, und welcher Weg führt dorthin? Die Herkulesbäder sind im Karpathengebirge zu finden, in dem Theile, wo die Czerna aus seinen grünen Schluchten abwärts zur Donau strömt, im alten römischen Dazien, also auf einem Fleck Erde, der auch geschichtlich zu den interessantesten Stellen Europa's gehört. Dort liegt Mehadia, noch innerhalb der österreichischen Militärgrenze. Und Orsowa heißt der Ort an der Donau, auf dessen Thalbecken sich das Czernathal mündet.

Alle Thäler des Karpathengebirges sind schön, zuweilen grandios, wie das Sereththal und das Prahowathal, zuweilen graziös, wie die nach der Moldau hinabsteigenden Thäler, immer pittoresk, wie die Ufer der Ströme, zu deren Bett ihre Wände hinabsteigen. Man hat sie mit den Schweizer Alpenthälern verglichen. Die Ehre eines solchen Vergleichs können die Karpathenthäler nun freilich nicht für sich in Anspruch nehmen. Aber sie erinnern an das Juragebirge und an die Vogesen. Boden, Felsen, Baumschlag, Conturen der Berghöhen, alles ruft den Jura und die Vogesen in das Gedächtniß des Wanderers. Die Illusion ist an manchen Stellen vollkommen. Fügen wir noch hinzu, daß die Herkulesbäder unter 44° 28′ nördlicher Breite liegen, und 22 Kilometer von der Donau, 28 Kilometer von der wallachischen Grenze ent-

fernt sind, und der Leser weiß nun nicht allein, wo die Bäder der Herkules sich befinden, sondern auch wie der Charakter des Thales ist, aus dessen Boden seine heilsamen Quellen sprudeln.

Orsowa war von Trajan's Zeiten bis zu den Türkenkriegen Joseph des Zweiten der Schauplatz vieler, wichtiger Ereignisse, nach Belgrad für Oesterreich, Ungarn und Dazien von jeher der wichtigste Punkt, um den sich das kriegerische Leben dieser Gegenden und Länder, wie um einen Angelpunkt, gedreht hat; denn vom nördlichen Zipfel der Moldau, dem südöstlichen Zipfel Siebenbürgens her, zieht sich eine hohe und breite Mauer von Gebirgen in südwestlicher Richtung über die Donau hin nach Serbien hinein. Diese Gebirgsmauer scheidet die österreichischen Länder Ungarn und Siebenbürgen von den türkischen Ländern, von der Wallachei und Bulgarien — oder zu den Römerzeiten das mittlere Dazien von dem Dazien jenseits der Alpen. Diese Gebirgsmauer ist rauh, wild und unzugänglich. Nur an einigen Stellen ist sie von Flüssen durchbrochen, und bei diesen Durchbruchsstellen befinden sich berühmte Päße und Thore, durch welche sonst alle kriegerischen und kommerziellen Expeditionen aus den südlichen Ländern nach den nördlichen, also auch umgekehrt die Einfälle aus den nördlichen Gegenden nach den südlichen statt fanden. Einer von diesen bedeutendsten Durchbrüchen ist der Durchbruch der Donau bei Orsowa, und dieser Durchbruch schließt sich einem zweiten Durchbruch an,

welcher bei Orsowa mündet und durch den sich die südlichen Donaugegenden mit dem nördlichen Dazien, ich meine mit dem Banate und mit Siebenbürgen, in Verbindung setzen. Dieser zweite Durchbruch ist das Czernathal, in dessen oberer Hälfte sich die Bäder des Herkules befinden. Orsowa als Mündungsplatz dieses Passes an der Donau, war deshalb sowohl als Handelsplatz, wie als Festung immer ein Ort von großer Bedeutung. Aus Bulgarien, von Konstantinopel her zielte immer eine wichtige Straße auf Orsowa hin. Kaiser Trajan baute hier jene Brücke, auf der er über die Donau setzte, um durch das Czernathal marschirend, den Decebalus im Herzen von Dazien anzugreifen. Daher die Schlachten am Alion; deshalb die häufigen Bombardements von Orsowa. Und deshalb haust auch jetzt, im Mittelpunkt dieses Schlüssels oder Passes, wie in Belgrad, auf einer kleinen Insel, eine Viertelstunde unterhalb Orsowa, mitten in der Donau belegen, in einer Festung ein türkischer Pascha.

Es war an einem warmen und sonnigen Abend im Monat Mai, als ich im Hafen von Orsowa anlangte. Der Zweck meiner Reise waren eigentlich die Donaufürstenthümer und die Türkei; aber ich hatte unterwegs in Wien, Pesth und Belgrad so viel von den Herkulesbädern gehört, daß ich mich an mir selbst zu versündigen glaubte, wenn ich nicht vorher einen Besuch in den Herkulesbädern im Czernathale gemacht hätte, obschon es mit dem Beginn der Badesaison noch in weiter Aussicht

stand; denn wir schrieben erst den zwölften Mai. Ich war der einzige Reisende auf dem Schiffe, der die berühmten Bäder besuchen wollte; eine zwischen Orsowa und Mehadia eingerichtete Omnibuslinie war noch nicht in Funktion getreten, und so war ich auf mein eigenes Fortkommen angewiesen. Am Landungsplatz des Dampfschiffes sagte man mir, daß ich am Ausgange des Ortes Wagen genug finden würde, unter denen ich die Auswahl hätte, um noch heute nach Mehadia zu fahren. Und richtig, ich hatte kaum einige Hundert Schritt gemacht, so wurde ich von wenigstens einem Dutzend Kutschern bestürmt, welche mich sämmtlich zu den verschiedensten Preisen nach Mehadia fahren wollten. Jeder pries mir die Vorzüge seines Wagens und seiner Pferde an. Aber, ich war ja in der Wallachei; ich mußte doch in einer Carouzza, in einem spezifisch wallachischen Fuhrwerk, fahren. Später habe ich dies Vergnügen in der Wallachei niemals wieder genossen. Ich verschmähte deshalb sämmtliche Kutschen und Halbkutschen, welche auf dem Platze standen, und ging auf eine echte Carouzza los, welche mit drei kleinen wallachischen Pferden bespannt war. Der Wagenkasten lag auf der Axe und das Gefährt hatte ganz die Form der berüchtigten Carouzza. Leider hatte indessen die Civilisation die Carouzza insoweit beleckt, daß sie nicht mit Stroh gefüllt war, ich auch nicht festgebunden wurde, sondern daß ich die Freiheit hatte, mich auf eine Bank zu setzen, welche sogar in Riemen hing. Man kann wirklich den

Orient nicht mehr in seiner spezifischen Eigenthümlichkeit bereisen, wenn man auch noch so gern möchte. In der großen Wüste Sahara habe ich, statt auf Kameelen, auf Pferden reiten müssen. Für zwei Gulden und in drei Stunden versprach der wallachische Bauer, der, die Pelzmütze auf dem Kopfe und das Schaaffell um die Schultern, sich auf den Bock setzte, mich nach den Herkulesbädern zu fahren.

Der Carouzza fehlte eine spezifische Eigenthümlichkeit, aber die Fahrt war wenigstens echt wallachisch. Sie ging mit einer fabelhaften Schnelligkeit vor sich. Die kleinen Pferde verließen den gestreckten Trab nur, um sich in einen gestreckten Galopp zu setzen. Die Straße war in einem vortrefflichen Zustande. Zuweilen, wenn es bergabwärts ging, wurde das Tempo der Bewegung so beschleunigt, daß ich mich auf meinem Sitz festhalten mußte, um nicht in die Gefahr zu kommen, aus dem Wagen geschleudert zu werden. Bei seiner Mündung auf die Ebene mag das Czernathal eine Breite von tausend Meter haben. Der Thalboden war mit Maisfeldern und Wiesen bedeckt, zwischen denen die Wellen des „schwarzen Flusses" murmelnd und plätschernd thalabwärts zur Donau strömten. Die Bergwände waren vom Fuß bis zum Gipfel mit leichtem Frühlingsgrün bekleidet, hie und da einige weiße Häusergruppen mit Strohdächern; dann fuhren wir durch ein kleines wallachisches Dorf, welches Petineska hieß, wie mir der Kutscher sagte. Die Häuser bestanden sämmtlich nur

aus einem aus Lehm und Binsen aufgeführten Erdgeschoß und waren theils mit Schindeln theils mit Stroh gedeckt. Aber sie waren alle mit einem weißen Gypsanstrich versehen und gruppirten sich auf ihrem grünen Grunde zu einem recht freundlichen Landschaftsbilde. Auf der Straße hie und da wallachische Bauern in ihrer kleidsamen Nationaltracht. Weite, weiße Beinkleider und Halbstiefeln, das Hemde über den Beinkleidern durch einen breiten Gürtel zusammengehalten; darüber zuweilen eine Weste ohne Aermel und ein brauner Mantel mit rothen und blauen Verzierungen, den Kopf mit einer Mütze von weißem oder schwarzem Schaaffell bedeckt. Eigenthümlich war die Tracht der Frauen und Mädchen. Den Oberkörper bedeckte ein weites, weißes Hemde, welches am Rande und am Halse mit rother Bordüre besetzt war; um die Lenden war ein großes Tuch von gestreiftem wollenen Stoff in der Art geschlungen, daß die eine Seite offen blieb. Zuweilen trugen sie statt dieses Tuches auch eine Schürze, welche nur aus einzelnen Streifen von rother Wolle bestand, und nicht allein vorn, sondern auch hinten über das weiße Hemde hinabfiel. Im Winter gehört zu diesem Anzuge ein Mantel mit Aermeln, der meistens mit Pelz gefüttert ist. Sie waren entweder baarfuß oder trugen plumpe Stiefel, wie die Männer. Einige von ihnen hatten das Haar geflochten, Andere hatten ein Tuch um den Kopf gewunden. Erstere waren unverheirathet, Letztere verheirathet. Bald hinter Petineska wurde das Czernathal enger. Die

Thalwände traten näher an den Strom, die Straße stieg steiler an, rechts und links öffneten sich einige grüne Seitenthäler, welche unbewohnt schienen. Der Wagen fuhr in demselben raschen Tempo. Dann gabelte sich das Thal. Links führte die Straße nach dem Flecken Mehadia. Zur Römerzeit hieß dieser Marktflecken „ad mediam.“ Durch eine wunderliche Versetzung der Silben wurde daraus „Me-ad-diam“, und dann mit Vermeidung des Hiatus „Mehadiam“, oder, da das „m“ in der schnellen Aussprache doch fortgelassen wurde, „Mehadia.“ Rechts ging es in das obere Czernathal, wo sich die Bäder des Herkules befinden.

Der untere Theil des Czernathals war schön, grün und pittoresk. Der obere Theil war großartig und imposant. Die Felswände wuchsen immer höher und traten immer näher an das Bett des Stromes, dessen Wellen jetzt brausten, wie die Bergströme in den Alpenthälern. Das Pulver hatte hier der Straße einen Weg bahnen müssen, welcher zuweilen wie eine Schlange an den Wänden hinaufkroch. Aber immer rasten die Pferde mit derselben Schnelligkeit aufwärts, wie im unteren Theile des Thales, durch mir unverständliche Rufe ihres Führers angespornt. Der Abend dunkelte bereits mächtig herein. In seinen schwarzen Schatten konnte ich kaum die nächsten Gegenstände unterscheiden. Noch mehrmals erweiterte sich die Thalenge zu kleinen Plateaus mit Häusergruppen und Wallnußbäumen. Zwischen

ihrem Grün leuchteten dann und wann Feuer auf, um ebenso schnell zu verschwinden, wie sie erschienen waren. Ich sah nach der Uhr. Wir waren bald drei Stunden unterwegs gewesen. Dann rasselte der Wagen zweimal auf einer Kettenbrücke über den Fluß. Nun ging es wieder aufwärts. Schwefeldünste schienen in der Luft zu schweben. Die Schwefelbäder mußten nahe sein. Das Thal erweiterte sich wieder Rechts erschien eine kleine Kirche mit Kuppeldach in byzantinischer Form auf einem Felsvorsprung. Dann einige Häuser. Darauf ein elegantes, modernes Gebäude mit langer Arkadenreihe auf grüner Höhe. Nun eine Reihe großer, weißer Gebäude rechts und links, im Hintergrunde wiederum auf auf einem Felsvorsprung das Octogon einer griechischen Kuppelkirche. Höchst sonderbarer Anblick, eigenthümlich fremdartig und originell! Sah ich Kasernen, sah ich Paläste; war ich in einem Dorf oder in einer Stadt? War ich im Orient oder im Occident?

Der Wagen hielt vor einem großen, weißen Hause. Der Kutscher sprang vom Bock. Ich war in den Herkulesbädern angekommen.

Drei Tage blieb ich in den Bädern des Herkules. Ich war der erste Fremde, der die Saison eröffnete. Selbst Badeärzte und Badekommissär wurden erst erwartet. So durchstreifte ich das Thal allein. Nur der Wind, der in den Baumkronen flüsterte, der Abendsonnenschein, dessen rothe Lichter auf den Felskuppen spielten, das Rauschen des Bergstromes, dessen weiße Wellen sich an

riesigen Steinblöcken brachen, leisteten mir Gesellschaft. Aber wie imposant und wie schön war die obere Hälfte des Thales des „schwarzen Flusses!“ In zwei, zuweilen in drei Stockwerken zogen sich die Spaziergänge an den Wänden des Thales entlang. Ich ging zwischen Hecken von Hagebuchen, im Schatten von Vogelkirschen, Buchen und Eichen. Ueberall die üppigste Vegetation. Höher hinauf dunkle Tannen- und Kieferwälder, von riesigen Felsblöcken und phantastisch geformten Bergkuppen überragt. Hier und da Bänke, Pavillons, Kioske, tiefe Höhlen und Grotten mit Irrgängen und Gewölben, wo Räuber gehaust haben, noch heute im Winter der Zufluchtsort von Bären und Wölfen; tief unten die brausende und rauschende Czerna, bald wilde Wasserfälle, bald kleine Seen bildend, in deren blauen Spiegeln Sonnenfunken blitzten, und in deren Tiefen Legionen von Fischen schwammen, von der kleinen Bergforelle an, deren Schuppen wie Scharlach und Gold aussehen, bis zu den großen Lachsen, wie sie in der breiten Donau schwimmen. Zuweilen lateinische Inschriften auf den Felsblöcken, in denen ein Gouverneur der dacischen Provinzen „Praeses Daciarum“ oder ein Präfekt „mit den Seinigen“ „cum suis“ dem Herkules und der Venus, oder den Göttern und Genien der Gewässer „Diis et numinibus aquarum“ für die wiedergeschenkte Gesundheit ihren Dank aussprachen. Jede Stelle in diesem einsamen Thale war ja klassischer Boden. Unter den Kaisern Trajan, Hadrian und den Antoninen bis auf

die Zeiten des Dacius badeten hier römische Obersten und Grenzwächter, und sprachen von Rom und dem fernen Italien, wie sich jetzt die Präfekten und Centurionen der österreichischen Grenztruppen vom fernen Wien unterhalten. Wo ich ging und stand, wurde ich an Rom und die Römer erinnert. Die Felsen waren noch ganz dieselben, wie sie vor zweitausend Jahren die römischen Präfecten und die römischen Obersten „mit den Ihrigen“ „cum suis“ bestiegen; auch die Menschen — die Dacier — waren noch gerade so gekleidet wie ich sie auf der Trajanssäule in Rom abgebildet sah, und selbst die Töne der flüssigen und flüchtigen Rede waren noch ganz dieselben, wie die Römer sie den Barbaren lehrten; auch das Bewußtsein ihrer Abstammung hatte sich noch überall in der Bevölkerung erhalten. „Eù sunt Rumânù“, erwiederte mir ein Bauer, den ich nach seiner Abstammung fragte. „Civis Romanus sum“ sprachen seine Voraltern. „Ich bin ein Römer.“ Für die Römer entdeckte das Thal des „schwarzen Flusses“ Kaiser Trajan. Er und seine Nachfolger ließen hier viele Gebäude, Badehäuser und Tempel aufführen. Von einem Tempel des Herkules schreibt sich noch der jetzige Name des Bades her, und die stärkste Quelle heißt noch heute die „Herkulesquelle“, ohne Zweifel ein Herkules unter allen Schwefelquellen der Welt. Sie ist noch mächtiger als die starke Ofener Schwefelquelle. Zuweilen schwebte ein dunkler Punkt hoch oben im blauen Aether. Er sank tiefer und tiefer. Es war ein Adler. Auch Wölfe und Bären hausen

hier in den Klüften und begegnen zuweilen dem einsamen Wanderer. Im Winter steigen sie bis zu den Häusern hinab. So sagte man mir wenigstens. Ich habe mich vergebens nach einem von diesen uncivilisirten Spaziergängern auf meinen Streifereien durch das Thal umgesehen.

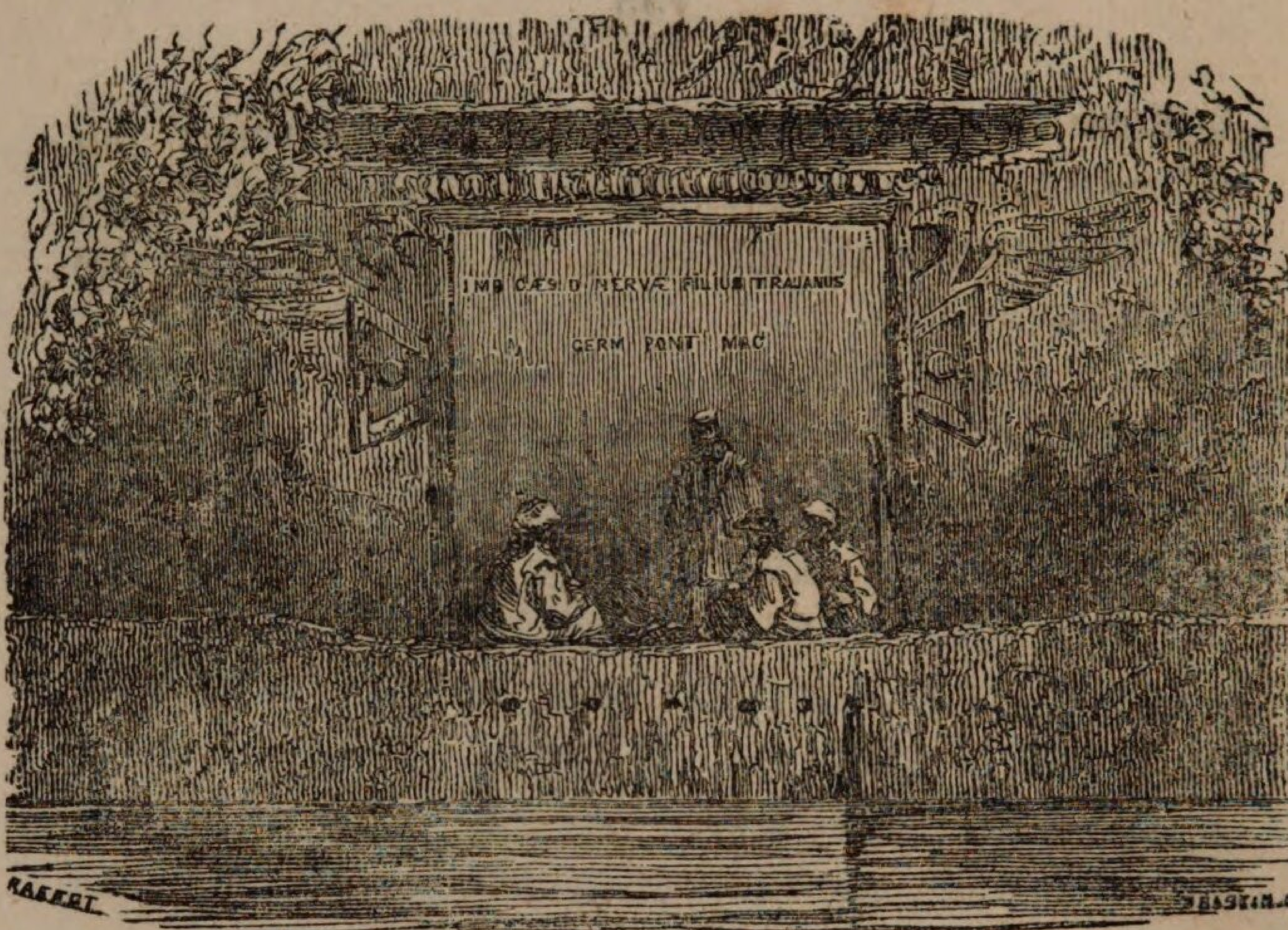
Die Völkerwanderung warf im Thal des „schwarzen Flusses“ die ganze römische Cultur über den Haufen. Nur einige Zelte und Hütten, in denen Wallachen wohnten, sah man zu Zeiten auf den römischen Trümmern erscheinen und verschwinden; erst seit einem Jahrhundert, seit Kaiser Karls des vierten Regierung, fing es wieder an, in diesem einsamen Karpathenthale lebendig zu werden. Heute sind die Herkulesbäder ein Modebadeort für die vornehmen Ungarn und Wallachen geworden, und während der Saison sendet der ganze Orient seine Repräsentanten zu ihren heißen Schwefelquellen. Dann sieht man hier Griechen und Türken, Serben und Armenier, Russen und Perser; auf den Promenaden erscheint der bunte Turban und der rothe Fez, der spitze Hut des Persers und der weiße Burnus des Arabers neben dem schwarzen Cylinder, neben der Bojarenmütze und neben Damenhüten, die in den Modeateliers der rue Richelieu und der rue Vivienne gefertigt sind. Auch die Zigeuner haben ihren Platz, die Kinder des fernen Indiens. Braune, feingegliederte Gestalten mit dunklem, seidenweichem Haar und glühenden Augen, in zerrissenen und zerfetzten Lumpen unter braunen Zelten!

Zigeunermusik, Lautari, die alten Rhapsoden für Nationalmusik aller Völker an der unteren Donau, und eine österreichische Militärmusikbande, welche Strauß'sche Walzer und italienischen Opernouverturen spielt! Der Orient und der Occident, auf dessen Grenze wir im Thale des „schwarzen Flusses“ stehen, vereinigt in Gestalten, Kleidern, Trachten, Sprache und Musik!

Jetzt besteht der Badeort aus zwei Reihen palastartiger Gebäude, welche sich zu beiden Seiten einer breiten Straße aufbauen. Sie bilden die Hôtels für die Fremden, die Badehäuser, die Verwaltungsgebäude und ein Militärhospital. In ihrer Mitte erhebt sich auf einem Monolith von rosenfarbenem Granit eine Colossalstatue von Bronze zu Ehren des Herkules. Zehn Minuten weiter aufwärts im Thale erblickt man die Bäder des Herkules. Auch die römischen Quellen befanden sich an diesem Punkte. Die Nachgrabungen, welche im Jahre 1837 hier stattfanden, förderten sieben Statuen des Herkules, eine große Menge von römischen Münzen und Steinen mit Inschriften zu Tage, in denen Badegäste dem Gotte der Kraft für die Wiedererlangung ihrer Gesundheit ihren Dank aussprachen. Weiter unten erhebt sich seit zwei Jahren auf grünem Hügel mit dem Blick auf einen geschmackvoll angelegten Brunnengarten mit Springbrunnen, Ruheplätzen und Rasenflächen ein ebenso prächtiges wie elegantes Kurhaus, dessen Conzertsaal, Speisesaal und Kaffeehaus auch verwöhnte Wünsche befriedigen werden. Das Leben in den Herkulesbädern

ist billig; die Einrichtung in den Hôtels gut und bequem. Da Mehadia innerhalb der Militärgrenze liegt, so ist die Verwaltung der Bäder auch eine militärische. Die Inconvenienzen, welche aus dieser Verwaltung früher für die Badegäste dann und wann hervorgingen, sind, seitdem ein Wechsel in der Person des Badekommissärs eingetreten ist, gänzlich verschwunden. Ueber die Humanität und Liebenswürdigkeit des Oberstlieutenant Rotar, des heutigen Badekommissars, war nur eine Stimme. Ein Fehler der baulichen Einrichtungen in den Herkulesbädern besteht darin, daß bei der großen Zahl von Badegästen, welche sich besonders in den Monaten Juli und August im Czernathale sammeln, zu wenig Bäder vorhanden sind. Was nun die Kraft der hiesigen Schwefelquellen betrifft, so sollen sie ein Universalheilmittel gegen alle erdenklichen äußern und innern Krankheiten sein. Von besonderer Wirksamkeit sind sie bei Rheumatismen, Gicht, Podagra, Schlaganfällen, syphilitischen Uebeln, alten und frischen Wunden. Besonders gut befinden sich die Frauen nach dem Gebrauch der Bäder. Uebrigens ist der Ruf, in dem sie im Orient stehen, — wahrscheinlich noch größer, als ihre heilende Kraft. Die Wallachen besonders bilden sich ein, daß sie ohne den Gebrauch der Schwefelquellen nicht leben können. Sie kommen sogar oft im Winter in die Bäder von Mehadia und stecken eine Zeit lang im Wasser, dem sie so

heilsame Kräfte zuschreiben. Wie die Slavonier ihre kleinen Kinder in Branntwein waschen, so tauchen die Wallachinen die ihrigen in die Schwefelquellen des Herkules.



Siebentes Kapitel.

Die Fahrt durch das eiserne Thor.

Der Name „eisernes Thor." Keine Concurrenz. Die Donauufer unterhalb Orsowa. Die Türkenfestung Neu-Orsowa. Fort Schistab. Anblick des eisernen Thores. Das Grab des heiligen Petrus. „Die trauernden Weiber". Die Fahrt durch das eiserne Thor. „Die alten Weiber". „Die Räuber". Der „Taubenstein". Die Donauufer unterhalb des eisernen Thores.

Nach drei Tagen stand ich wieder am Landungsplatz der Dampfschiffe in Orsowa, um meine Fahrt stromabwärts durch das berühmte eiserne Thor fortzusetzen. Das

eiserne Thor hat in allen Kämpfen der Römer gegen die Dazier eine große Rolle gespielt. Der Name „eisernes Thor" für das Felsenriff im Fluß selbst, sagt Kohl*) „ist wahrscheinlich uralt und jetzt in allen Sprachen recipirt. Lateinisch heißt es „Porta ferrea," türkisch „Démir kapi," ungarisch „Vakaspu," wallachisch „Porta di ferro." Es bedeutet alles dasselbe. Die Türken haben übrigens noch viele Engpässe in ihrem Reiche, die sie „Démir kapi" nennen. Auch im benachbarten Siebenbürgen giebt es ein berühmtes „eisernes Thor." Der Name ist sehr bezeichnend; denn er erinnert sowohl an die eisernen Würfel des Krieges, die in der Nähe solcher Bergstraßen so oft geworfen wurden, als an das harte, eiserne Schicksal, welches die Natur hier oft dem Menschen bereitete. Im Dampfschifffahrtsbureau wurden mir plötzlich für die Fortsetzung meiner Donaufahrt weit höhere Preise abgefordert, als man bisher verlangt hatte, auch bat der Kassirer um Zahlung in Silber oder Gold, weil er bei der Annahme von österreichischem Papiergelde 35 Procent in Abzug bringen müsse. Ganz erstaunt sah ich den Mann an, als ich seine Forderungen vernommen hatte. „Ja, ja," sagte er lächelnd, „von Orsowa bis zu den Mündungen der Donau haben wir keine Concurrenz, wie von Wien bis Orsowa, und da können wir schon mehr fordern. Sie werden wohl zahlen müssen, wenn

*) Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten von J. G. Kohl. 4 Bände. Dresden und Leipzig 1842.

Sie nach Giurgewo wollen, aber Sie werden sich vortrefflich auf unseren Schiffen befinden. Mit größerem Comfort reist man nirgends in Europa.“ Ich zahlte 5 Napoleons und bemerkte ihm, daß die Forderung dennoch etwas unverschämt sei, da ich denselben Preis für eine Ueberfahrt von Marseille nach Algier bezahlt habe, welche mehr wie die doppelte Zeit erfordere. Meine Bemerkung genirte ihn weiter nicht. Ich hörte ihn nochmals "keine Concurrenz“ murmeln, und erhielt mein Billet, welches auf „Fahrt und Verpflegung erster Klasse bis Giurgewo“ lautete.

Nach einer halben Stunde kam der Dampfer. Ich ging an Bord und überzeugte mich nach der Musterung der auf dem Belvéder versammelten Gesellschaft, daß ich an der Grenze angekommen sei, wo sich Orient und Occident von einander scheiden. Die Passagiere bestanden aus einigen Türken, Griechen, Armeniern und Wallachen, und aus ein Paar Engländern welche, ihre unvermeidlichen Reisebücher in der Hand, mir erzählten, daß sie nach Konstantinopel reisen wollten. Ich habe trotz meiner vielen Reisen niemals viel Glück mit meiner Reisegesellschaft gehabt, und machte mich auf ein großes Stück Langeweile während der kommenden vier und zwanzig Stunden gefaßt. Meine Furcht war, leider nur zu begründet; denn ich will nur gleich sagen, daß ich nach einer Conversation von einer halben Stunde mir vornahm, mich mit den Herren „Yes Sir“ und „Indeede Sir“ nicht weiter herumzuquälen. Mit meinen andern Reise-

gefährten machte mir die Unkenntniß ihrer Sprachidiome eine Unterhaltung schon von selbst zur Unmöglichkeit. Wer versteht türkisch, griechisch oder wallachisch, als der Türke, Grieche oder Wallache selbst? Wir Deutsche sind freilich recht gutmüthige Leute. Wir lernen die Sprachen von einem halben Dutzend europäischer Völker, während dieselben viel zu bequem sind, unsere Sprache zu erlernen; aber bis zu der Gutmüthigkeit, auch türkisch, griechisch und wallachisch zu lernen, haben wir es dennoch glücklicher Weise nicht gebracht.

Die Donau behielt die große Breite von Orsowa bei, und sah recht majestätisch aus, so wie die hier unten an ihren Ufern wohnenden Völker, die Rumänen, die Serben, die Bulgaren einst aussehen werden, wenn sie sich von den letzten Resten der türkischen Suzeränität und der vormundschaftlichen Liebe der sogenannten „Schutzmächte" befreit haben werden. Dabei strömte die Donau ganz gerade aus und behielt diesen geraden Cours wohl über zwei Meilen bei. Die Waldberge zu beiden Seiten erschienen sämmtlich fast unter demselben Winkel nach dem Flusse zu geneigt. Der Anblick war weit großartiger als zwischen Basiasch und Orsowa, wenn auch einförmiger. Stromabwärts wurde das prächtige Strombild durch die breite wallachische Ebene geschlossen. Gerade vor mir, fast in der Mitte des Flusses, erschien eine flache, grüne Insel, von einer crenelirten Mauer umgeben, welche einige Häusergruppen mit Gärten umschloß, Aus den Häusergruppen erhob sich die blinkende Spitze

eines Minarets. Die grüne Insel mit der crenelirten Mauer, den Häusergruppen und dem blinkenden Minaret war Neuorsowa, welches noch heute eine türkische Besatzung hat, die ein Pascha commandirt. Die Festung wurde einst von den Oesterreichern sehr solide gebaut, als sie im Besitze der Insel waren, dann aber den Türken wieder abgetreten, und in einem der letzten Türkenkriege durch ein mehrere Monate dauerndes Bombardement zerstört, besetzt und dann abermals den Türken in diesem zerstörten Zustande übergeben. Der oben abgerundete und bewaldete Berg, der sich am linken Donauufer erhob und die ganze Umgegend beherrschte, war der in den jahrhundertlangen Kämpfen, welche sich um Orsowa herum bewegt haben, vielfach genannte Alion; die schroffen Berge am rechten Ufer gehörten zu Serbien. An einer vorspringenden Wand derselben klammert sich ein kleines Fort, das Fort Elisabeth, von den Türken Schistab genannt, welches ebenfalls ehemals von den Oesterreichern erbaut wurde und noch heute von den Türken besetzt ist. Neuorsowa ist einer von den vierzehn befestigten Punkten und Forts, welche die Türken an der Donau, Save und Drau immer noch besetzt halten.*) Wir fuhren zwischen Neuorsowa und dem Fort Schistab durch, so daß ich beide Festungen ganz übersehen konnte. Schon Ali Pascha hatte mir gesagt, daß sich ein Besuch in Orsowa kaum lohnen würde. Ich überzeugte mich selbst davon, als der Dampfer langsam an der Insel vorüberfuhr. Die Festungswerke waren in

*) S. das Vorwort.

einem ganz vernachlässigten Zustande. Die Mauern waren verfallen und zeigten überall Lücken, welche hie und da mit oft verfaulten und umgefallenen Holzpalisaden ausgefüllt waren. Seit einem halben Jahrhundert schien hier nichts zur Ausbesserung und Erhaltung geschehen zu sein. Kanonen blickten, sämmtlich mit ihren Mündungen auf die Donau gerichtet, freilich genug hinter den crenelirten Mauern hervor; aber es waren alte, schlecht aussehende Geschütze. Das kleine Fort Schistab auf der andern Seite der Donau sah nicht besser aus. Als wir an der Insel in ihrer ganzen Länge hinfuhren, sah ich, daß sich in der Mitte derselben eine kleine türkische Ortschaft befand. Sie hatte ein vollkommen türkisches Aussehen. Die kleinen Häuser lagen halb unter allerlei Gebüsch, zwischen Bäumen und Gärtchen versteckt. In der Mitte schien unter diesen Häusergruppen einige Regelmäßigkeit in der Bauart einzutreten.

Der Capitain sagte mir, daß die Besatzung von Orsowa höchstens aus 200 Mann bestehe. Einen militairischen Nutzen kann die kleine Festung für die Türkei nicht haben; denn man wird doch in Konstantinopel nicht daran denken, sich bei einem Angriffe ihrer zur Defensive bedienen zu wollen. Einige auf dem Alion aufgepflanzten Kanonen schießen ganz Neuorsowa in einer Stunde in Trümmer.

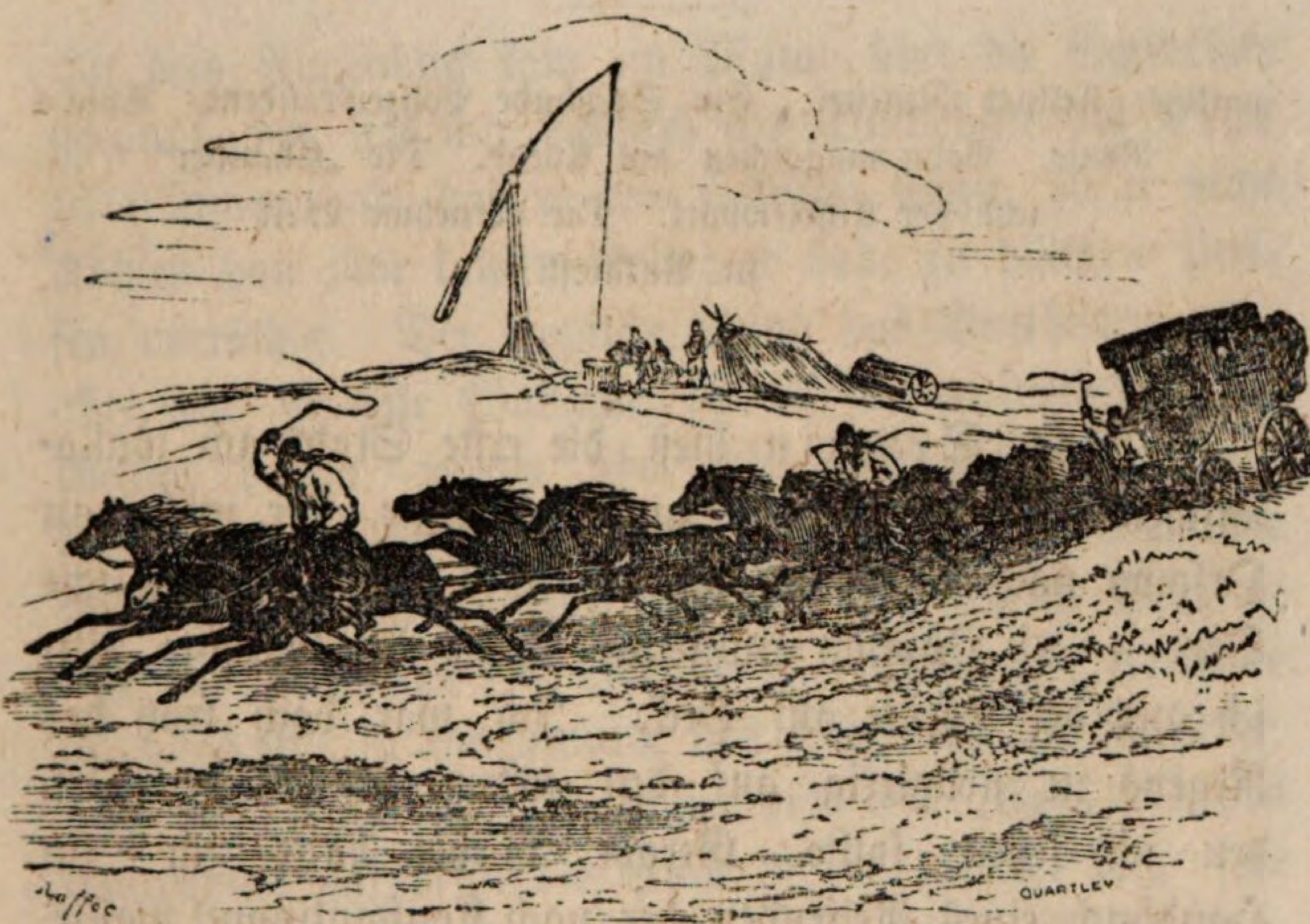
Als Neuorsowa und Schistab hinter uns lagen, kam der Capitän zu mir und sagte, mit dem Finger donauabwärts zeigen: „Jetzt sehen Sie das eiserne Thor!“

Ich blickte nach vorn. Zu beiden Seiten des mächtigen Stromes stiegen die Uferberge steil und hoch hinan und bildeten einen wirklich gigantischen Thorweg. Der gigantische Thorweg war das „eiserne Thor.“ Quer über den Fluß hin erschienen eine lange Reihe schäumender und brandender Wellen. Sie traten in ähnlicher Weise auf, wie ich sie bereits in der „Clissura“ vor Orsowa gesehen hatte. Die Brandungen waren die Folge der Wellen, welche sich an den unter der Stromfläche befindlichen, nicht sichtbaren Felsen brachen. Nun kamen wir näher, so nahe, daß das Geräusch der Brandung an das Ohr schlug. Bis dahin floß der mächtige Strom ruhig, langsam, ohne Geräusch. Hier schien er sich plötzlich der Tage seiner Kindheit zu erinnern, wie er aus den Bergen hervorströmt; er fing wieder an zu hüpfen, zu rauschen und zu brausen. Aus den Kieseln waren Felsblöcke geworden. Das Murmeln hatte sich in Brüllen und Tosen verwandelt, welches den Lärm der Maschine weit übertönte. Am wallachischen Ufer gestalteten sich die Berge zur Form einer hohen Spitze, welche einem riesenhaften Grabmonumente nicht unähnlich war. „Sehen Sie dort den spitzen Fels?“ fragte der Capitän. Die Wallachen nennen ihn „Gropa di Petro.“ — Das Grab des heiligen Petrus. — „Und dort die beiden langen, hohen Felszacken neben der Grabspitze?“ — „Ich sehe.“ — „Man nennt sie die „trauernden Weiber“, welche neben Petri Grabe stehen.“

Nun waren wir den Felsenriffen, welche sich mitten

durch den Fluß ziehen, ganz nahe. Plötzlich begann die Maschine nur mit halber Kraft zu arbeiten. Der Lauf des Dampfers wurde um die Hälfte ermäßigt. Langsam glitt er stromabwärts. Es war nöthig, ihn zwischen den verborgenen Riffen mit Hülfe des Steuers hindurchzuführen. Die Donau war am heutigen Tage sehr hoch. Von den Riffen erblickte ich nichts. Die Stellen, wo sie sich befanden, wurden nur durch die langen, weißen Brandungen bezeichnet, welche in einer Reihe auftraten und in mehreren Reihen hintereinander folgten. Der Capitän deutete mir mit dem Finger mehrere von den verborgenen Riffen an. „Sie haben sämmtlich Namen", sagte er, „wie in der Clissura." Wir befanden uns nun mitten zwischen den Brandungen. Bald rechts, bald links sich wendend trieb der Dampfer mitten hindurch. „Dort die Stelle nennt man die „alten Weiber" — Babile; — dort den „großen Räuber" — Rasboinik weliki; — dort den kleinen „Taubenstein." Um uns herum war der ganze grüne Strom mit einem weißen Gischt bedeckt. Wir schwammen weiter zwischen den Brandungen. Das tobte, das zischte, das brauste rings um uns her. Die Durchfahrt dauerte ungefähr fünf Minuten. Dann nahm die Oberfläche wieder ihre frühere ruhige Gestalt und Farbe an. „Die alten Weiber", „die Räuber", der „Taubenstein" lagen hinter uns. Die Maschine begann wieder mit ganzer Kraft zu arbeiten. Wir waren durch das „eiserne Thor" aus dem Occident in den Orient eingetreten. Die Felsen sanken

zu beiden Seiten in den Strom. In der Gestalt weiter, grüner Ebenen dehnte sich der Orient rechts und links zu beiden Seiten des mächtigen Stromes vor uns aus. Links Rumänien, rechts Bulgarien.



Achtes Kapitel.

Rumänien u. die Rumänen.

Turnu Severin. Giurgewo. Die Carouzza. Fahrt von Giurgewo nach Bukarest. Anblick von Bukarest vom Kloster Cotroceni. Bukarester Kontraste. Klimatische Kontraste. Ein fürstliches Lustschloß. Zigeuner. Straßenpflaster in Bukarest. Straßen und Häuser in Bukarest. Wallachische Bauern. Der Garten Cismedjou. Rumänische Lautari. Zigeunermusik. Theater. Bukarest vor zwanzig Jahren und Bukarest von heute. Rumäniens traurige Vergangenheit. Eine Hauptstraße in Bukarest. Die Deutschen in Rumänien. Deutsche Bevölkerung in Bukarest. Die „Pioniere der Zukunft." Bojarenpaläste. Bukarester Droschken. Luxus und Armuth. Soziale Kontraste. Der Palast Kusa's. Die Nacht vom 11. Februar. Marie Obrenovits. Kusa's Trabanten. Ein ehe-

maliger Kellner Minister. Ein Spitzbube Polizeipräsident. Kusa's Rente. Podu mogoscheu am Abend. Die „Chaussee" und der Kisselewpark. Die vornehme Welt in Bukarest.

Turnu Severin hieß die erste Stadt am wallachischen Ufer, wo der Dampfer anlegte, der mich von Orsowa nach Giurgewo führte. Der erste wallachische Ort — —! Obschon ein feiner Regen herabstäubte, eilte ich aus der Kajüte auf Deck. Ich war doch trotz des Regens zu neugierig auf den ersten wallachischen Ort, den ich sehen sollte. Gerade vorher hatte ich im Handbuch eines Reisenden, der nach Konstantinopel wollte, gelesen — ich glaube, es war der bei allen Engländern unvermeidliche Murray —, daß Turnu Severin ein aus einigen armseligen Hütten bestehendes Dorf sei und noch aus der römischen Kaiserzeit stamme. Aber wie erstaunt war ich, als ich statt der armseligen, schmutzigen Hütten drei große, stattliche Gebäude sah, hinter denen sich auf grünem Hügel eine lange Reihe freundlicher Häuser ausdehnte. „Ist das Turnu Severin?" fragte ich, in der Meinung, falsch gehört zu haben, den Capitän, der an der Laufbrücke stand, auf der einige Passagiere das Schiff verließen. — „Gewiß, mein Herr, die erste wallachische Stadt!" — "Wallachisch?" — Der Capitän antwortete mir nicht mehr, sondern schien sich über meinen Unglauben noch mehr zu wundern, wie ich mich über den Anblick der ersten Ortschaft Rumäniens.

In dem Augenblick kam ein Mann über die Laufbrücke gerannt, der sich mir dadurch als Einwohner des Ortes zu erkennen gab, daß er den Capitän fragte, ob er nicht Kohlen von ihm kaufen wolle; er habe zu billigen Preisen vorräthig. Der Capitän schlug das Anerbieten aus; aber, ehe der erste Wallache, den ich auf meiner Reise zu Gesicht bekam, wieder über die Laufbrücke entwischen konnte, ergriff ich ihn beim Rockzipfel: „Sagen Sie mir, Mann,“ fragte ich, „ist das dort Turnu Severin, und was sind das für Gebäude? — „Gewiß“, erwiderte er, „das eine ist die Mauth, das andere ist die Agentur, und das dritte ist ein Speicher!“ — „Und wie viel Einwohner hat denn die Stadt?“ — „Nun, viel, sehr viel, die Wallachei ist groß, die Zahl kann ich nicht angeben!“ Mit diesen Worten stürzte er über die Laufbrücke zurück, welche man gerade im Begriff war, unter seinen Füßen fortzuziehen, so daß er beinahe noch in die Donau gestürzt wäre.

Ganz verdutzt über das, was ich gesehen, fuhr ich weiter. Wahrscheinlich war die Ausgabe des Murray, in der ich von schmutzigen Erdhütten gelesen, auch schon mehrere Jahre alt, und währenddem war die Wallachei und Turnu Severin, wie der Kohlenhändler sagte, „groß geworden!“ Abends um sechs Uhr fuhr der Dampfer bei Giurgewo an. Giurgewo ist die Flußstation für Bukarest. Ich hatte nun mein eigenes Reisehandbuch zu Rathe gezogen, und fand, daß sein Verfasser Giurgewo ebenfalls in dem Zustande beschrieb, wie der Ort

vor sechs Jahren war, denn er sagte: „Als ich vor sechs Jahren in Giurgewo landete" und erzählte dann ebenfalls von schmutzigen Lehmhütten, von Gerümpel, von zerlumpten Kindern, welche mit den Händen in Mistpfützen spielten, von Carouzza's, in denen er auf entsetzlichem Landwege nach Bukarest gefahren sei — ich schlug das Buch zu und dachte an den Kohlenhändler aus Turnu Severin, der mir zurief: „Die Wallachei ist groß geworden!" Und richtig, als ich Giurgewo erblickte, so war es ganz wie in Turnu Severin. Wo waren die Erdhütten geblieben, wo das Gerümpel, wo die in der Mistjauche spielenden Kinder? Nichts von alle dem! Ich erblickte einige stattliche steinerne Gebäude, im Hintergrunde die freundlich ausschauenden Häuser einer Stadt, von Gärtchen und Baumgruppen umgeben. Und dort standen eine lange Reihe von Wagen, welche die mit dem Dampfer ankommenden Passagiere nach Bukarest fahren sollten, zwei große, sogar elegant eingerichtete Postwagen mit Coupé, Interieur und Banquet — die besten preußischen Postwagen sahen nicht besser aus — zweisitzige und viersitzige Kaleschen, Equipagen und Korbwagen; aber eine Carouzza erblickte ich nicht unter ihnen. Der Leser weiß doch, was eine Carouzza ist? Die Carouzza ist ein kleiner, enger Karren, der auf der Axe liegt, mit vier Rädern, welche selten eine ganz runde Gestalt haben. An einer wahren Carouzza existirt kein Nagel. Der wallachische Postillon jagt mit den vier oder sechs davor gespannten kleinen Pferden wie toll

über Stock und Stein, nicht auf der Straße, denn Straßen und Wege giebt es nicht, und der Reisende ist häufig in Gefahr, aus der Carouzza durch die heftigen Erschütterungen, welche das Gefährte auf dem holprichten Boden erhält, auf die Erde geschleudert zu werden, worum sich der Postillon häufig gar nicht bekümmert, bis er sich einmal umsieht und dann merkt, daß er seinen Reisenden verloren hat. So reist man, hatte man mir erzählt, in der Wallachei, und so hatte ich's häufig auf Bildern gesehen. Und wo war die Carouzza geblieben? Ich verlangte von einem gewandten und freundlichen Conducteur, der mich einlud, falls ich nach Bukarest zu reisen beabsichtigte, in das Interieur seines sehr bequem eingerichteten, roth angestrichenen Postwagens zu steigen, zu wissen, was das Schicksal der Carouzza geworden sei? — „Oh", sagte, er „man soll sie noch auf einigen Nebenstraßen in der Wallachei finden; man sagt so, aber ich glaube es nicht", Arme Carouzza, du spezifische Eigenthümlichkeit der Wallachei, so bist du aus dem Gedächtniß der Menschen verschwunden, daß man von dir nur mit dem Ausdruck „soll" und „man sagt" spricht.

Aber der Postwagen, vor dem acht kleine Pferde wallachischer Raçe gespannt waren, setzte sich in Bewegung, und als das freundliche Giurgewo, welches auch in seinen Straßen den Charakter nicht verleugnete, den es an der Donau gezeigt hatte, und nur an einem so holperigen Straßenpflaster litt, wie ich es noch in keiner

europäischen Stadt gefunden hatte, hinter uns lag, ging es in stürmischer Eile vorwärts in den dämmernden Abend hinein.

Nur in der afrikanischen Steppe bin ich so schnell gefahren, wie in der Wallachei. Die Entfernung Giurgewo's von Bukarest beträgt sieben Stunden. Es war fast Mitternacht, als ich in Bukarest anlangte.

Wenn man von der Terasse des ehemaligen Klosters Cotroceni, des Sommeraufenthaltes des Fürsten von Rumänien, einen Blick auf die Stadt Bukarest wirft' so ist das Bild, welches sich in der ganzen Länge des südlichen Horizontes vor dem Auge des Beschauers entrollt, phantastisch schön, ein Bild von orientalischer Ueppigkeit und fast märchenhafter Pracht, besonders, wenn die untergehende Abendsonne dasselbe in die glühenden Farben und Tinten des Orients taucht. Die rothen Sonnenreflexe spielen auf hundert metallenen Kuppeln griechischer Dome und verwandeln dieselben in Gold und Silber; auf den Domen funkeln goldene Kreuze, sonst könnte man sie ihrer Form nach für Kioske im Garten eines Sultans halten; neben den Domen erheben sich die Ruinen von Klöstern in sonderbaren architectonischen Formen; dazwischen weiße Häuser von palastartigen Linien mit platten Dächern; auf einem Hügel steht eine alte byzantinische Kirche neben und zwischen Ruinen; eine andere Hügelreihe krönen Gebäude im modernen Kasernenstyl; an der einen oder anderen Stelle des Bildes schaut uns der Occident in dreistöckigen, europäischen

Häusern mit rothen Ziegeldächern an; alle Zwischenräume zwischen den funkelnden Domen, den weißen Palästen, den Klosterruinen und den europäischen Häusern sind mit grünem Blätterschmuck bedeckt, aus dem schwankende Baumwipfel hervorragen, welche der Abendwind bewegt, und die weite Ebene, in der sich die orientalische Märchenstadt bis zu den tiefblauen und rothen Linien des Horizontes ausdehnt, gleicht einem endlosen Garten.

Das ist das Bild von Bukarest im Abendsonnenschein von der Terasse von Cotroceni, oder von dem Thurm der Pompiers oder von dem Hügel der Metropole aus gesehen!

In die schönsten Farben kleidet sich das orientalische Städtebild, wenn ein starker Schlagregen die Athmosphäre erfrischt und wenn ein Sturmwind die Staubwolken hinweggefegt hat, welche sonst häufig seine glänzenden Contouren trüben und vor dem Auge des Schauenden in einen grauen Mantel hüllen. Aber das Bild von der Terasse von Cotroceni beruht theilweise auf Täuschung, denn es gleicht durchaus nicht dem Bilde, welches man erblickt, wenn man in die Mitte seiner einzelnen Parthieen tritt.

Der reiche, grüne Blätterschmuck, die im Abendwinde schwankenden Baumkronen bedecken alle die häßlichen Kontraste, die dem Auge des Spaziergängers unaufhörlich entgegentreten, der durch die Straßen der großen Stadt wandert oder eigentlich fährt —, denn gehen kann man in den Bukarester Straßen nicht; auch ist das

Gehen ganz gegen den guten Ton —, und welche Kontraste! Nie habe ich eine Stadt gesehen, welche so reich an Kontrasten ist, wie Bukarest. Kontraste in Gebäuden, in Hütten und Palästen, im Glanze des Reichthums und im Elend der Armuth, in den Menschen und im sozialen Leben, in der Physiognomie der Bevölkerung, in den Farben und in den Jahreszeiten, in afrikanischer Hitze und in sibirischer Kälte, in den schärfsten Temperaturwechseln während kurzer Zeitfristen, Kontraste in der Bildung, Kontraste in der Moral, kurz Kontraste nach allen Richtungen und Beziehungen.

Bukarest liegt unter demselben Himmelsstriche, wie der Kaukasus, wie die Krim, wie Bologna, wie Ravenna und Cahors, und trotz alledem hat Bukarest sibirische Winter und eisige Stürme, wie sie nicht eisiger auf den russischen Steppen wehen. Es giebt in Bukarest nur zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter. Frühjahr und Herbst sind dem Bewohner der rumänischen Hauptstadt unbekannte Dinge; alle schönen Uebergänge der einzelnen Jahreszeiten, wie in anderen europäischen Klimaten, fehlen gänzlich. Der Himmel ist von orientalischer Bläue und Reinheit, dann auf einmal von dunklen Wolken bedeckt oder in einen grauen Mantel gehüllt; alle athmosphärischen Veränderungen finden mit rapider Schnelligkeit statt.

Aber betrachten wir diese Kontraste in geordneter Reihe! Gehen wir durch den Hof von Cotroceni und steigen wir in den Fiaker, der noch vor dem riesenhaften

Klosterthore hält! Er führt uns in einer halben Stunde mitten in diese Welt der Kontraste. Aber, welche Kontraste schon in den beiden Höfen des alten, rumänischen Klosters! Ist das ein Kloster, ist das ein Lustschloß eines Fürsten? In der Mitte des ziemlich weiten Hofes steht noch die alte Klosterkirche. Sie hat dieselben unschönen, halb byzantinischen Formen wie ehemals, wo hier noch der Archimandrit mit seinen Mönchen wohnte. Links und rechts von der häßlichen Klosterkirche zwei moderne Gebäude, die sich übrigens weder durch Schönheit ihrer Linien, noch durch ihre räumlichen Verhältnisse auszeichnen. Kusa ließ beide Häuser aus den Trümmern des abgerissenen Klosters aufführen, um dort während der heißen Sommermonate zu wohnen. Der moderne Hof bietet einen vollkommen wüsten Anblick; selbst das Terrain ist nicht einmal geebnet. Von Gartenanlagen, von Rasenflächen, von Blumenbeeten und Baumgruppen ist keine Rede. Die den Hof einschließenden Mauern sind von enormer Höhe und Stärke. Die Klöster in der Wallachei und in der Moldau haben ehemals den Bewohnern als Zufluchtsstätte gedient, um sich mit ihrer Habe hinter ihren schützenden Mauern zu bergen, wenn Türkenschwärme und Tartarenhorden in das Land einbrachen. Und dort in der Ecke braune spitze Zelte, in der Form der Araberzelte, wie ich sie in Afrika sah, flackernde Feuer, um welche braune, halbnackte Gestalten, in Lumpen gekleidet, lagern, ein ganz orientalisches Bild! Es ist eine Zigeunerhorde, welche auf ihrem Nomaden-

zuge hier Rast macht, und sich ihre Mittagsmahlzeit bereitet. Die meisten Zigeuner leben in der Wallachei im Kreise von Bukarest. Ihre Gesammtzahl wird fast 200,000 Seelen betragen. So weit sie dem Staate gehörten, sind sie frei gelassen und in die Zahl der kopfsteuerpflichtigen Bauern aufgenommen, nicht so die Zigeuner, welche den Bojaren und den Klöstern gehören. Sie sind noch heute Sklaven. Eine Zigeunerhorde lagernd im Lustschlosse des Fürsten, welcher Kontrast nach europäischen Begriffen! Hier stört sie Niemand, und wenn sie den Hof von Cotroceni wochenlang zu ihrem Lagerplatz ausersehen sollten.

Nach einer halben Stunde rollt der Wagen durch eine Vorstadt von Bukarest. Der großartige Anblick, den die rumänische Hauptstadt von der Terasse des Klosters bot, ist hier auf einmal verschwunden. Von einem Straßenpflaster ist keine Rede. Der Boden ist so uneben, daß nur die Achse eines Bukarester Fiakers die Stöße aushalten kann, ohne zu zerbrechen. Tiefe Pfützen, welche zuweilen die Breite der ganzen Straße einnehmen, würden dieselbe für jeden Fußgänger unpassirbar machen.

In den Städten des südlichen Ungarn, in Szegedin, in Debreczin, in Arad, welche auch nur theilweise oder gar nicht gepflastert sind, hat man deshalb hie und da die breiten Gassen durch starke hölzerne Bohlen, welche auf Klötzen ruhen, überbrückt, um es dem Fußgänger möglich zu machen, von der einen Seite derselben zur

andern zu gelangen; in Bukarest ist auch nicht einmal diese Vorsorge getroffen; wer kein Geld hat, um einen Wagen zu bezahlen, zieht große Wasserstiefeln an, um mit ihrer Hülfe Schmutz und Pfützen zu überwinden, oder auch darin stecken zu bleiben. Und wenn man nicht in Schmutz stecken bleibt, so kann man im Staube ersticken.

Von Thoren, von Wällen, von Mauern ist keine Rede; ohne Prolog beginnt die Vorstadt mit einigen Baracken und Trümmerresten und endigt ohne Epilog wieder ebenso auf einer anderen Seite der Stadt, welche vielleicht einen doppelt so großen Flächeninhalt bedeckt, wie Berlin, und doch nur 160,000 Einwohner zählt, von denen ungefähr 30,000 Deutsche sind. Mit Genauigkeit hat mir Niemand die Ziffer der Einwohner von Bukarest angeben können, weil genaue Volkszählungen gar nicht vorgenommen werden. Man zählt höchstens die steuerpflichtigen Personen, und nimmt aus den Verzeichnissen der Geistlichen und Bojaren die Zahl der Familienväter, welche man mit 5 multiplicirt; auch würde ein Bojar es schwerlich erlauben, wenn ein Beamter die auf seinem Hofe befindlichen Einwohner, Diener und Sklaven zählen wollte. Die Straßen sind eng und krumm, ohne jede Regelmäßigkeit in ihrer Anlage, zuweilen durch ganz wüste Plätze unterbrochen. Dann und wann bilden die Gebäude eine zusammenhängende Häuserreihe bis von Holzplanken umzäunte Höfe und Gärten es plötzlich zweifelhaft erscheinen lassen, ob man

sich noch in derselben Straße befindet, oder ob man bereits eine andere Straße betreten hat. Die Gerber-vorstadt ist beispielsweise so weitläufig angelegt, daß ich im Zweifel gewesen bin, ob ich mich noch in der Stadt oder auf dem Lande befände. Diese lockere Häuser-verbindung ist ein charakteristisches Gepräge aller osteuro-päischen Städte, welche ich, außer Temesvar, abwärts von Pesth in den Donauländern gesehen habe. Und wie sonderbar sind die Kontraste in den Häusern dieser Bukarester Vorstadt selbst!

„Der allgemeine Eindruck, den diese erste große, von dem Reisenden nach dem Orient berührte Stadt macht", sagt Neigebaur in seiner, in allen statistischen Beziehungen trefflichen „Beschreibung der Moldau und der Wallachei" *), „ist jedenfalls von Bedeutung. Man sieht, daß man sich in einer anderen Welt befindet, aber in dem Lande der Kontraste. Der Verfasser hat bei seinen Reisen durch Europa beinahe Alles nur wenig über oder unter seiner Erwartung gefunden; in der Moldau und Wallachei fand er alles anders, als er erwartet hatte."

Mit Stroh bedeckte ländliche Häuser, deren Dächer um einige Fuß über die weißgestrichenen Grundmauern, welche immer nur aus einem Erdgeschoß bestehen, hin-überragen und von roh gearbeiteten hölzernen Säulen gestützt werden sind von Gärten und Höfen umgeben.

---

*) Breslau. Verlag von Joh. Urban Kern. 1854. 2. Aufl.

Sie gleichen ganz den wallachischen Bauernhäusern auf dem Lande, obschon sie hier zu der rumänischen Hauptstadt gehören. Sie sind von Weidenruthen geflochten, mit Erde überklebt und dann mit einem weißen Gipsanstrich versehen.

Die Wohnungen der Mehrzahl des Volkes in der Wallachei sind ja die ärmlichsten in Europa. Den ganzen Hausrath machen ein paar Kessel und Töpfe, einige hölzerne Tische und Schemel aus. Betten findet man bei den wallachischen Bauern selten. In seinen Schaafpelz gehüllt, schläft der Bauer auf der Erde, in heißen Nächten auch unter der, durch das von Holzpfeilern gestützte, vorspringende Dach gebildeten natürlichen Veranda; den Luxus eines hölzernen Fußboden kennen die wenigsten Häuser.

Aber der wallachische Bauer contrastirt doch merkwürdig mit anderen europäischen Bauern! Er ist außerordentlich reinlich, und selbst bei der größten Armuth wird das aus Flechtwerk und Erde zusammengebackene Haus äußerst reinlich gehalten. Mäßigkeit und Nüchternheit, Arbeitsamkeit und Reinlichkeit sind Hauptvorzüge seines Charakters. Er ist der Repräsentant der politischen Zukunft des rumänischen Volkes.

Weiterhin Reihen und Gruppen von mit Schindeln gedeckten Baracken, welche immer nur aus einem Erdgeschoß bestehen, wie man sie massenweise in allen orientalischen Städten findet. Früher bestanden alle Häuser in Bukarest nur aus einem Erdgeschoß; die Furcht vor

den häufig in den Donauländern auftretenden Erderschütterungen war das Motiv dieser einfachen Bauart. Während der letzten zehn Jahre hat man diese Besorgniß hintangesetzt, und heute sieht man, besonders in der inneren Stadt, viele mehrstöckige Häuser.

Die Baracken, deren Thüren, Fenstersimse und Quer balken oft mit grellen Farben angestrichen werden, sind in ähnlicher Weise gebaut und eingerichtet, wie die Baracken in den serbischen, türkischen und arabischen Städten. Durch die offene Thür erblickt man Handwerker der verschiedensten Art mit der Ausübung ihres Berufs beschäftigt; andere dienen als Verkaufsläden, Kramläden, Branntwein- und Bierausschank, Bäcker- und Fleischerläden und als Werkstätten der verschiedensten Art und Gattung.

In der Vorstadt, welche man durchfährt, wenn man von Cotroceni nach Bukarest kommt, treten diese Werkstätten und Verkaufsläden nur einzeln auf; in einer anderen Vorstadt bilden sie in zusammenhängender Reihe beide Straßenfronten wie beispielsweise in der langen „Großvaterstraße," welche bei der Kirche zum heiligen Georg zu der Barriere führt, wo jährlich der große Markt gehalten wird, den man in Bukarest in Abkürzung eines rumänischen Wortes „Mosch" nennt.

Zwischen den orientalischen Baracken erheben sich dann, in der sonderbarsten Weise mit ihnen contrastirend, hie und da elegante, ganz in moderner Weise gebaute, europäische Häuser von zwei und drei Stock mit Eisen-

balkonen, grünen Fensterjalousieen und mit Schnitzwerk und Vergoldung gezierte Thüren, von zierlich gehaltenen Vorgärten umgeben, Häuser, wie man in Berlin, Paris Leipzig und Frankfurt sieht. Der Occident schaut dem Orient mit vornehmen Blicken über die Schultern. Aber an das eiserne, zierliche Gitter, welches den trefflich-gehaltenen Blumengarten umgiebt, stößt ein großer, wüster Platz mit Trümmerwerk und Schutt bedeckt. Der Platz ist die Trümmerstätte eines abgerissenen Klosters und soll zu Baustellen eingetheilt werden.

Plötzlich ändert sich die ganze Scenerie. Der Orient ist verschwunden und wir befinden uns mitten im Occident, denn wir fahren am Rande eines großen, parkähnlichen Gartens vorüber. Der Garten würde jeder europäischen Hauptstadt zur Zierde gereichen. Es ist der größte und schönste Garten in Bukarest, der berühmte Garten Eismedjou, ein Rendezvous für den geringeren Adel und für die Bourgoisie mit ihren Frauen und Töchtern, ein Rendezvous für alle Spaziergänger, welche nicht im Stande sind, sich Equipagen zu halten, um Abends zu der gemeinsamen Promenade der vornehmen Welt auf die „Chaussee“ nach dem Kisselewpark vor der Barriere Padu mogoscheu zu fahren. Steigen wir aus, um eine Promenade durch den Garten Eismedjou zu machen, denn dem Wagen ist der Eintritt nicht gestattet. Welch' prächtige Baumgruppen, welch' schattige Alleen, welch' in englischer Manier gehaltene, duftige Rasenplätze, welch' schattige Bosquets! Auch das Wasser fehlt in diesem

schönen Park nicht. Ein großer Weiher nimmt fast ein Viertel des ganzen Terrain ein und an seinen Ufern ziehen sich zwischen frischem Wiesengrün, bunten Blumenparterres und gut gehaltenen Gebüschgruppen wohlgepflegte Kieswege für Spaziergänger hin, welche den Schatten und die Einsamkeit lieben und die große Allee vermeiden wollen, die sich durch den Garten in seiner ganzen Breite erstreckt und deren eine Seite elegante Kaffeehäuser und Restaurants mit hohen, großen Sälen einnehmen. Abends ist es in dieser breiten Allee sehr lebendig. Bunte Lampions schlingen sich von Baum zu Baum, Zigeunermusik tönt von der Estrade vor einem Kaffeehause herüber und ein Strom von Spaziergängern aus allen Ständen wogt, der Musik lauschend, plaudernd, conversirend, lachend und scherzend in der breiten Allee auf und nieder. Alle Rangunterschiede sind hier verschwunden. Die weiße Fustanelle des Griechen streift die schwere seidene Robe der reichen Jüdin und die geschmackvolle Uniform des Lancierkapitäns; man erblickt die schwarze, lange Robe des Popen neben der bunten Tracht des Armeniers und dem dunklen Oberrock des Europäers; die untadelhafte, vom feinsten Geschmack zeugende Pariser Toilette und coquette Damenhütchen, welche aus der rue Richelieu und von den Pariser Boulevards stammen, können den Spaziergänger oft glauben machen, daß er sich im bois de Boulogne oder in den elysäischen Feldern befinde. Nur die Zigeunermusik und die dann und wann zwischen europäischen Toiletten auftretenden griechischen, armenischen

und türkischen Trachten erinnern an den Orient. Aber, was für eine Zigeunermusik ist das! Wer die Zigeunermusik nicht in Bukarest gehört hat, hat über Zigeunermusik im Orient kein richtiges Urtheil. Die Zigeuner von Bukarest sind die eigentlichen Vertreter der wallachischen Nationalmusik, die „Lautari", deren Namen von der „Lauta", einem Saiteninstrument, welches unserer Guitarre gleicht, herstammt. Die Lautari sind wahre Rhapsoden, welche die alten nationalen Poesieen und Gesänge aufbewahrt und von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt haben. Sie sind stolz auf ihren Namen und sind keineswegs mit gewöhnlichen Musikanten zu vergleichen; es ist eine Art von Cultus, den sie ausüben, und dessen Anfänge sich in dunkler Vorzeit verlieren; manche von ihren Compositionen und Weisen haben einen höchst seltsamen und sonderbaren Ausdruck und erinnern vielleicht an die ersten Gesänge, welche an den Ufern des Ganges ertönten, von wo sie ihren eigentlichen Ursprung herleiten. Sie kennen keine geschriebene Note, ihr ganzes Repertoir ist in ihrem Gedächtniß und in ihrer Erinnerung aufbewahrt. Mit vier oder fünf Jahren nimmt der Zigeunerknabe die Flöte in die Hand, dann die Laute und später die Violine. Den Unterricht ertheilt der Vater und zwar lediglich nach dem Gehör. Das Gehör reicht dazu vollkommen hin; die Lautari haben eine wunderbare, angeborene Fertigkeit, Alles sofort nachzuspielen, was sie hören. Ein Bukarester Lautar, ein vorzüglicher Violinspieler, wurde in eine vornehme Gesellschaft ein-

geladen, wo auch mehrere Fremde anwesend waren. Er wiederholte augenblicklich Alles, was ihm auf dem Piano vorgespielt wurde. Man fragte ihn, ob er diesem Instrument folgen könne, wenn ihm eine Ouverture aus einer ihm unbekannten Oper vorgespielt würde. „Gewiß“, erwiderte er, und nun begleitete seine Violine jede Note, welche auf dem Piano angeschlagen wurde, in einer so wunderbar exakten Weise, daß man hätte glauben sollen, die Ouverture sei vorher zwischen ihm und dem Klavierspieler auf das Sorgfältigste einstudirt. Die Orchester bestehen immer aus einer Pickelflöte, aus zwei Violinen und aus vier Lauta's. Die Flöte beginnt, dann fallen die Violinen ein, zuweilen abwechselnd, zuweilen zusammen, die Lauta's begleiten. In allen wallachischen größeren Orten und Städten finden sich eine oder mehrere Familien, welche sich zu den Lautari's rechnen, in denen der Vater seine Kunst auf die Kinder fortpflanzt. Der Haupttribus der Lautari befindet sich in Bukarest und besteht aus mehr als fünfhundert Mitgliedern. Sie machen weite Ausflüge und überschreiten die Donau und die Karpathen; aber niemals vermischen sie sich mit den Rumänen oder mit irgend einem andern Volksstamme. Man findet bei ihnen nichts von dem kriechenden Wesen der gewöhnlichen Zigeuner. Sie tragen den Kopf hoch; ihre Gesichtszüge sind gewöhnliich schön und ausdrucksvoll; wenn sie spielen, so leuchten ihre Augen, wie unter der Inspiration des Genie's. Ich habe Zigeunermusik in Ungarn, in Serbien, in Siebenbürgen, in der Türkei und in Algerien gehört; aber nirgends hat sie den Eindruck auf mich gemacht

wie bei den Klängen des Orchesters der Lautari im Garten von Cismedjou. Mitten in der ganzen europäischen Umgebung trat der Orient in seinen wunderbarsten Contrasten mir vor die Seele.

Es ist erst Mittag. Zu dieser Stunde ist der Garten von Cismedjou leer. Nur hie und da sitzt ein Spaziergänger, der den Schatten und die Einsamkeit sucht, auf einer Bank am Weiher, dessen blauen Spiegel ein kühler West fächelt. Der Fiaker erwartet uns an dem Haupteingange des Gartens, der nach der Stadt führt. Links und rechts fällt der Blick in breite Straßen, welche ein ganz europäisches Aussehen haben. Wir fahren gerade aus und halten nach einigen Minuten auf einem weiten, wüsten Platze. Nicht einmal das Terrain dieses Platzes ist geebnet. Und doch erhebt sich mitten auf dem Platze ein großes, schönes Gebäude, welches in seinen Formen und architektonischen Linien an das Scalatheater in Mailand erinnert. Das schöne Gebäude ist das Bukarester Opernhaus, in dessen prächtigen Räumen im Winter die italienische Oper ihren Sitz aufschlägt. Bukarest hat auch noch ein deutsches und ein wallachisches Theater. „Aber welcher Contrast zwischen Cultur und Barbarei in Bukarest stattfindet“, sagt Neigebaur in seiner schon erwähnten Reise, „wird man nirgends besser sehen, als in seinen Theatern. Hier werden französische Vaudeville's, sogar höhere Dramen, deutsche, nicht selten recht brav aufgeführte Opern, mitunter unsere bedeutendere Schauspiele gegeben; ja sogar italienische Opern gehen über die Bühne; dagegen ist das vaterländische Schauspiel noch sehr vernachlässigt.

Bukarest vor zwanzig Jahren und Bukarest von heute! Die Contraste zwischen dem damaligen und dem heutigen Bukarest sind eben so groß, wie die Contraste zwischen dem heutigen Rumänien und dem Rumänien vor fünf und zwanzig Jahren. Man lese die düsteren Schilderungen der rumänischen Vergangenheit in einer Rede, welche der Major Kogalnitschu 1844 über vaterländische Geschichte in Jassy hielt und vergleiche damit Rumäniens Gegenwart. „Alle Elemente der Nationalität waren verloren", heißt es in dieser vortrefflichen Schilderung, „die ursprünglichen Landesgesetze wurden mit Füßen getreten, die allgemeinen Versammlungen waren zu inhaltsleeren Formalitäten herabgesunken. Eine unwissende Aristokratie, von der Pforte und der Geistlichkeit unterstützt, schlug einerseits in Ketten ein Volk von mehr als zwei Millionen; anderseits ward die Moldau in drei Theile zerstückelt; die Wallachei wurde mit den auf ihrem Boden erbauten türkischen Festungen umgeben. Ohne Hülfe von Außen noch von Innen, wurde den Rumänen jedes Mittel der Errettung entzogen, und während fast alle Völker von Europa zu einer festeren inneren und äußeren Begründung vorschritten, näherten wir mit derselben Schnelligkeit uns dem Untergange. Die französische Revolution, nachdem sie Europa bis in die tiefste Grundlage erschüttert hatte, wurde auch bei uns fühlbar. Der tapfere Rigas wurde der Führer der Freiheit, aber, in seinen Unternehmungen verhindert, starb er, den Henkern von Belgrad übergeben, für das Vaterland.

Allein sein Tod blieb nicht fruchtlos und war bestimmt, unsere Auferstehung vorzubereiten. Der Tod Rigas einerseits, die unerträgliche Unterdrückung der Tyrannen anderseits, die Ideen des Jahrhunderts, die zwar langsam, aber doch unter den Rumänen durchzudringen anfingen, das Zusammenkommen mit den russischen Heeren, welche von 1806 — 1812 die Fürstenthümer besetzt hatten, alles das bereitete die Begebenheiten des Jahres 1821 vor. Den Begebenheiten von 1821 sind wir jeden Fortschritt, den wir seitdem gemacht haben, schuldig; denn sie haben bei uns den gänzlich abgestorbenen Nationalgeist wieder entwickelt. Nach vielen Unglücksfällen erschien für uns neue Hoffnung; der Friede von Adrianopel gab uns die seit Jahrhunderten verlorenen Rechte zurück. Kisselew, ein Name, den die Rumänen nur mit Dankbarkeit und Liebe aussprechen müssen, bewirkte die Auferstehung des Vaterlandes durch Gesetze, welche uns zu einer Nation zu machen bestimmt sind. Und heute ist Rumänien ein junger, aufstrebender Staat mit der freiesten Verfassung in Europa, der alle Keime einer glücklichen Entwickelung in sich trägt. Die Moldau und Wallachei sind unter einem Fürsten vereinigt, die Hörigkeit der Bauern ist abgeschafft, die Klöster sind aufgehoben, die Volksbildung macht mächtige Fortschritte. Rumänien bedarf nur einer fünf und zwanzigjährigen Regierung, welche mit Geschick und Energie die volkswirthschaftlichen und materiellen Interessen des Landes in die Hand nimmt, um ein eben so reiches, wie freies

Land zu werden. Dasselbe Bild bietet Bukarest im Einzelnen, wie Rumänien im Großen. — Wo heute sich das nach dem Muster des Mailänder Scalatheaters erbaute Opernhaus erhebt, da stand vor fünf und zwanzig Jahren die mit Stroh gedeckte Hütte eines armen Wallachen, der mit seinem einzigen Besitzthum — einigen Pferden — Fuhren für Lohn that. Und wo heute sich der schöne Garten von Cismedjou mit seinen schattigen Baumgängen, mit seinen verschwiegenen Bosquets, mit seinen duftigen Rasenplätzen, mit seinem blauen Weiher ausdehnt, da befand sich damals ein mit Röhricht und Buschwerk bedeckter Sumpf. Und in einer Winternacht kamen die Wölfe aus dem Sumpf, machten der Hütte des armen Wallachen einen Besuch und fraßen seine Pferde im Stalle auf. Auf demselben Platze ertönen heute die Melodieen Verdi's und Donizetti's, und eine lange Reihe glänzender Equipagen, mit prächtigen Pferden bespannt, hält vor einem in den edelsten Linien gebauten Vestibul. Die Straße, auf der sich der Platz des Opernhauses öffnet, ist die Hauptstraße von Bukarest, welche die Stadt in ihrer ganzen Breite durchschneidet. Man lasse sich in Bukarest erzählen, wie die Straße vor fünf und zwanzig Jahren aussah: lauter elende Baracken, wie wir sie in der Vorstadt gesehen haben, hie und da zwischen den elenden Baracken ein Bojarenhaus, vor dem der Schmutz so hoch lag, daß der Bojar, der in dem Hause einen Besuch machen wollte, sich aus seinem Wagen in das Haus tragen lassen mußte.

Gewöhnlich erschien er aber zu Pferde, da es nicht möglich war, mit dem Wagen durch den Schmutz zu kommen. Von einem Steinpflaster war gar keine Rede. Um aber in den grundlosen Straßen bei nasser Witterung doch weiter kommen zu können, waren Balken und auf die Balken Bohlen gelegt, unter denen sich der Schmutz sammelte, die Kloaken ihren Abfluß hatten und das gefallene Vieh verfaulte, so daß die Luft stets mit pestilenzialischen Ausdünstungen geschwängert war. Die reichen Bojaren brauchten das Alles nicht zu beachten; sie besaßen Wagen und Pferde und konnten ja in der heißen Jahreszeit, wenn die ansteckenden Krankheiten zu bedenklich wurden, nach Siebenbürgen flüchten. Heute hat die Straße Podu mogoscheu ein vollkommen europäisches Ansehen und ist von einem Ende zum andern gepflastert, wenn auch von der Regelmäßigkeit des Pflasters nicht viel zu rühmen ist. Beide Seiten der Straße sind mit in moderner Weise gebauten europäischen Häusern besetzt, welche sämmtlich mehrere Stock hoch sind; Baracken, welche nur aus einem Erdgeschoß bestehen, kommen nur ausnahmsweise in der Nähe der Barriere vor. Der untere Stock der Häuser hat häufig glänzende Läden und Verkaufsmagazine, auch Conditoreien und Kaffeehäuser aufzuweisen; die Eigenthümer der besten und schönsten unter diesen Läden und Magazine sind fast regelmäßig Deutsche. Man sieht deshalb in der Straße Podu mogoscheu auch viele deutsche Schilder und Inschriften. In diesen, Deutschland weniger als fremde Welttheile

bekannten Donauländern haust eine ziemlich bedeutende deutsche Bevölkerung, von der man eben so wenig Kunde hat. Der Hauptsitz dieser deutschen Bevölkerung ist Bukarest. Zuerst sind es die siebenbürgischen Sachsen gewesen, welche sich in der vor mehr als hundert Jahren in gar üblem Rufe stehenden Wallachei festzusetzen versucht haben. Trotz mancherlei Unfälle, trotz der russischen Kriege und der ewigen Pestepidemie scheint ihre Lage gedeihlich und ihr Wohlstand gewachsen zu sein; denn ihre Anzahl hat sich von Jahr zu Jahr vermehrt, und man hat mir ihre gegenwärtige Zahl in Bukarest auf 40,000 angegeben. Es ist erfreulich, zu sehen, wie sie ihre Nationalität erhalten haben. Deutsche, welche vielleicht in der vierten Generation von eingewanderten Deutschen abstammen, sind noch heute eben so deutsch, als wenn sie eben erst aus dem Mutterlande angekommen wären, obschon sie die Landessprache ganz geläufig sprechen. Die Ursache mag wohl sein, daß die Deutschen, mit Wallachen gleichen Standes verglichen, in der Regel etwas mehr Bildung haben und deswegen Gesellschaften unter sich bilden, die zu den Wallachen in gar keiner Berührung stehen, und daß die Verheirathung mit Individuen griechischer Confession religiöse Schwierigkeiten hat. In mehreren der größten Bukarester Kaffeehäuser, beispielsweise in dem Strobel'schen, Raschke'schen und Kaiser'schen Kaffeehause habe ich einzig und allein deutsche Gesellschaften gefunden, denen die Interessen ihres Vaterlandes noch eben so am Herzen lagen, als wenn sie sich mitten in Deutschland

befänden und lebten, obschon bereits ihre Eltern und Groß-eltern nach der Wallachei ausgewandert waren. Die Aerzte, die Apotheker, fast alle in der Leipziger Straße wohnenden Kaufleute, die Uhrmacher, die Goldarbeiter, die Juweliere, die Tischler, Schneider, Schlosser, Hutmacher sind Deutsche. Mit dem Ackerbau beschäftigen sich die Deutschen in der Wallachei weniger. Auch alle Feldmesser und Ingenieure, welche ich kennen lernte, waren — Deutsche. Der Generalinspektor aller wallachischen Chausseebauten und Straßen, seit Kurzem Generaldirektor im Ministerium der öffentlichen Arbeiten und Bauten ist ein Deutscher, aus Preußen gebürtig, Namens Weirach. Herr Weirach bekleidet seine Stellung schon seit 25 Jahren.. Fast alle Chausseen und Straßen in der Wallachei sind unter seiner Leitung gebaut und angelegt. Und wie viele Anlagen, welche bedeutende Bauten, Parks und Garten sind in deutschen Händen! Wie oft habe ich in Bukarest von Deutschen die Worte gehört! „Wir sind die Pioniere deutscher Cultur und deutscher Sitte im Orient."

Setzen wir unseren Spaziergang oder vielmehr Spazierfahrt in der Straße Podu mogoschen nach der Barriere weiter fort; denn trotz des Steinpflasters hat der Spaziergang doch seine Schwierigkeiten, besonders, wenn es geregnet hat. Die Trottoirs, welche die Hauptstraße von Bukarest allerdings aufzuweisen hat, sind so schmal, wie ein Gedanke; es läßt sich schwer auf ihnen fortkommen, und man ist immer in Gefahr, von den die Mitte

der Straße einnehmenden Wagen mit Staub oder Schmutz bedeckt zu werden. Ich habe einmal versucht, die Straße Podu mogoscheu von Anfang bis zu Ende zu Fuß zu durchwandern; aber mehr als zehnmal bereute ich meinen Entschluß und war bereit, ihn aufzugeben. Bukarest ist deshalb auch reichlich mit Droschken versehen. Es sind offene, ziemlich niedrige, zweisitzige Wagen, in denen es sich ganz bequem sitzt, immer mit zwei meistens kräftigen und gut aussehenden Pferden bespannt. Die Kutscher, größtentheils Russen und Szekler, fahren mit so großer Geschwindigkeit wie Geschicklichkeit, daß Unfälle selten vorkommen. Der Preis ist ein geringer. Die einzelne Fahrt kostet einen Zwanziger, während daß man zwei Zwanziger für die Stunde bezahlt. Zuweilen wird die Reihe der modernen Häuser, welche die Stroße Podu mogoscheu einfassen, durch palastartige Gebäude unterbrochen, die Wohnungen reicher Bojaren, welche sich in Bukarest aufhalten. Einige unter ihnen sind von architektonischer Schönheit, wie beispielsweise der Palast des Prinzen Stirbey, und könnten in den Straßen jeder europäischen Hauptstadt einen Platz einnehmen. Sie liegen „zwischen Hof und Garten", oder ein in englischem Geschmacke angelegter Vorgarten mit köstlichen Baumgruppen, marmornen Springbrunnen und duftigen Rasenplätzen mit bunten Blumenkörben, von zierlichen Eisengittern mit vergoldeten Spitzen umgeben, trennt sie hier von der Straße. Die Säle und Zimmer dieser Paläste sind gewöhnlich mit großem Luxus,

wenn auch gerade nicht immer mit großem Geschmack, ausgestattet. Teppiche aus Smyrna wetteifern mit Teppichen aus Aubüsson; die getäfelten Fußböden sind in Paris, Wien und Breslau gearbeitet; die kostbarsten Mobilien aus Paris und aus Wien sind nicht zu theuer; Porzellan aus China und aus Sevres; die Etagèren mit allerlei kostbaren Kleinigkeiten bedeckt. Der Hauptluxus besteht immer in reichem, ganz modernen Silberzeug. Statuen, Meisterwerke der bildenden Kunst, Originalgemälde findet man selten, aber dann und wann gute Copieen. Die Wände sind gewöhnlich in Wasserfarben oder al fresco dekorirt; Tapeten sind wenig in der Mode. Sehr viel giebt man auf gut gemalte Plafonds. Man findet sie in Turin und Mailand nicht besser. Die Heizung der Zimmer geschieht durch große, monumentale Oefen, wie in Wien und in den lombardischen Städten; Doppelfenster mit Jalousieen und Rouleaux schützen gegen die Kälte und die Feuchtigkeit. In einigen von diesen Bojarenpalästen findet man auch gut ausgestattete Gewächshäuser und Wintergärten. Und welcher Luxus wird in diesen prächtigen Sälen in der Toilette entfaltet! Der Toilettenluxus ist für die Bukarester Damen dasselbe geworden, was das Spiel für die Männer ist, — eine zügellose Leidenschaft. Mit einer wahren Aengstlichkeit verfolgt man den Wechsel der Pariser Moden; aber bei der Auswahl der Stoffe und des Schmucks geht die Sucht, seinen Reichthum zu zeigen, oft dem guten Geschmack vor. Bei den Festen

und Bällen, welche während der Saison in den prächtigen Sälen dieser Bojarenpaläste gegeben werden, bei einer reich besetzten, von französischen Köchen mit allem Luxus der Gourmandise versehenen Tafel, unter den Klängen Strauß'scher und Lanner'scher Walzer, bei dem Knallen der Champagnerpfropfen könnte man sich oft nach Paris, nach Bordeaux oder Lyon versetzt glauben; aber wenn man dann heraustrit aus dem Thore eines dieser mit allem Luxus des Comforts versehenen Häuser, deren Eigenthümer Millionen besitzen und fünfzig und hunderttausend Dukaten Rente haben, und nach wenigen Schritten in eine Seitenstraße eindringt, und dann plötzlich diese Masse von elenden, aus Holz zusammengefügten und von Weidenruthen geflochtenen Baracken erblickt, wo so viele arme Familien auf dem nackten Boden schlafen, deren einziges Nahrungsmittel aus Mamaliga besteht; so sind alle Illusionen plötzlich verschwunden. Man sieht wieder, was man in der Athmosphäre des Eau de mille fleurs, beim Anblick der reichen Toiletten und bei den Klängen der Ouverture aus einer italienischen Oper auf einen Moment vergessen hatte: daß man sich nicht in Deutschland, nicht in Frankreich, nicht in Italien befindet, sondern daß man im Orient, in Bukarest, in der Stadt der Kontraste ist. Eben noch schritt man über ein in Wien oder Breslau gefertigtes Parquet, jetzt stolpert man in holprigen krummen Straßen mit Löchern und Pfützen, welche Abgründen gleichen; dann stößt man mit dem Kopf an

nicht fortgeräumte Mauertrümmer, oder fällt über halbverfaulte, gebrochene Pfähle; denn es ist stockdunkel; nur hie und da wirft eine erbärmliche, durch eine Oelflamme erleuchtete Laterne einige schwache Lichtreflexe über den holprigen Weg. Man biegt um eine Ecke. Plötzlich flackert der Schein einiger Feuer zwischen den Trümmern eines halb herabgestürzten Gebäudes, und sonderbare Gestalten in Lumpen schlummern, in zerrissene Decken gehüllt, neben ihren halbverlöschenden Bränden auf nacktem Boden. Es sind Zigeuner, welche beim Abbruch des Gebäudes beschäftigt sind und nachdem sie ihre Mamaliga gegessen, kein Nachtquartier haben. Und es sind doch nur wenige Schritte von ihrem Lagerplatz, über den der kalte Nachtwind streift, bis zu jenem prächtigen Palaste, wo man Champagner trinkt, wo man lacht und scherzt, wo man am heutigen Tage Tausende von goldenen Dukaten verspielt und unter seidenen Decken schläft. Ich habe alle großen Städte Europa's besucht, ich habe London, Paris und Neapel gesehen; aber nirgends habe ich solche Kontraste in der Armuth und im verschwenderischen Luxus ganz dicht neben einander gesehen, wie in Bukarest!

Ein interessanter Palast erhebt sich in der Straße Podu mogoschen, nicht weit vom Opernhause. In seinem Aeußern zeichnet er sich blos durch seine räumlichen Verhältnisse aus; seine architektonischen Linien sind nicht schön; das Vestibul ist gedrückt; der Hof ist eng; ein Garten ist nicht vorhanden. Der Palast ist historisch

interessant. Fürst Kusa bewohnte ihn während seiner sechsjährigen Regierung, und der kühne Handstreich, der seine erbärmliche Regierung in der Nacht vom 11. Februar stürzte, wurde dort ausgeführt. Dort in jenen Zimmern mit den verhangenen Fenstern schliefen der Hospodar und Marie Obrenovits in der verhängnißvollen Nacht, als General Golescu, Oberst Haralambic und Major Lecca in Begleitung einiger Dutzend Soldaten, Säbel und Revolver in den Händen, eindrangen. Die Fürstin Obrenovits wurde mit aller Courtoisie behandelt und in das Haus ihrer Schwester geführt, während der Hospodar seine Abdankungsurkunde auf dem Rücken eines Offiziers unter Zittern und Zagen unterschrieb. Seine Regierung war voll jener Kontraste im öffentlichen Leben, in der Moral, in der politischen und administrativen Verwaltung, welche man in Eurapa und in Bukarest findet. Aufhebung der Klöster, Aufhebung der Hörigkeit der Bauern, grenzenloser Druck und tyrannische Willkühr bei einer Verfassung, welche alle constitutionellen Freiheiten in reichstem Maaße gewährleistet, prinzipielle Depravation in allen Beamtenkreisen; Richter, welche den Gewinn jedes Prozesses von der Höhe der Bezahlung abhängig machten, die sie von den Parteien empfingen; ein ehemaliger Kellner aus einem Kaffeehause in Galatz der allmächtiger Minister und Kuppler des Fürsten; der Polizeipräsident ein Mann, der die Sicherheit der Stadt und ihrer Bewohner den Räubern und Spitzbuben für Geld verkaufte; der commandirende Ge-

neral der Armee und Kriegsminister berüchtigt wegen der Summen, welche er aus Staatsmitteln unterschlug; eine grenzenlose Vergeudung der öffentlichen Einkünfte, welche in die Taschen der Beamten flossen, statt daß sie zum Nutzen des Landes verwendet wurden — sind das etwa keine Contraste der entsetzlichsten Art?! Als die Statthalterschaft nach der Abdankung des Hospodars die Buscarie, das Bukarester Strafgefängniß, öffnen ließ, fanden sich über hundert Personen vor, welche niemals von einem Tribunal verurtheilt waren, während an hundert Räuber und berüchtigte Spitzbuben fehlten, obschon sie in den Gefängnißlisten als anwesend verzeichnet waren. Marghiloman, Polizeipräsident von Bukarest, hatte die Ersteren einsperren lassen, weil sie mißliebig waren, während er die Letzteren laufen ließ, wenn sie für die Erlangung ihrer Freiheit ein Lösegeld bezahlten. Als Kusa den Hospodarenstuhl bestieg, war er ein armer Offizier in der rumänischen Armee, und als er das Land verließ, hatte er sich ein Vermögen zusammengestohlen, von dem er heute eine Rente von mehr als 100,000 Dukaten bezieht.

Abends um sieben Uhr bietet die Straße Podu mogoschen einen glänzenden Anblick. Es ist die Stunde, wo die vornehme Welt sich ein Rendezvous auf der „Chaussee“ im Kisselewpark giebt. Prächtige Equipagen, wie man sie nur in Wien, in Paris, in Berlin, in London sieht, bespannt mit Raçepferden, bilden vom Opernhause bis zu der Barrière eine lange glänzende

Reihe. Sie fahren sämmtlich nach der „Chaussee", dem Hydepark, dem Longchamps, dem Bois de Boulogne von Bukarest. Nehmen wir einen Fiaker und fahren wir auch hinaus. Einige hundert Schritt vor der Barriere Podu mogoschen beginnt ein Park, der ungefähr den Durchschnitt von einer halben Stunde haben mag, und jeder europäischen Hauptstadt zur Zierde gereichen würde. Graf Kisselew, dessen ich schon mehrfach erwähnte, war auch der Schöpfer dieser schönen Anlage. Alleen und Gruppen schattiger Bäume, herrliche Rasenplätze, dichte Bosquets mit einsamen Spaziergängen, geschmackvolle Springbrunnen mit plätschernden Wasserstrahlen, bunte Blumenparterres nud orientalische Kioske bilden ein dem Auge sehr wohlthuendes Ensemble. Wer um diese Zeit nach Bukarest kommt, muß glauben, in eine Großstadt des Occidents einzufahren und kann nicht ahnen, daß Bukarest nichts ist, als ein unendlich großes Dorf, wo sich der Orient und der Occident in allen ihren Contrasten begegnen. Mitten durch den Park führt die „Chaussee", eine breite, schöne Kunststraße und endigt an der anderen Seite des Parks auf einem großen Rondeau, dem Hauptrendezvous nach beendigtem Corso. In zwei Reihen bewegen sich die glänzenden Wagen neben einander. Auf ihren Polstern ruhen die schönsten Frauen von Bukarest, in die modernsten und geschmackvollsten Toiletten gekleidet; das Feuer ihrer schönen Augen wetteifert mit dem Glanz ihrer Diamanten; verführerisch blicken ihre weißen Schultern aus den kost-

barsten Brüsseler Spitzen, welche die Seide und den Sammt ihrer Kleider umsäumen; zwischen den Wagen galoppiren reiche, junge Bojaren und Offiziere auf prächtigen Raçepferden, von denen keines unter hundert Dukaten kostet; man lacht, man scherzt, man conversirt, man knüpft Verhältnisse und Bekanntschaften an, man trifft Verabredungen zu Rendezvous für die Nacht. Hier auf der Chaussee rechtfertigt sich die Benennung, welche Bukarest im Orient führt und nach deren Motiv ich unter all' den häßlichen Contrasten auf den holprigen und schmutzigen Straßen vergebens gesucht habe: der Name „Freudenstadt.“ Die galanten Liebesintriguen bilden eine Hauptbeschäftigung der vornehmen Welt. Ein Franzose erzählt in seiner oft etwas zu bitter und zu kraß gehaltenen Schilderung Rumäniens: „Neugierig, wie jeder neu Ankommende, fragte ich bei meinem ersten Besuche in Bukarest, was man in Bukarest mache und wie man sich die Zeit vertreibe? Lächelnd erwiderte die von mir angeredete junge Dame: „Nun, man beschäftigt sich mit der Liebe, oder man spricht doch davon.“ *)

---

*) Le Cler. La Moldo-Valachie. Paris 1866. E. Dentu.



Neuntes Kapitel.

Rumänische Kontraste.

Straßen und Barrièren in Bukarest Kirchen und Friedhöfe. Die Großvaterstraße und der „Mosch" in Bukarest. Metropolitankirche. Der Patriarch. Die Kirche Koltza. Spitäler und Krankenhäuser. Treffliche Kranken- und Armenpflege in Rumänien. Edle und rühmenswerthe Eigenschaften der Rumänischen Bojarie. Gefängniß in der Wallachei. Das Zuchthaus zu Waldheim und die Buscarie in Bukarest. Abschaffung der Prügel und der Todesstrafe. Rumänische Industrie. Bukarester Gasthöfe und Kaffeehäuser. Rumänische Kontraste in der Cultur, Civilisation; Moral, im sozialen Leben. Ackerbau. Rumänien — das Egypten Europa's. Holz- und Mineralreichthum. Wallachische Pferde. Straßen und Wege in Rumänien Klimatische Kontraste. Bojarie, Bauern und Mittelstand. Die Freudenstadt. Gesellschaftliche Verhältnisse in Rumänien. Tugenden und Laster des Rumänischen Volkes. „Eù sunt Rumânù."

Selbst die innere Stadt, welche im Ganzen ein europäisches Kleid trägt, ist voll jener Contraste welche den Reisenden, der nach Bukarest kommt, belehren, daß er

an jener Grenze steht, wo sich Orient und Occident berühren. Die Stadt ist in fünf Polizeibezirke getheilt, begrenzt durch vier Hauptstraßen: Nach Siebenbürgen Podu mogoscheu; nach der Türkei Podu Scherban Voda; nach der Moldau Podu Tergu de Afare; nach der kleinen Wallachei Podu Kalitsch. Andere bedeutende Straßen sind Podu Mihai-Voda, Podu de Pemünt, Ulitza, Tergovesti, Ulitza Cherestreu, Ulitza Pantelinowu, Ulitza Dadesti und Ulitza Dobrentschi.

Diese Straßen führen zu 11 Barrieren derselben Namen, wozu noch die Barrieren Dela Vekie und Madritului kommen.

Man rechnet in Bukarest so viel Kirchen, wie Tage im Jahre, scheint sich aber nicht die Mühe gegeben zu haben, sie zu zählen, da sich unter ihnen viele Kirchen ohne alle Bedeutung befinden, wenigstens habe ich bei meiner Anwesenheit in Bukarest die genaue Zahl der Kirchen nirgends erfahren können. Man giebt 130 Kirchen von einiger Bedeutung an. Die Kirche zum heiligen Georg und zum heiligen Spiridion sind in einem eleganten byzantinischen Style erbaut. Ihre Mauern sind mit Frescobildern geziert, welche nicht ohne Werth sind. Der alte Friedhof der Kirche zum heiligen Georg ist neuerdings in einen schönen, duftigen Square nach englischer Manier verwandelt: reiche Baumgruppen, duftige Rasenplätze, wohlgepflegte Kieswege, Bänke zum Ausruhen. Aber leider ist dieser Square der einzige, den ich in Bukarest gefunden habe. Die Umgebung der anderen

Kirchen bilden wüste Plätze, mit Schutt und Trümmerhaufen bedeckt. Wenn man alle diese Plätze in ähnliche Square's verwandelte, was mit geringen Kosten geschehen könnte, umsomehr, als die meisten Kirchen reich dotirt sind, so würde Bukarest zum großen Theil den wüsten Charakter verlieren, den die Hauptstadt Rumäniens heute hat. Aber die Regierung Kusa's hatte sich um andere Dinge zu bekümmern, als um die Verschönerung der Hauptstadt. Sogar der schöne Garten von Cismedjon, das Juwel der Stadt, ist unter dieser Regierung in grenzenloser Weise vernachlässigt worden. Und damit auch der Kirche zum heiligen Georg der Contrast ja nicht fehle, so stößt heut an den duftigen, grünen Square ein großer wüster Platz, mit Schutt und Trümmern bedeckt. Spekulanten, sagte man mir, haben die Baracken angekauft, welche den Platz ehemals bedeckten, sie niedergerissen, und sind nun Willens die Plätze zu Bauplätzen zu parzelliren. Da die Preise, welche sie für die einzelnen Bauplätze fordern, aber zu hoch sind, so bleibt der große, wüste Platz einstweilen in seiner jetzigen Gestalt liegen, bis sich Käufer finden. An der entgegengesetzten Seite des Square's öffnet sich die Großvaterstraße, welche zu jenem großen Platz an der Barrière führt, auf dem Ende des Monats Mai der große Markt, verbunden mit einem nationalen Fest, abgehalten wird, den man, wie ich schon erwähnte, in Bukarest in abgekürzter Manier „Mosch“ nennt. Die Großvaterstraße ist eine breite, ganz in orientalischer Manier gehaltene Straße

zu beiden Seiten mit Baracken besetzt, welche sämmtlich nur aus einem Erdgeschoß bestehen. Sie werden meistens von Handwerkern und Verkäufern aller Art bewohnt. Wenn ich durch die Straße fuhr, glaubte ich mich plötzlich in die Straße einer türkischen Stadt versetzt. Es fehlten nur die Minarets mit ihren funkelnden Spitzen und die Bewohner in bunter, türkischer Tracht. Da arbeiteten, auf dem Flur sitzend, bei offenen Thüren und Fenstern: Huf- und Nagelschmiede, Kürschner, Sattler, Schuhmacher, Pfeifendrechsler, Barbiere, Mützenmacher, Bettdeckenmacher, Schneider für Landestrachten; da wurde Fleisch, Pastrame, Rinderschmalz, Unschlitt, Brod, Bier und Branntwein verkauft, und die Frauen und Kinder saßen und lagen vor den Thüren. Bei Regenwetter war die Straße, welche natürlich kein Pflaster hatte, selbst zu Wagen nur mit Mühe und unter der Gefahr, im Schmutz stecken zu bleiben und in den Pfützen und abgrundartigen Bodenvertiefungen umzuwerfen, zu passiren. Im Sommer, wenn der beste Ingenieur im Orient, die Sonne, den Boden getrocknet hat, mag es besser gehen; aber dann ist man in Wolken erstickenden Staubes eingehüllt. Ohne Staub und Schmutz geht es in den Straßen von Bukarest nun einmal nicht ab. Die Straße ist von beträchtlicher Länge.

Der weite Platz vor der Barrière, wo ein Wochenmarkt und Ende des Monats Mai der große, nationale Markt abgehalten wird, mit dem das gedachte Fest verbunden ist, heist Tergu de Afare.

Der Markt dauert acht Tage und wird aus allen Theilen des Landes besucht. Da kommen die Bergbewohner aus den Karpathen, um ihre Produkte feilzubieten, welche in allen möglichen Mobilien und Utensilien aus Holz bestehen, in Töpferwaaren jeglicher Art, in Geschirr aus gebrannter Erde, in solid gearbeiteten und oft mit vielem Geschmack angefertigten Weidegeflechten und Weidekörben, in Schmucksachen von gefärbtem undurchsichtigen Glase, da giebt es Armbänder, welche nur drei Karas (kaum einen Groschen) kosten. Mit Interesse bleibt man vor den improvisirten Baracken stehen, welche die Handelsleute hier für eine Zeitdauer von acht Tagen aufgeschlagen haben. Unter Geschirren und Gegenständen von gewöhnlichster Gestalt und gewöhnlichstem Aussehen sieht man häufig wahrhaft etruskische Lampen und Vasen, welche nach Modellen gearbeitet sind, die einst die Römer aus dem alten Italien nach der Wallachei, dem ehemaligen Dacien herübergebracht und deren Gestalten die inländischen Fabrikanten in den Karpathen treu im Gedächtnisse, der Vater dem Sohn und der Sohn dem Enkel, Geschlechter hindurch überliefert haben. Diese Bergbewohner mit dem ernsten Gesichtsausdruck, mit den edlen Zügen haben ein Physiognomie, auf der die Abkunft von den Römern unverkennbar ihr Stigma geprägt hat. Sie verkaufen zu einem festen Preise und lassen sich keinen Heller abhandeln. Auch sind ihre Preise so außerordentlich gering, daß man ihnen sehr Unrecht thun würde, mit ihnen zu feilschen.

Jede Haushaltung von Bukarest versieht sich hier mit geringen Kosten mit dem nöthigen Vorrath. Die Trödler kaufen Alles auf, was übrig bleibt, und verkaufen die Waare im Laufe des Jahres zehnmal so theuer, als sie dieselbe angekauft haben.

Mehrere Straßen des Marktplatzes sind mit Restaurants, mit Kuchenbäckereien, mit Bier-, Branntwein- und Weinschänken besetzt; an die Kaffeehäuser stoßen Tanzsäle und Gauklerbuden. Trotzdem die Schüsseln nichts weniger als gut zubereitet sind, drängt man sich an den Eingängen dieser improvisirten Restaurants.

Ganz Bukarest ist, besonders an den letzten beiden Tagen des Marktes, vor der Barrière versammelt. Endlose Reihen von Droschken und prächtigen Equipagen bedecken die weite Ebene in langen Zügen; an den beiden letzten Markttagen bezahlt man dem Fiakerkutscher für eine Fahrt zum „Mosch" einen Dukaten bis zum Napoleon. Alle Schichten der Bukarester Bevölkerung ziehen vor den Augen des Beobachters an diesen Tagen im buntesten Wechsel vorüber, vornehme Damen und kleine Grisetten, die Frau des Handwerkers und die Gemahlin des ersten Würdenträgers des Staates, künstliche und natürliche Blumen, die neuesten Pariser Moden und die bunten Trachten der Frauen aus den untersten Volksklassen, geschminkte Schönheiten und Schönheiten, deren Gesichter die orientalische Farbe gebräunt hat, und bilden ein eben so buntes, wie originelles Ensemble, welches man nirgends so in der Wallachei sehen kann, wie hier

in Bukarest. Die Verschiedenheit der Costüme wechselt eben so schnell, wie die Schönheit der Typen. An einer Stelle versammelt der serbische Dudelsack einen Kreis von Zuhörern, unter denen sich Bulgaren, Griechen, Türken, Armenier, Bosnier, Alle in ihren heimischen Trachten, mit wallachischen Bauern und wallachischen Bäuerinnen vermischten; an einer anderen Stelle ertönen die Weisen der „Lautari" unter den Klängen der Quitarre, der Violine und der Pickelflöte, während sich auf einem Tanzplatz unter Blätterschmuck und Laubgewinden Bukarester Damen in ganz europäischer Toilette nach den Klängen eines von der Militärmusik ausgeführten langsamen Strauß'schen oder Lanner'schen Walzers bewegen.

Mit dem Markt ist zugleich das Fest verbunden, was wir in Europa den „Tag aller Seelen" nennen. „Mosi" bedeutet in der rumänischen Sprache „Voreltern". Deshalb der Name des Nationalfestes, den man in Bukarest in „Mosch" abzukürzen pflegt. Die griechische Kirche feiert, alten Gebräuchen folgend, das Fest der Todten im Frühjahr, während wir im Abendlande dazu den düstern Tag des zweiten November gewählt haben. Ende Mai belegt man in den Bukarester Familien den Tisch mit so viel Gedecken, als Familienmitglieder verstorben sind. Ein Priester kommt, um den so gedeckten Tisch einzusegnen, und die Verwandten, welche schweigend und gedankenvoll sich rund um die Tafel aufstellen, sind überzeugt, daß die Seelen der Verstorbenen wirklich bei dieser stillen Feier gegenwärtig sind.

Nachher werden die gefüllten Schüsseln vom Tisch genommen und unter die Armen vertheilt. Die öffentliche Feier des Allerseelentages auf Tergu de Afare ist deshalb auch gewöhnlich sehr prächtig. Der Fürst ist gehalten, sie in Person zu eröffnen. Ist er von der Hauptstadt abwesend, so muß er zurückkommen, um seiner Pflicht zu genügen. Ist die Rückkehr unmöglich, so wird er durch den ersten Würdenträger des Staates vertreten.

Am äußersten Ende von Tergu de Afare ist ein besonderer Platz eingetheilt, der von tiefen Gräben umgeben ist. Dort findet am letzten Tage des Markts der offizielle Ball statt. Der Hospodar selbst muß den Ball eröffnen. In aus Baumzweigen und Laubwerk improvisirten Lauben werden Schüsseln und Platten mit eingemachten Früchten und Backwerk umhergereicht; der Champagner fließt in Strömen. Die Minister, die Municipalität, alle Klassen der Gesellschaft sind dabei vertreten. Das Fest der „Mosi", der sogenannte „Mosch", ist ein nationales und patriarchalisches Fest in der vollen Bedeutung des Wortes.

Zu den ältesten Kirchen in Bukarest gehört wohl die Metropolitankirche, welche auf einem Hügel mitten in der Stadt steht. Diese Kirche wurde schon vor der Verlegung der Residenz nach Bukarest erbaut. Durch architektonische Schönheit zeichnet sie sich durchaus nicht aus. Neben ihr wohnt in einem unschönen, halbmodernen Gebäude der erste Geistliche des Landes, der Metropolit von Bukarest, der auch den Titel eines Patriarchen von Ni-

copolis führt. Seine Stelle ist äußerst reich dotirt; man sagte mir daß seine Einnahme nicht weniger als 70,000 Dukaten betrage. Der Kirche gegenüber steht das Gebäude, worin die rumänische Ständeversammlung tagt. Es ist aus Holz aufgeführt und zeichnet sich weder durch Pracht, noch durch Architektonik aus. Seit sechs Jahren ist die Rede davon, statt dieses provisorischen Gebäudes ein würdiges Ständehaus zu erbauen; indeß unter der Regierung des liederlichen Kusa blieb in Bukarest Alles provisorisch.

Soll ich nun noch von der Kirche Koltza sprechen? Ihr Glockenthurm wurde 1715 von schwedischen Soldaten aus dem Heere des Schwedenkönigs Karls des Zwölften erbaut. Er war der höchste Thurm in Bukarest; aber er stürzte im Jahre 1812 bei Gelegenheit eines Erdbebens zur Hälfte ein und bildet jetzt, obschon er wieder mit einer Bedachung versehen ist, eine Ruine. Nicht weit davon befindet sich das Spital Koltza, ein treffliches, wohl eingerichtetes und reich dotirtes Krankenhaus für Arme und Mittellose. Ich habe dasselbe besichtigt und kann der in demselben herrschenden Reinlichkeit, Krankenpflege und Ordnung nur meine Anerkennung aussprechen. Manche große, deutsche Stadt könnte sich dasselbe zum Vorbild nehmen. Ohne alle Formalitäten und Weitläufigkeiten wird jeder Kranke dort aufgenommen, sei er Christ oder Türke, sei er Armenier, Wallache oder Deutscher, sei er fremd oder einheimisch; es genügt zur Aufnahme, daß er krank und arm ist. In dem Berliner Charité-

krankenhause werden weit mehr Weitläufigkeiten und Schwierigkeiten bei der Aufnahme eines Kranken gemacht, als in diesem Krankenhause in der Hauptstadt der wilden Wallachei.

Bukarest hat noch ein zweites, großes Krankenhaus, das Hospital Brancowan. Es ist noch weit räumlicher, schöner und prächtiger eingerichtet, als das Spital Koltza. Auch das Spital Brancowan steht allen Kranken ohne Unterschied offen. Ich habe es ebenfalls besichtigt und muß dasselbe in der rühmendsten Weise loben. Es ist aus den reichen Dotationen eines Bojaren, des Fürsten Brancowan, entstanden, so wie ein anderer Bojar, der Spatar Kantakuzeno, das Spital Koltza ganz aus eigenen Mitteln dotirt hat. Von jeher hat sich die rumänische Bojarie durch Wohlthun im großartigsten Maßstabe ausgezeichnet. In allen moldauischen und wallachischen Städten trifft man treffliche Spitäler und Krankenhäuser, welche die reichen Familien des Landes gegründet und reich dotirt haben. Fast alle Klöster sind ja auf diese Weise entstanden. Ihre eigentlichen Zwecke waren die Hospitalität, die Krankenpflege und die Verbreitung der Bildung und des Volksunterrichts. Daß mit der Zeit die Archimandriten und die Mönche in den Klöstern ihre Zwecke vergaßen und in Wohlleben, Müßiggang und Liederlichkeit verkommen sind, ist gewiß nicht Schuld der edlen und großmüthigen Absichten ihrer Stifter. Man spricht so viel in Deutschland und Frankreich von der Verkommenheit und der Unsittlichkeit der rumänischen

Bojarie, aber man vergißt, daß sie sich auch zu allen Zeiten der schmählichsten und traurigsten Ursupationen des unglücklichen Landes durch große und edle Eigenschaften ausgezeichnet hat, unter denen Großmuth und Wohlthätigkeitssinn nicht zu vergessen sind. Haben die Sachsen in Siebenbürgen vielleicht vergessen, in welch' gastfreundlicher Weise sie im Jahre 1849 in Bukarest von den Bojaren aufgenommen wurden, als sie vor den revolutionären Strömungen massenweise über die Karpathen in die Wallachei flohen? Die Bukarester Bojaren sorgten in der großmüthigsten Weise für alle Bedürfnisse der Flüchtlinge. Und das geschah, obschon sich die Sachsen in Siebenbürgen in früheren Jahren als dieselben Familien der Bojaren sich vor einer Invasion der Türken nach Siebenbürgen retteten, gegen die wallachischen Flüchtlinge miserabel benommen und ihnen jedes Stück Brod und Fleisch nur für die höchsten Preise verkauft hatten! Im Jahre 1847 wurde fast der vierte Theil von Bukarest durch eine gewaltige Feuersbrunst verwüstet; aber noch an demselben Abend waren all die Tausende, welche arm und obdachlos geworden waren, untergebracht. „Es wäre mir recht schlecht gegangen“, erzählte mir ein deutscher Ingenieur, der aus der Türkei nach der Wallachei kam und seinen Wohnsitz in Krajowa, der Hauptstadt der kleinen Wallachei, aufschlug, „mein Einkommen war so gering, daß ich mit meiner Familie nicht davon leben konnte. Und nie habe ich besser gelebt, als während dieses meines Aufenthaltes in Krajowa. Die dort woh-

nenden Bojaren versahen mich mit allem, was ich brauchte. Holz, Brod, Fleisch, Wein, alle Lebensbedürfnisse wurden mir ins Haus geschickt; selbst die besten Stoffe für die Kleider meiner Kinder und sogar Schmucksachen wurden nicht vergessen. Ich hatte für nichts zu sorgen. Meistentheils wußte ich gar nicht, woher das Alles kam."

Auch der alten Hofkirche, wo die Hospodare gesalbt wurden, brauche ich wohl nicht zu erwähnen? Sie ist ein häßliches, unbedeutendes Gebäude. Oder der Kirchen Serindar, Radu-Voda Kretzulesko, Rimnik, Mihoj Voda, und wie sie alle heißen? Es ist wirklich kaum der Mühe werth, sie herzuzählen. Mehrere von ihnen fand ich in Trümmern liegend; sie gehörten zu den Klöstern, deren Aufhebung decretirt war, und befanden sich in Abbruch, um als Bauplätze verkauft zu werden und mit ihren Steinen nützlicheren Zwecken zu dienen. Und die Kirchen, welche noch stehen und zur Ausübung des religiösen Cultus benutzt werden, sind leer an Besuchern. Die rumänische Geistlichkeit ist tief in der öffentlichen Meinung des Volkes gesunken und die Religion besteht weit mehr in der Ausübung von Formalitäten und Gebräuchen, als in inneren Ueberzeugungen, und die Ceremonien des Cultus sprechen mehr zu den Sinnen, als zum Herzen. Für die Rumänen ist die Religion die genaue Beobachtung der Feste, einige Kniebeugungen und das Schlagen des Kreuzes beim Anblick einer Kirche oder eines Heiligenbildes.

Die öffentlichen Plätze in Bukarest sind nicht der

Rede werth; erwähnungswerthe Monumente finden sich eben so wenig. Von den öffentlichen Gebäuden muß ich noch der räumlichen und schön gelegenen Kasernen erwähnen, die Kusa auf den südlichen Abhängen, welche die Stadt umgeben, erbaut hat. Bei ihrer Anlage hat er wahrscheinlich gedacht, sie könnte nöthigenfalls ein Zwing-Uri für Bukarest werden. Und nun fiel er in einer Nacht ohne daß sich ein Säbel für ihn aufhob oder daß eine Kanone für ihn abgefeuert wurde, obschon er die Armee grundsätzlich während seiner Regierung gehätschelt und auch viele gezogene Kanonen angeschafft hatte! Das Gefängniß, welches sich nicht weit von diesen Kasernen befindet, ist eine alte türkische Kaserne und besteht in einer langen Reihe von einzelnen Gebäuden, welche sämmtlich von einer Mauer umgeben sind. Ich machte dem Gefängniß einen Besuch und muß sagen, daß die in demselben herrschende milde und humane Behandlung der Gefangenen sonderbar contrastirte mit den Zuchthäusern und Isolirgefängnissen, welche ich vielfach in dem civilisirten Deutschland besucht habe. Das Zuchthaus zu Waldheim, das große Berliner Zellengefängniß, das Zuchthaus zu Bruchsal mit ihren Ketten, Springern, Gesichtsmasken, Prügeln und Lattenkerkern — und dieses Strafgefängniß in der „wilden Wallachei," an der Grenze des Orients, welche Contraste! In der „Buscarie" in Bukarest gab es keine Isolirhaft; jeder Gefangene hielt sich in der frischen Luft des Gefängnißhofes so lange auf, wie ihm gut dünkte; sein Spaziergang bestand nicht in

einem vorgeschriebenen Gänsemarsch; Prügel, Stock, Ruthe, und Kette waren unbekannte Dinge. Das Alles überläßt die „wilde Wallachei" dem civilisirten Deutschland, so wie sie den deutschen Strafgesetzbüchern die Todesstrafe überläßt, welche in Rumänien längst abgeschafft ist. Auch die Universität muß ich unter den öffentlichen Gebäuden erwähnen, obschon sie im Bau noch nicht vollendet und bis jetzt nur die juristische Fakultät mit Lehrern vollständig besetzt ist. Sie ist ein großes, prächtiges Gebäude mit großen Hörsälen und stattlichen Treppenhäusern; das Frontispice ist in architectonischer Beziehung nicht ohne Werth. Sie enthält u. A. eine sehenswerthe archäologische Sammlung, in welcher sich römische Sarkophage, dazische Münzen und große goldene Gefäße befinden, welche vor mehreren Jahren in der Gegend von Busar gefunden wurden. Auch das österreichische Postgebäude ist ein großes, stattliches, kürzlich erst erbautes Haus, dessen oberen Stock der österreichische Generalkonsul, Baron v. Eder, bewohnt. Es ist nur zu bedauern, daß der große Platz, auf dem das Gebäude aufgeführt ist, sich in vollkommen wüstem Zustande befindet und mit Trümmerhaufen und Schuttanhäufungen bedeckt ist. Was meint der neue Bürgermeister von Bukarest, Herr Bratiano, wenn er einmal anfinge, Bukarest von diesen überall auftretenden Trümmerhaufen zu säubern und die öden Plätze in Squares zu verwandeln, wie es mit dem Friedhof der Kirche des heiligen Georg geschehen ist? Die wüste Zeit der Kusa'schen Regierung ist doch nun

vorüber, und was in der Verschönerung einer orientalischen Stadt geschehen kann, davon kann Belgrad, die Hauptstadt des jungen serbischen Reiches, ein Beispiel liefern.

In Ansehung der Industrie bietet Bukarest wenig Beachtenswerthes dar. Fabriken und Industrie giebt es in der Wallachei noch nicht; desto bedeutender ist gerade in der Hauptstadt der Consumtionshandel, da man hier die Erzeugnisse des asiatischen und europäischen Luxus vereinigt findet und Käufer und Verkäufer dieser Waaren zusammengedrängt sind, während im ganzen Lande nichts Derartiges zu haben ist. Während man in den griechischen, türkischen und armenischen Buden orientalische Teppiche, Shawls, Spezereien, Taback und andere Erzeugnisse Asiens vereinigt sieht, findet man in den russischen oder Liparaner Buden russisches Leder, Eisen, Porzellan, Messing und Thee; in den siebenbürger oder Kronstädter Gewölben siebenbürgische Holz-, Woll- und Eisenwaaren, und in der Leipzigerstraße alle deutschen und französischen Waaren und Produkte.

Die Gasthäuser in Bukarest genügen nur mäßigen Ansprüchen, obwohl sie theuer genug sind und dort Preise gefordert werden, wie in sogenannten „Hôtels ersten Ranges“ in Wien, Dresden und Berlin. Am besten wohnt man noch im „Hôtel Concordia“, am theuersten im „Hôtel Hugues.“ Der Besitzer desselben, ein Franzose, beköstigte die Kusa'sche Hofhaltung täglich für eine Pension von 25 Dukaten, da Fürst Johann

der Erste zu geizig war, ein eigenes Hauswesen zu gründen. Gewiß auch eine eigenthümliche Hofhaltung, zu der sich wohl in Europa kein Pendant finden möchte!

Die Kaffeehäuser halten ebenfalls mit den Kaffeehäusern in Wien oder Pesth keinen Vergleich aus und stehen in Räumlichkeit und dekorativer Ausstattung ungefähr mit den Kaffeehäusern auf einer Reihe, welche ich in Belgrad fand. Am gemüthlichsten möchte sich der deutsche Reisende in Bukarest noch in den deutschen Kaffeehäusern von Strobel, Kaiser und Raschke befinden, wo viele Deutsche verkehren und auch ziemlich gute europäische Conzertmusik stattfindet. Derjenige, der die europäische Conzertmusik in Bukarest einführte, war ebenfalls ein Deutscher, der Capellmeister Wist, der im Jahre 1838 nach der Wallachei kam; bis dahin hörte man in Bukarest nur Lautarmusik.

Außer dem Garten von Cismedjou giebt es noch zwei ähnliche Gärten, welche demselben indessen sowohl in räumlicher Ausdehnung, wie in der Schönheit der Anlagen weit nachstehen.

So kann man sich denn in Bukarest, in der sogenannten „Freudenstadt“, recht tüchtig langweilen, selbst wenn man in den Kreisen der vornehmen Gesellschaft Schutz und Trost gegen diese Langweile sucht, oder man muß Zerstreuung einzig und allein auf dem Gebiete suchen, wohin die junge Bukarester Dame den französischen Schriftsteller Herrn Le Cler wies, als sie auf seine Frage, womit man sich in Bukarest die Zeit vertreibe,

antwortete: „Man beschäftigt sich mit der Liebe oder man spricht wenigstens davon.“

Es bleibt nur noch übrig, von den Kontrasten in der Cultur, in der Civilisation, in der Moral, im sozialen Leben, in den bürgerlichen Verhältnissen zu sprechen. Kontraste überall, wohin man sieht und wohin man geht! Rumänien ist, in Betreff der Fruchtbarkeit und Erzeugungsfähigkeit seines Bodens vielleicht das reichste Land in Europa. Die schöpferische Kraft der Erde ist unvergleichlich; sie bedarf weder des Düngers, noch der Bearbeitung, noch der Bewässerung, noch der Ruhe. Ein deutscher rationeller Landwirth, wenn er die Landwirthschaft betriebe, wie er es auf deutschem Boden gewohnt ist, würde in der Wallachei zu Grunde gehen. Der einmalige Strich des Pfluges genügt, um den eingestreuten Samen Halme von drei Meter Höhe zu entlocken. Der Boden Rumäniens läßt an unerschöpflicher Fruchtbarkeit die schönsten Ebenen Belgiens und Frankreichs, die fettesten Landstriche Piemonts und der Lombardei hinter sich; die reichsten und produktivsten Strecken in der Mittelmeerregion Algeriens halten in ihrer Tragbarkeit keinen Vergleich aus mit den Aeckern der Donaufürstenthümer. Der Humus, den die Donau seit Jahrhunderten in ihrem vierten Becken angeschwemmt hat und woraus die großen Ebenen der Wallachei bestehen, ist dem Humus des Nildelta's ebenbürtig. Bis an den Fuß der Karpathen hat er eine Tiefe von mehr als vier und einen halben Meter. Wenn dieser

Boden zum ersten Mal in Thätigkeit kommen soll, muß man ihn während drei Jahren mit Mais bebauen, um seine produktive Kraft zu mäßigen. Würde man sofort Getraide säen, so würden die Halme so groß und schwer werden, daß ihr eigenes Gewicht sie niederdrückte und sie am Boden verfaulten. In den unabsehbaren Wäldern, welche die Abhänge der Karpathen bedecken, ist noch nie der Schall der Axt erklungen: in ihrem undurchdringlichen Dickicht haust unzähliges Wildpret der verschiedensten Art. Die Wasser der Flüsse und Bäche enthalten die vortrefflichsten Fische. Im Gebirge finden sich reichhaltige Minen von Kohlen, Eisen, Gold und Salz. Der größte Fluß Europa's strömt an der Grenze des Landes in seiner ganzen Ausdehnung vorüber und bildet die natürliche Straße für den Absatz aller Produkte, während eine Menge kleinerer Flüsse, von den Karpathen kommend, das Land in seiner ganzen Breite durchfließen und eben so viele natürliche Verbindungswege mit dem Inneren des Landes herstellen. Alle Arten von Obstbäumen gedeihen vortrefflich; aus der Traube keltert der Bauer einen feurigen Wein. Was sollte man von einer solchen Beschaffenheit, Fruchtbarkeit und Lage des Landes nicht Alles erwarten können, und welche Contraste liefern die gegenwärtigen Zustände Rumäniens? Während die Donaufürstenthümer zehn und mehr Millionen Seelen ernähren könnten, werden sie kaum von vier Millionen bewohnt. Kaum der dritte Theil dieses wunderbaren Bodens, wenn ich in der Angabe der Ziffer hoch greifen

will, ist angebaut; zwei Drittheile liegen brach und sind sich selbst überlassen. Ist das nicht ein Majestätsverbrechen an der Cultur und Civilisation, wenn man sieht, wie die Bevölkerung von Holland dem Ocean das Land abkämpft, wie England und Deutschland ihre überzähligen Söhne in entfernte Continente senden, wie der Bauer in den Vogesen auf seinen Schultern den Dünger auf die Felskuppen trägt? Trotz der schöpferischen Kraft des Bodens steht das in den Donaufürstenthümern erzeugte Getraide in seiner Qualität weit unter dem russischen Getraide, welches auf einem weit weniger günstigen Boden wächst; und mit der Gerste und dem Hafer steht es nicht anders. In der ganzen Wallachei giebt es keine eigentliche Wiese. Das Gras ist hart und grob in den Halmen. Klee wird nicht gepflanzt. Von einer Ausbeutung der Schätze, welche das Gebirge bietet, ist, mit Ausnahme von einigen in Angriff genommenen Salzbergwerken, welche übrigens wenig Ausbeute liefern, keine Rede. An ordentliche Forstcultur denkt Niemand. Um eine Latte oder einen Pfahl für einen Zaun zu erhalten, haut der Bauer die prächtigste Eiche nieder. Für die Pferdezucht, für die Veredlung der Schafe und der Rinder geschieht nicht das Mindeste. Der Winter in der Wallachei ist hart und lang. Trotz alledem wird das Vieh nicht in den Stall getrieben, weil man keine Ställe baut. Es fristet sein Leben von den Maishalmen und Körnern, welche es aus dem Schnee hervorsucht. Ich habe immer ein inniges Bedauern gefühlt, wenn ich diese elenden,

kleinen wallachischen Pferde sah, welche zu Dutzenden vor einem Wagen gespannt wurden. Wie kann man ein edles Thier, wie das Pferd ist, so herunterkommen lassen, daß es kaum noch die Größe und Gestalt eines Esels hat? Das Holz ist theuer, trotzdem, daß es in Ueberfluß vorhanden ist, und daß, wie gesagt, die Abhänge der Karpathen mit Wäldern bedeckt sind, in deren Schatten noch niemals der Ton einer Axt erklungen ist. Und weshalb diese Contraste? Weil man keine Straßen baut, um es in die Ebene zu schaffen, und weil man die Flüsse nicht schiffbar macht, auf denen es abwärts geführt werden könnte. Ueberhaupt ist trotz des Ueberflusses an Wild, an Fleisch, an Fischen, an Getraide das Leben in den Donaufürstenthümer theuer, Brod und Fleisch sind von nichts weniger als guter Beschaffenheit, Bäckerei und Schlächterei befinden sich noch in der Kindheit. Trotz der durch die Natur selbst geschaffenen Nivellirung des Bodens giebt es nur einzelne Straßenrouten, welche die Hauptorte des Landes mit einander verbinden, wie Giurgewo mit Bukarest, Jassy mit Galatz; von Gemeindewegen ist eben so wenig die Rede, wie von Brücken und von Eisenbahnen. Obschon Ueberfluß an Rohstoffen aller Art vorhanden ist, giebt es weder Fabriken noch Manufacturen. Wolle, Häute, Felle, Hanf wird massenweise in den Donauhäfen ausgeführt, um in jeder Art und Weise verarbeitet, wieder in das Land zurückzukehren. Tücher, Schuhzeug, Mobiliar, Wagen, Pferdegeschirr, Leinwand, Wäsche, Kleider, Alles

wird aus Paris, aus Leipzig, aus Wien bezogen; mit Ausnahme weniger Ateliers und Putzläden in Bukarest besorgen Pariser und Wiener Schneider und Modistinnen Alles, was die vornehme Damenwelt an Toilettgegenständen bedarf. Contraste, wohin man geht und wohin das Auge blickt! Während das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung die Mamaliga ist — eine aus groben Maismehl bestehende Polenta — ist in den Häusern der vornehmen Bojaren und der reichen Kaufleute die französische Küche gewöhnlich. Der Theil der Zigeuner, welcher den Bojaren gehört, steckt in gold- und silberbesetzten Livreen, während die freien Zigeuner nackt oder in Lumpen gehüllt umherlaufen, im Sommer in aus alten Lumpen zusammengeflickten Zelten wohnen und sich im Winter in die Erde eingraben. An Kirchen ist, wie ich schon erwähnte, Ueberfluß vorhanden, aber sie zeichnen sich weder durch Schönheit ihrer Architektur, noch durch ihre räumlichen Verhältnisse aus; mitunter ist der Baustyl äußerst barock. Bei einer Kirche, welche mitten in Bukarest unter den Trümmern eines niedergerissenen Klosters stehen geblieben war, war es mir lange zweifelhaft, in welches Land der Erde sie nach ihrem Baustyl gehörte. Sie hätte nach Japan, nach China, auch nach Indien gepaßt; nur in Europa wußte ich keinen Platz für ihre barocken Formen. Während die Altäre reich verziert sind und die Meßgewänder der Geistlichen sich durch ihre Pracht auszeichnen, sind die Wände mit erbärmlichen Malereien auf meist dunklem Grunde bedeckt. Eine Uhr

habe ich an keiner Kirche in Bukarest entdecken können. Von Brunnen ist keine Rede. Das Volk trinkt in der Hauptstadt Rumäniens das mittelst Alaun filtrirte Wasser der Dumbrowitza, welche mitten durch die Stadt fließt. Wenn man davon aus geht, daß Armuth die üppigste Quelle für Verbrechen ist, so müßte in den Donaufürstenthümern bei der großen Armuth der bäuerlichen Bevölkerung die Zahl der Verbrecher Legion sein. Aber auch hierin liegt ein Contrast mit anderen europäischen Ländern. Die Zahl der Verbrecher ist sehr gering. Auf mehrere Tausend Menschen kommt nicht ein Sträfling. In der Buscarie, dem Bukarester Strafgefängniß, fand ich äußerst wenig Verbrecher im Vergleich zu der großen Bevölkerungszahl der Stadt. Freilich kann sich in diesem fruchtbaren Lande Jeder die nöthigsten Bedürfnisse leicht verschaffen; aber die Ursache, daß es so wenig Verbrecher in den Donaufürstenthümern giebt, liegt wieder in einem eigenthümlichen Contraste dieser Bevölkerung. Man sollte glauben, daß in einem unter dem Breitengrade von Ravenna, Bologna und Cahors belegenen Lande große Leidenschaften herrschen müßten; dem ist aber nicht so. Das rumänische Volk ist äußerst gutmüthig, nicht aus Charakter, sondern aus Mangel an Leidenschaft. Wilkinson, der längere Zeit englischer Generalconsul in Bukarest war und treffliche Beobachtungen über Land und Leute in der Wallachei veröffentlicht hat, findet die Ursache für so manche auffallende Erscheinung, so auch für den herrschenden Man-

gel an Leidenschaft, in den Contrasten des im Lande herrschenden Klima's. Er sagt: „die Pflanzen sind ohne Saft, die Blumen beinah ohne Geruch, die Hausthiere sind auffallend zahm, das Fleisch, selbst das Fleisch des Geflügels und des Wildes, ist beinah geschmacklos, und die wilden Thiere, selbst die Wölfe und Bären, sind furchtsamer Natur". So, meint Wilkinson, sei der Mensch in Rumänien, das Meisterstück der Schöpfung, schwerfällig, ohne heftige Leidenschaften und ohne Charakterstärke, und zeige seinen natürlichen Widerwillen gegen alle geistige und körperliche Anstrengung. Auch Neigebaur konstatirt diesen auffallenden Mangelan Leidenschaft in Rumänien, ohne die Gründe dieser Erscheinung zu berühren, sowie er den Mangel an Schönheitssinn in den Donaufürstenthümern hervorhebt.

Im sozialen Leben treten die Contraste vielleicht in keinem europäischen Lande so stark auf, wie in Bukarest, überhaupt in der Wallachei. Bis zum Jahre 1848 gab es nur zwei Stände: die Bojaren und die Bauern; seit den Bewegungen des europäischen Revolutionsjahres hat sich aus Kaufleuten, Aerzten, Handwerkern, Beamten ein Mittelstand gebildet, der, wenn auch noch gering in seiner Ziffer, auf die politische Entwickelung Rumäniens von Einfluß sein wird. Weit überwiegend in der Zahl sind die Bauern, welche über 3 Millionen zählen, während die Zahl der Geistlichen und Bojaren 150,000 beträgt und der Mittelstand sich nur wenig über 100,000 hinaus belaufen wird. Die rumänische Bojarie steht in

Europa in schlechtem Ruf. Es ist daran viel Wahres, aber auch viel Uebertriebenes und Falsches. Demjenigen, der oberflächlich die Zirkel der vornehmen Welt in Bukarest betrachtet, werden sie allerdings in ganz europäischer Färbung erscheinen. Prachtvolle Einrichtung der Salons, tadellose Toilette, welche dreist mit der Toilette in den Pariser Salons in die Schranken treten kann, französische Conversation, Glacéhandschuhe und Champagner, französische Küche und vortreffliche Weine; man könnte für den Moment glauben, man befände sich in der besten Gesellschaft in Wien oder Paris, in Berlin oder Florenz. Aber die Bildung der Bukarester Gesellschaft contrastirt sonderbar mit der glänzenden Oberfläche; sie geht weder in die Tiefe noch in die Breite, und man wird sich bald bei der Unterhaltung überzeugen, daß man eben in Bukarest und nicht in irgend einer anderen europäischen Hauptstadt ist. Die meisten Gegenstände der Unterhaltung, welche den Gesellschaften in anderen europäischen großen Städten gerade ihren besonderen Reiz verleihen, sind hier unbekannt oder sie gehen ohne Theilnahme vorüber. In neuerer Zeit ist es freilich besser geworden. Das Interesse an den politischen Angelegenheiten und an der freiheitlichen und nationalen Entwicklung des Vaterlandes hat in der gesellschaftlichen Unterhaltung seinen Platz eingenommen und die frühere schale und oberflächliche Conversation auf andere Gegenstände hingeleitet, wie früher. Auch haben Bildungs- und Erziehungsanstalten in den letzten Jahren einen erfreulichen Aufschwung genom-

men, und es kommt immer mehr aus der Mode, seine Söhne nach Paris zu ihrer weiteren Ausbildung zu schicken. Statt dessen wählt man Heidelberg, Wien, Berlin und andere deutsche Universitäten. Zu dem großen Verruf, in den die rumänische Bojarie in Deutschland und Frankreich gerathen ist, hat die früher herrschende Mode, die Söhne ausschließlich nach Paris zu senden, viel beigetragen. Ohne irgend eine gründliche Vorbildung in der Heimath erhalten zu haben, aber mit Geld und Wechseln überflüssig versehen, hatten die jungen Bojaren weder die Neigung noch die Fähigkeit, sich um ihre weitere geistige Ausbildung in der französischen Hauptstadt zu kümmern, während sie alle dortigen Laster auf das Gründlichste kennen lernten und völlig verderbt in die Heimath zurückkehrten. „Man kann in vergoldeten Palästen wohnen, in feinem Ton die Meisterschaft erreicht haben, lächeln, wenn Andere lächeln, weinen, wenn Andere weinen, kriechen und den Herrn spielen, kurz auf dem höchsten Punkte der europäischen Bildung und doch dabei der Barbarei sehr nahe stehen. Die wahre Bildung kann bei Niemanden hervortreten, der nicht den Anderen als seinen Mitbruder betrachtet und behandelt.“ Dieser Ausspruch Coopers findet leider auf die Rumänische Bojarie eine nur zu sehr treffende Anwendung. Die glänzende Oberfläche des Bojaren deckt nur zu oft ein Wesen, das mit derselben in crasser Weise contrastirt. Unter der eleganten Außenseite, unter den angenehmen Formen, unter der intelligenten Lebhaftigkeit, unter der er-

staunlichen Leichtigkeit, fremde Sprachen zu sprechen, schlummern maßlose Eitelkeit und Ehrgeiz, unüberwindliche Trägheit, unbesiegbarer Hang nach Zerstreuung, Verweichlichung und Mangel an Energie. Diese lächelnden, glatten Herren mit ihren gefälligen Umgangsformen, mit ihrer gewandten Sprache sind hart und unzugänglich, sobald es sich um ein Aufgeben irgend eines ihrer grundherrlichen Rechte, sobald es sich um irgend eine Conzession handelt, sobald von einer Verbesserung der Lage ihrer Bauern und ihrer Diener die Rede ist. Um desto mehr ist aber auch die kleine Minorität zu achten, welche augenblicklich in Rumänien die Geschicke des Landes leitet und, wenn auch zur Bojarie gehörig, die Zukunft desselben in einer wahrhaft freiheitlichen und volkswirthschaftlichen Entwickelung sucht. Während eines langen Exils, unter der Depravation und unter dem Druck der Cusa'schen Regierung haben sie immer nur ein Interesse im Auge gehabt, das Interesse ihres unglücklichen Vaterlandes. Während der Dauer der Statthalterschaft verweigerten sie die Annahme irgend eines Gehalts; den Aermeren unter ihnen mußte derselbe, um ihre Existenz zu ermöglichen, aufgedrungen werden, und die Reicheren opferten viele Tausende aus eigenen Mitteln, um die übernommenen Geschäfte ihrer Ministerien im Gange zu erhalten. Es gab ein Moment während der Dauer der Statthalterschaft, wo Oberst Haralambie den Hospodarenstuhl besteigen konnte; die Armee bot ihm die Krone. Er erwiderte den Offizieren, welche die Deputa-

tion bildeten: „Eigentlich müßte ich Sie erschießen lassen, weil Sie sich gegen den Willen der Nation auflehnen.“ Und Oberst Haralambe ist ein armer Mann. Als ich ihm einen Besuch machen wollte, sagte man mir: „Gehen Sie lieber zu ihm, während er im Palast der Statthalterschaft Audienzen giebt. Er wohnt sehr ärmlich, und der Besuch in seiner Wohnung würde ihn vielleicht geniren.“ Die Mittelclasse ist weit arbeitsamer, als die Bojarie, nicht weniger intelligent, aber weit mehr unterrichtet und in der Regel mehr gebildet. Die bedeutendsten Mitglieder des Advokatenstandes, des Journalismus, des Richterstandes, die Aerzte gehören ihr an. Wenn man sie reden hört, so gehört die ganze Zukunft des Landes ihr; sie betrachtet sich als die Hüterin aller liberalen Institutionen und Eroberungen. Aber die schlechten Eigenschaften, welche man in der Bojarie findet, fehlen auch ihr nicht. Crasser Egoismus, ungemessener Ehrgeiz vereinigen sich mit Mangel an Ueberzeugung, mit Habsucht und mit Sittenverderbniß. Weit besser und tüchtiger in moralischer Beziehung ist der Bauer, ein guter Ehemann, ein guter Vater, arbeitsam, mäßig, zufrieden mit Wenigem, frugal in seiner Lebensweise, einfach in der Tracht. Aber auf der anderen Seite mangelt es ihm an Initiative und Energie. Abergläubisch und unwissend giebt er sich keine Mühe, aus seiner Abhängigkeit und Unwissenheit heraus zu kommen. Aus einem Volke stammend, welches einst das erste Volk der Welt war, hat er freilich das Bewußtsein seiner edlen Abkunft noch

nicht verloren. „Eù sunt Rumânù,“ ist seine Antwort wenn man ihn nach seinen Ahnen fragt. „Civis romanus sum,“ sprachen seine Voreltern. „Ich bin ein Römer.“

Zehntes Kapitel.

Fahrt durch die Wallachei.

Vor dem Posthause in Bukarest. Der Dorobanze. Fürst John Ghika. Prinz Demeter Ghika. Stourdza. Der Kisselewpark. Wallachische Bauern und Dörfer. Plojesti. Räuberunwesen in der Wallachei. Der Polizeiaga von Bukarest. Der Räuberhauptmann Radu Angel. Der Präfekt von Tirgowesti. Kimpina. Die Hochstraße über das Karpathengebirge. Räuberanfall. Ein Wirthshaus im Karpathengebirge. Die siebenbürgische Grenze. Kronstadt.

Vor dem Posthause in Bukarest stand der Wagen bereit, der mich nach dem Norden des Landes und über die Karpathen nach Kronstadt führen sollte, keine Carouzza sondern ein ziemlich bequem eingerichteter, ordentlicher Postwagen, vor dem acht Pferde gespannt waren. Ich hatte nur einen einzigen Reisegefährten, einen Kaufmann aus Bukarest, der bereits im Wagen saß. Aber etwas

Besonderes war doch an dem Postwagen. Auf dem Bocke saß ein Dorobanze mit Säbel und Gewehr. „Aber wozu denn der Dorobanze?“ fragte ich den Condukteur, der mir den Wagenschlag öffnete; „fährt der Mann zufällig mit?“ — „O nein“, sagte der Condukteur, „wir werden seiner vielleicht sehr bedürfen; der Temespaß, auf dem wir den Kamm des Gebirges überschreiten, ist einmal wieder recht unsicher, in der letzten Woche sind mehrere Raubanfälle vorgekommen. Sie sehen, ich fahre auch nicht ohne Revolver.“ — Richtig, ich bemerkte an der linken Seite des Condukteur in einem Lederfutteral einen Revolver, dessen Kolben aus dem Futteral guckte. „Ich habe auch noch ein Doppelpistol im Sitzkasten“, fügte der Condukteur hinzu, „falls der Herr keine Waffen bei sich führen sollte.“ — Nun, das waren ja recht hübsche Aussichten! Ich dachte an meine goldenen Napoleons, von denen ich eine ziemliche Anzahl bei mir hatte. Es war mir gerathen worden, mein Geld bis auf das, was ich nothdürftig gebrauche, mit der von Giurgewo abgehenden Schiffspost nach Pesth zu schicken; ich hatte den Rath leichtsinnig in den Wind geschlagen, und stieg verdrießlich über meinen eigenen Leichtsinn in den Wagen; der Condukteur setzte sich zu dem Dorobanzen auf den Bock, und die acht kleinen Pferde zogen an. Mein Reisegefährte im Postwagen empfing mich mit den Worten: „Habe schon die Ehre gehabt, Herr Doctor, Sie im Strobelschen Kaffeehause mit Herrn Weirach zu sehen; tüchtiger Mann, der Herr

Weirach, ist schon fünf und zwanzig Jahre in der Wallachei; aber der Weg über den Temespaß ist recht unsicher, habe mir auch einen sechsläufigen Revolver mitgenommen. Wenn nur Einer von den Kerlen fällt, die Andern laufen von selbst.“ Das waren ja prächtige Aussichten für die Nacht! „Das Räuberunwesen ist unter der nichtswürdigen Regierung Kusa's wieder recht im Lande eingerissen“, schloß er seine köstliche Anrede, „vor Kusa war das Räuberunwesen vollkommen ausgerottet. War das eine Regierung!“ Währenddem polterte der Wagen durch die Straße Podu mogoscheu, welche die Stadt in ihrer Länge durchschneidet und nach Norden nach Plojesti, der größten Stadt in der nördlichen Wallachei, führt. „Polterte“, muß ich schreiben, denn „fahren“ kann man die Fortbewegung auf dieser Verhöhnung des Straßenpflasters nicht nennen. Zuweilen erschienen zwischen den zwei- und dreistöckigen Häusern ein in edlen Linien aufgeführter Bojarenpalast mit vergoldeten Eisenbalkonen und Blumengärten mit Springbrunnen vor der Thür. „Dort wohnt John Ghika, unser Ministerpräsident“, sagte mein Reisegefährte, mit der Hand auf einen von diesen Palästen zeigend, „bedeutender Mann, intelligent, energisch, dabei von höchst einnehmendem Wesen, ein wahrer Patriot. Sie wissen, er war sieben Jahre während seiner Verbannung Fürst von Samos. Hat die Insel Samos aufgeräumt, über tausend Räuber hängen lassen, aber hat die Sicherheit hergestellt, Straßen gebaut, Ackerbau und Industrie gehoben, und dabei

wahrhaft freiheitlich regiert. Mit großer Trauer sah die Bevölkerung ihren Regenten scheiden. Auch sein Bruder Demeter, unser Minister des Innern während der Statthalterschaft, ist ein sehr tüchtiger Mann, vereinigt Energie, Wissen und Arbeitskraft. Beide Herren haben nicht einen Dukaten Gehalt genommen, während dem sie Minister waren; aber sie haben Tausende zugesetzt. So etwas thut ordentlich wohl, nach der entsetzlichen Depravation während der Kusa'schen Regierung." Dann erschien rechts wieder ein großes Gebäude zwischen Hof und Garten. „Ministerium der öffentlichen Arbeiten," sagte mein Nachbar, „Herr Stourdza ist ebenfalls ein vorzüglicher Chef; es ist recht gut, daß die Verwaltung in seinen Händen bleibt, besonders nach einer Umwälzung, wie die jetzige." — „Nun," erwiderte ich, „vor einigen Tagen haben sämmtliche Beamte des Ministeriums eine Arbeitseinstellung versucht; nur die Sectionschefs erschienen in den Büreau's. Seien Sie froh, daß Sie die ganze Gesellschaft los sind, sagte Einer meiner Bekannten zum Minister; setzen Sie sie sämmtlich ab." „Ja, ja" seufzte der Kaufmann, „es ist nicht leicht, hier zu regieren; darum stocken auch die Zahlungen seit mehreren Tagen. Aber, was ist anders zu machen? Minister möcht ich hier auch nicht sein." — „Nun, sehen Sie wohl", rief ich lachend, „ich habe Ihnen erst schon gesagt, daß ich für den Platz des Prinzen Hohenzollern herzlich danken würde."

Noch ein prachtvolles Haus mit vergoldetem Eisen-

balkon vor den Fenstern des ersten Stockes erschien im Hintergrunde eines schönen Blumengartens. Die Wassertropfen des Springbrunnens blitzten und funkelten im Mittagssonnenschein wie ein Diamant- und Rubinregen. „Das ist das Haus des Prinzen Stirbey," sagte mein Reisegefährte. — „Herr Stirbey", wiederholte ich, „es giebt in der Wallachei keine Adelstitel! Nur die beiden Ghika's führen den Prinzentitel, der Eine als Prinz von Samos, der Andere als Sohn des früheren Hospodaren Seine Töchter heißen Fräulein Ghika, nicht Prinzessinen, wie ich hier zuweilen höre."

„Nun ja, es ist richtig, das ist so eine Höflichkeit."

Nun fuhr der Wagen durch eine tiefe, lange Pfütze, in der die Bodenerhöhungen und Vertiefungen oft so arg auftraten, daß ich mehrmals den Umsturz des Wagens befürchtete. Dann wurde der Charakter der Straße Podu mogoschen wieder mehr dörflich und orientalisch. Baracken und Trümmerhaufen vermehrten sich, während dem die stattlichen Häuser nur ausnahmsweise auftraten. Wir waren an der Barriere Podu mogoschen angekommen, wo die Bukarester Geistlichkeit dem einziehenden Hospadaren Brod und Salz zum Willkommen bietet. Dann fuhren wir auf breiter, vortrefflich gehaltener Chaussee durch die Baumgruppen und Rasenparthien des schönen Kisselewgartens. Wer von dieser Seite in Bukarest einfährt, erhält einen höchst günstigen Eindruck. Auf den großen Rasenflächen plätschern die Wasser eleganter Spring-

brunnen; prächtige Baumgruppen, breite Alleen und und hübsche Landhäuser bilden pittoreske Ruhepunkte für das Auge. Auch der neue Hospodar wurde von dieser Seite in die Hauptstadt Rumäniens geführt, und hat dieselbe so zuerst von ihrer schönsten Seite zu sehen bekommen. Der Park würde jeder Hauptstadt Europa's zur Zierde gereichen. „Vor zwanzig Jahren war hier ein großer, wüster Platz", sagte der Kaufmann, „auch diesen schönen Park haben deutsche Hände angelegt."

Hinter dem großen Rondeau hörten die Parkanlagen auf. Wohlangebaute Aecker und Felder traten an ihre Stelle. Auf der gut gehaltenen Landstraßen, auch ein Werk Weirachs, flog der Wagen mit verstärkter Schnelligkeit vorwärts. Der Weg führte durch mehrere Dörfer, deren Namen ich vergessen habe, obschon mein Reisegefährte sie mir nannte. Der Klang der rumänischen Worte war meinem Ohr zu fremd, um sie festzuhalten. Die Häuser machten einen sehr freundlichen Eindruck. Sie waren klein, einstöckig, mit Stroh gedeckt, von Lehm gebaut, aber immer mit einem blendend weißen Kalkanstrich versehen. Das Dach war mit seinen Rändern einige Fuß über die Grundmauern hinausgelegt, und diese Ränder stützten an der Vorderseite hölzerne Pfeiler, welche so einen offenen Gang bildeten. Die Umgebung der Häuser und die mit hölzernen Gitterwerk umgebenen Höfe waren reinlich gehalten, und die Bauern, kräftige Gestalten mit halblangem Haar und dunklen Augen, nahmen sich in ihrer Sommertracht, weiten weißen Bein-

kleidern mit ledernen Halbstiefeln, weißem, kurzen Kittel, den ein breiter Gurt um den Leib festhielt, und der schwarzen Pelzmütze, recht gut aus. Ueber den Anzug trugen sie den Schaafpelz, die rauhe Seite nach Außen gewendet, welcher gegen das häufig wechselnde Klima gute Dienste thut. Zwischen dem ersten und zweiten Dorfe fuhren wir durch einen prächtigen Eichen- und Buchenwald. Wagen von kolossaler Größe kamen uns entgegen; die Räder waren von enormer Höhe und Stärke, aber ohne eisernen Beschlag; der untere Theil des Wagens bestand aus einem hohen, von hölzernen Stangen gestützten Korbgeflecht, über dem sich, wie das Dach eines Hauses, eine kleine Plane aus Segeltuch wölbte. Vier, fünf und sechs Pferde, auch oft ein halbes Dutzend weißer Rinder waren vor den Wagen gespannt, und zuweilen führte eine Frau die Zügel, indem sie rittlings auf dem Sattelpferde saß. An solch' einem Wagen befindet sich kein Nagel. Eine ganze Familie mit allem Hausgeräth hat unter der Plane Platz. Vor dem Wirthshause im Dorfe Ciganest wurde angehalten, um die Pferde zu wechseln. In einiger Entfernung erhoben sich die Mauern eines großen Klosters. Nach einer halben Stunde ging es mit frischen Pferden wieder im gestreckten Trabe vorwärts.

Noch einige Dörfer; dann passirten wir zwei aus den Karpathen kommende Ströme. Die Hochgebirgswasser hatten vor drei Jahren die Brücken zerstört. Unser Weg ging deshalb durch den Strom. Das war

wieder so recht ein Stück Kusa'scher Wirthschaft! Während dreier Jahre hatte seine Regierung es nicht für der Mühe werth gehalten, die Brücken auf einer der Hauptverkehrsstraßen des Landes wieder herzustellen. Es dunkelte bereits, als wir in die breiten Straßen der Stadt Plojesti einfuhren. Plojesti ist eine Stadt von 25,000 Einwohnern. Ihre Physiognomie ist dieselbe, wie die Physiognomie Bukarest's. Orient und Occident durcheinander, moderne, stattliche Häuser, Trümmerhaufen und elende Baracken. Als wir in dem übrigens recht gut gehaltenen Wirthshause zu Abend gespeist hatten und frische acht Pferde vor den Wagen gespannt waren, trat der Wirth zu dem Condukteur der bereits neben dem Dorobanzen auf dem Bocke saß, und sagte: „Sie wissen doch, vor einigen Tagen ist hinter Kimpina eine Frau aus Plojesti, obschon sie drei Knechte auf dem Wagen hatte, angefallen worden! Getödtet ist Niemand; aber die Knechte sind von den Räubern recht tüchtig durchgeprügelt, weil sie sich gewehrt haben. Der Frau sind hundert Dukaten abgenommen."

Die Pferde zogen an, und im gestreckten Trabe ging es in das Dunkel des Abends hinein.

„Was meinen Sie?" sagte ich zu meinem Nachbar: „Wir haben prächtige Aussichten auf die Nacht!"

Während das Räuberunwesen vor dem Regierungsantritte Kusa's in der Moldau und in der Wallachei fast ganz ausgerottet war, hatte es während der Regierung des letzten Hospodaren, welcher sich um die Inte-

ressen des Landes ganz und gar nicht bekümmerte, in einer entsetzlichen Weise zugenommen. Wie in den Städten des Statthalters Christi auf Erden, war man selbst auf offener Straße und bei Tage nicht sicher vor räuberischen Anfällen. Aber wie konnte es anders sein während einer Regierung, unter der Räuber und Gensdarmen in rührender Eintracht lebten! Marghiloman, Polizeiaga von Bukarest, Kusa's Kuppler und besonderer Vertraute, gehörte zu den Hauptspitzbuben im Lande; Er scheint Unterschlagung und Bestechung zur speziellen Aufgabe seines Amtes gemacht zu haben, während er zu jeder Gewaltthat gegen die Presse und gegen die Opposition alle Tage bereit war. Aber ich will hier nur von dem Schutze sprechen, der er gegen baare Zahlung den Räubern und Spitzbuben in der Wallachei zu Theil werden ließ. Nach dem kühnen Handstreiche der Republikaner, der die verächtliche Regierung des Hospodaren in der Nacht vom 11ten Februar stürzte, ohne daß auch nur ein Schuß fiel und ohne daß auch nur ein Tropfen Blutes vergossen wurde, fand man, wie ich schon erwähnte, in der Buscarie, dem Gefängnisse von Bukarest, an die hundert gefährliche Subjecte, welche sämmtlich wegen Raubes, Diebstahls und Mordes zu langwieriger oder lebenslänglicher Gefängnißstrafe verurtheilt waren — die Todesstrafe ist in Rumänien abgeschafft — nicht mehr vor, obschon ihre Namen sämmtlich in den Gefängnißlisten als „anwesend“ eingetragen waren. Der Polizeiaga hatte sie einfach gegen Zahlung eines Lösegeldes laufen lassen, und sie setzten ihr altes

Handwerk, während sie sich offiziell in der Buscarie befanden, ungestört fort. Ein berüchtigter Räuber war vor einigen Jahren zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe verurtheilt, welche er in der Buscarie verbüßen sollte. Da starb der Räuber plötzlich, wenn ich nicht irre, am Schlagfluß. Der Todtenschein nebst Zubehör wurde zu den Untersuchungsacten des Räubers Seitens des Polizeiaga, der die Oberaufsicht über die Buscarie hatte, eingereicht. In Bukarest war allgemeine Freude über den Tod des gefährlichen Kerls, der gerade die Stadt und ihre nächste Umgebungen zum Schauplatz seiner Thaten gemacht hatte. Bald darauf hörte man von mit großer Frechheit und Kaltblütigkeit ausgeübten Raubanfällen in der Nähe von Jassy und Reisende, welche aus der Moldau kamen, wollten den Räuber, der in der Buscarie amtlich gestorben war, lebendig gesehen haben. Es ist unzweifelhaft, daß Marghiloman den Todtenschein des Räubers gefälscht und für diese Fälschung ihn lebendig beerbt hat.

Wem diese Geschichte unglaublich erscheint, obschon Einer der ersten Beamten der heutigen Regierung in Bukarest mir die Wahrheit derselben verbürgt hat, dem will ich zwei andere Geschichten aus der Amtsführung Marghiloman's und seines Schwiegersohnes, der Präfekt in Tirgowesti war, erzählen, welche ich ebenfalls aus amtlicher Quelle habe. Eines Abends ging dem Polizeiaga von Bukarest die Nachricht zu, daß sich eine Räuberbande, auf welche die Dorobanzen schon lange Zeit ver-

geblich gefahndet hatten, in einem, eine Stunde von der Stadt belegenen Wirthshause aufhalte, wahrscheinlich, um während der Nacht die Vorstädte mit einem ihrer Besuche zu überraschen. Marghiloman schickte eine Abtheilung Agenten und Dorobanzen aus, um die Bande festzunehmen, und stellte das Corps unter Befehl eines seiner ersten Beamten. Der Streifzug gelang vollständig. Das einsame Wirthshaus wurde umzingelt, die ganze Bande nebst ihrem Hauptmann ergriffen; Keiner von den Hallunken entkam. Der würdige Sectionschef, der das Streifcorps befehligte, ließ den Hauptmann vor sich führen und stellte mit ihm sofort ein Verhör an. Und was wurde in diesem Verhör zwischen den beiden Spitzbuben verhandelt? Der Führer der Räuberbande hatte das merkwürdige Talent, den Polizeichef von seiner völligen Unschuld zu überzeugen. Ersterer forderte, um dieselbe bei dem Polizeiaga in Bukarest zu konstatiren, blos die Summe von 1000 Dukaten. Aber die Casse der Bande enthielt nur 800 Dukaten, und die Räuber mußten doch auch leben. Da einigte man sich in rührender Freundschaft. Der Polizeichef war mit 600 Dukaten zufrieden, um in Bukarest bei dem Polizeiaga die Unschuld des Räuberhauptmanns zu beweisen, und beließ 200 Dukaten in der Kasse. Von den 600 Dukaten erhielt jeder Mann von der Eskorte einen Dukaten für die Mühen des Streifzuges. Den Rest steckte der Polizeichef in die eigene Spitzbubentasche. Ob er nachher mit dem Polizeiaga getheilt hat, weiß ich nicht; es ist

aber wahrscheinlich. Als das Geschäft zu Ende war, ging Jedermann seines Weges, der Polizeichef nach Bukarest, um seinen Bericht abzustatten, die Bande nach einem anderen Ort, um das Deficit in der Kasse durch irgend einen Ueberfall zu ersetzen. Mein Berichterstatter hat die Geschichte von einem Augenzeugen, einen Polizeiagenten, der bei der ganzen Geschichte gegenwärtig war.

Das Motiv ähnlicher Scenen, welche in Tirgowesti und Umgegend Jahre lang unter dem Schutze des Präfekten gespielt haben, war nicht Geld, sondern Liebe. Der Präfekt van Tirgowesti war Marghiloman's Schwiegersohn und auf seine ganz besondere Empfehlung von Kusa zum Präfekten ernannt. Die Umgegend von Tirgowesti wurde während mehrerer Jahre von einem Räuber mit seiner Bande unsicher gemacht, welcher Radu Angel hieß. Radu Angel ist noch heute ein in der ganzen Wallachei wohlbekannter Name. Es war gar nicht möglich, sich Radu Angels zu bemächtigen, obschon die Dorobanzen Tag und Nacht auf ihn fahndeten. Und doch sandte der Präfekt, sobald er die Nachricht erhielt, daß Radu Angel sich irgend wo sehen ließ, auf der Stelle eine Abtheilung Dorobanzen ab. Wenn die Abtheilung an dem Orte ankam, so war die Bande plötzlich verschwunden, als wenn die Erde sie verschlungen hätte, um an einem anderen Orte, weit davon, wieder aufzutauchen. Und was war der Grund dieses geheimnißvollen Verschwindens? Der Präfekt hatte eine

Liebschaft mit der Tochter des Räubers. Durch sie setzte er ihren Vater jedesmal, wenn die Dorobanzen aus Tirgowesti ausrückten, um ihn einzufangen, einige Stunden vorher von dem gegen ihn angeordneten Streifzuge in Kenntniß. Daß Radu Angel eines Tages erschossen wurde, war jedenfalls nicht die Schuld des zärtlichen Präfekten.

Alle diese Räubergeschichten, welche ich erst kürzlich in Bukarest gehört hatte und deren Einzelheiten mir noch frisch im Gedächtniß waren, gingen mir durch den Kopf, während der Wagen über die mondenhellte Ebene rollte. Die Pferde kamen aus dem Trab und Galopp gar nicht heraus. Die Gegend behielt während der ersten Stunden unserer Nachtreise ganz denselben Charakter, wie auf der Tour von Bukarest nach Plojesti. Dann und wann erschienen noch einzelne strohbedeckte Häuser zwischen Acker und Waideland; aber sie traten immer sparsamer auf, bis die Gegend ganz öde und einsam wurde. Ein großer Theil der Wallachei ist noch gar nicht angebaut; die Zahlenverhältnisse des nicht angebauten Terrains schwanken zwischen der Hälfte und einem Drittel des Ganzen. Was könnte aus Rumänien werden, wenn das reiche Land nur zwanzig Jahre lang eine Regierung hätte, welche die materiellen und volkswirthschaftlichen Interessen desselben zu ihrer Hauptaufgabe machte, eine zahlreiche deutsche Auswanderung hinzöge und sich mit der Verbesserung des Ackerbaues, mit der Hebung der Industrie und mit den Mitteln der Erleichterung des Exports beschäftigte!

Dann nahm das Land allmälig einen hügeligen Charakter an, während die Waldung, welche weiterhin das Gebirge bedeckt, sich zu beiden Seiten der gut gehaltenen Straße zu entwickeln begann. Der Mond hatte sich hinter einigen großen Wolkenzügen verborgen; mein Reisegefährte schlief den Schlaf der Gerechten und träumte wahrscheinlich von den Räubern, mit denen uns der Wirth bei der Abfahrt aus Plojesti erschreckt hatte. Ich beneidete ihn um seinen Schlaf; denn ich bin so unglücklich, Nachts im Wagen nicht schlafen zu können. Endlich hielt der Wagen plötzlich still. Mein Reisegefährte fuhr aus dem Schlafe auf, und seine erste Handbewegung war nach dem Revolver, der neben ihm auf dem Sitze lag. Zu gleicher Zeit öffnete der Conduktеur den Wagenschlag. „Kimpina, meine Herren", lautete seine friedliche Anrede statt das „la bourse ou la vie", welches mein Reisegefährte, wie er mir nachher gestand, erwartet hatte. Wir stiegen aus und sahen uns die nähere Umgebung an. Wir befanden uns bereits mitten im Walde; auf einer Lichtung erhoben sich einige weiße, wallachische Bauerhäuser mit vorspringenden Strohdächern. Auch der Dorobanze war vom Bock gestiegen; der Postillon war beschäftigt, die dampfenden Pferde abzuschirren, ohne daß andere Pferde sichtbar wurden. „Wir müssen wenigstens zwei Stunden hier bleiben", sagte der Condukteur, als ich ihm mein Erstaunen über meine Wahrnehmung ausdrückte, „es ist erst ein Uhr. Wir sind sehr schnell gefahren." — „Nun, und weshalb

denn?" — „Der Weg wird sehr schlecht und die Gegend ist unsicher." — Hätte ich die Fortsetzung der Straße gekannt, so würde ich nicht gefragt haben. Von Kimpina aus ist die Karpathenstraße über den Temespaß nur bei Tage zu passiren, wenn man nicht in die Gefahr gerathen will, in Abgründe zu stürzen oder in den Fluthen des Bergstromes zu ertrinken. Wir gingen nach dem Dorfwirthshaus, welches einige Schritte von der Straße entfernt lag. Von einem kleinen Flur traten wir in ein ziemlich räumliches Gastzimmer mit niedriger Holzdecke, dessen ganzer hinterer Raum von einem breiten, übrigens nur aus einigen bunten Polstern, gewirkten Decken und einigen Schaaffellen gebildeten Lager eingenommen wurde, welche auf einer niedrigen, hölzernen Bettstatt ausgebreitet waren. In allen wallachischen Bauernhäusern habe ich diese breiten, niedrigen Lager gefunden, so breit, daß sie für die ganze Familie des Besitzers Platz haben. Endlich nach vielem Rufen und Pochen kamen der Wirth und ein Mädchen in höchst unvollständiger Toilette zum Vorschein. Es wurde Kaffee gebracht, eine Flasche Raki herbeigeschafft, der Kaufmann zog ein gebratenes Huhn aus der Reisetasche, welches ihm seine Frau vorsorglicher Weise hineingesteckt hatte. Brod und Butter war das einsame Wirthshaus zu liefern im Stande, und wir hielten mit dem Condukteur, dem Dorobanzen und dem Postillon ein für ein Dorfwirthshaus im Gebirge gar nicht zu verachtendes Nachtmahl, während der Condukteur einige Reiseabentheuer

von der Karpathenstraße erzählte, worin abwechselnd Räuber, Wölfe und Bären eine Rolle spielten. Die Wölfe und Bären sind in diesen Karpathenthälern noch so häufig, daß sie im Winter sich bis in die Straßen der Städte wagen, um eine Beute zu erjagen, während sie im Sommer unter den im Freien weidenden Pferden und Rinderheerden großen Schaden anrichten. Das ist übrigens auch auf den Abhängen der Karpathen der Fall, welche nach Siebenbürgen hinab steigen. Die Bauern in den Sachsendörfern haben mir oft genug von Wölfen und Bären erzählt, welche mit großer Kühnheit zu Werke gehen und selbst einen Kampf nicht scheuen. Postillon und Dorobanze sprachen kein Wort deutsch und blieben bei der Erzählung des Condukteurs stumme Zuhörer. Desto besser schmeckte ihnen der Raki. Endlich verkündete ein hellerer Schein am östlichen Himmel, daß die Morgendämmerung nicht fern sei. Wir bezahlten die höchst billige Rechnung; Gewehr und Revolver wurden noch einmal genau nachgesehen; mir wurde, da ich ohne Waffen war, das Doppelpistol übergeben, und der Condukteur schärfte uns von Neuem ein, vorkommendenfalls sofort zu feuern. Die Pferde standen draußen bereits angeschirrt. Der Dorobanze stieg wieder zu dem Postillon auf den Bock, der Condukteur in das Coupé und wir nahmen unsere früheren Plätze in Wagen wieder ein.

Ich bin schon auf mancher Gebirgsstraße gefahren; aber bis jetzt ist mir, selbst nicht in Afrika im Atlasge-

birge, noch niemals eine Hochstraße vorgekommen, welche von so schlechter Beschaffenheit war, wie die Hochstraße im Karpathengebirge, die einige hundert Schritte hinter Kimpina langsam anzusteigen begann. Und doch verbindet diese Hochstraße die nördliche Wallachei mit Siebenbürgen, oder sie ist vielmehr, will ich lieber sagen, die einzige Hauptstraße, welche die Wallachei mit Siebenbürgen verbindet, denn die zweite Straße, die von Bukarest nach Herrmannstadt führt, ist nur theilweise chaussirt und verdient deshalb gar nicht „Straße" genannt zu werden. Vor einigen Jahren war die Straße in einem trefflichen Zustande, sie hat Millionen Piaster und mehrere Jahre Arbeit gekostet, da trat im Frühjahre ein starkes Hochwasser ein und die Straße wurde an mehreren Stellen hart mitgenommen. In jedem anderen Lande wäre die Straße sofort wieder hergestellt worden, um so mehr, da sie, wie gesagt, die einzige Verbindung zwischen Bukarest und Kronstadt bildet, und jede Verzögerung der Wiederherstellung dieselbe später um so mehr vertheuern mußte. In der Wallachei geschah dies nicht. Die Regierung des Fürsten Kusa hatte andere Dinge zu thun, als sich um den Straßenbau zu bekümmern. Die Straße ist ganz in dem Zustande geblieben, wie die Hochwasser sie vor drei Jahren gelassen haben, oder sie ist vielmehr noch weit mehr in Verfall gerathen. Wenn eine halbe Million Piaster vor drei Jahren hingereicht hätte, um sie wiederherzustellen, so würden jetzt drei Millionen zu dem Zwecke nicht mehr

genügen. Wir waren kaum eine Viertelstunde über Kimpina hinaus gekommen, als der Wagen einen solchen Stoß erhielt, daß er auf das heftigste einige Male hin und her schwankte, ohne daß die Pferde, trotz des Schreiens und der Peitschenhiebe des Postillons, ihn von der Stelle zu bewegen vermochten. Eiligst sprangen wir aus dem Wagen; der Condukteur und der Gensd'arm hatten ihre Sitze bereits verlassen. Und was war der Grund unseres Aufenthaltes.? Der Wagen war durch die halbverfaulten Bohlen einer hölzernen Nothbrücke mit zwei Rädern eingebrochen; noch ein neuer Ruck und wir wären in ein tiefes, sumpfiges Loch hinabgestürzt. Nach vielen Anstrengungen gelang es uns, den Wagen über die Brücke hinwegzubringen, und die Reise konnte weiter fortgesetzt werden. Nach einer halben Stunde wurde die Straße wieder besser. Der Wagen rollte über ein weites Plateau, welches an seinen Rändern pittoreske Einblicke in das Gebirge gewährte. Das Plateau war ziemlich gut angebaut. Mehrere kleine Dörfer gruppirten sich zwischen Wiesen, Aeckern und Waldgruppen zu recht hübschen Landschaftsbildern. Die ersten Farbentöne des Morgenroth, welche dem Aufgange der Sonne vorherzugehen pflegen, zeigten sich am östlichen Himmel über den Waldbergen. Der Morgen schien heiter und sonnenhell zu werden. Die Pferde blieben immer im gestreckten Trab, der dann und wann mit einem Galopp abwechselte. Aber die Herrlichkeit sollte, wie man zu sagen pflegt, bald ein Ende nehmen. Auf einem zweiten und

schon öderen Plateau öffnete sich das Prahowathal, welches in Windungen mit mehreren Hebungen und Senkungen zu dem Kamme des Gebirges hinaufstieg. Links brauste in der Tiefe der Bergstrom, welcher sich in mehrere Arme theilte und sich ein breites Bett gewühlt hatte. Der ganze Thalboden war durch die verschiedenen Arme des Stromes und durch Kieslager eingenommen. Früher hatten steinerne Brücken über die verschiedenen Wasserströme geführt. Das Hochwasser hatte mehrere Bogen der Brücken heruntergerissen; an einen Wiederaufbau war natürlich nicht gedacht worden, und nun suchte sich jeder Wagen, der die Straße zu passiren hatte, wie es gerade gehen wollte, seinen Weg durch die Fluthen und über die Kieslager, um an die andere Thalwand zu gelangen, an der sich die Hochstraße hinaufwand. Es war im Sommer; seit mehreren Wochen hatten wir in der Wallachei keinen Regen gehabt, und so war der Uebergang durch den Fluß am heutigen Tage ohne große Schwierigkeiten zu bewerkstelligen. Desto größer müssen die Schwierigkeiten bei Hochwasser sein, wo die ganze Breite des Thalbeckens durch den brausenden Strom eingenommen wird. Der Conducteur erwiderte mir auf meine Frage, daß die Passagiere dann zu Pferde nach der jenseitigen Thalwand geschafft würden. „Aber, wenn Damen in einer solchen Jahreszeit von Bukarest nach Kronstadt reisen“, wandte ich ihm ein. „Es geht nur auf diese Weise“, erwiderte der Mann, „das Wasser steigt den Pferden oft bis zur Brust.“ Derartige Ver-

nachlässigungen im Straßenbau sind wirklich nur in der Wallachei, überhaupt im Orient möglich, oder im früheren Königreiche beider Sizilien, als noch König Bomba oder sein Sohn, der „Re Bombino“, auf dem Throne von Neapel saßen. Währenddem sind auf der anderen Seite, in Siebenbürgen, die Straßen im besten Stande. Aber die Regierung Kusa's besaß für alle Zwecke Geld, nur nicht, wenn diese Zwecke mit den Interessen des Landes identisch waren. Dann waren die Kassen leer und Alles blieb, wie es war. Sogar der schöne, parkähnliche Garten Cismedjou, der einzige geräumige und wirklich schöne Garten in Bukarest, ist unter dieser Regierung in einer unverantwortlichen Weise vernachläßigt worden. Endlich, nach einer starken Stunde und nachdem wir doch, trotz des niedrigen Wasserstandes, mehrere Male in Gefahr gewesen waren, umzuwerfen, kamen wir am Fuße der rechten Thalwand an, an der sich die Hochstraße in langgedehnten Windungen hinaufwand. Ueber die bewaldeten Bergkuppen schaute die Morgensonne und färbte die grünen Baumkronen mit rothen und goldenen Säumen.

Das Querthal, in dem wir nun aufwärts fuhren, war in seinen Windungen und in seinen Höhenlinien von pittoresken Formen. Beide Wände waren bis zum Gipfel mit reicher Waldung bedeckt, welche bis zu den Ufern des Stromes hinabreichte, der links unter uns in der Tiefe brauste. Das Brausen des Bergstromes und das Rauschen des Windes in den Baumwipfeln klangen

so heimathlich, nichts erinnerte mich hier an den Orient; ich dachte, ich sei wieder in Deutschland und führe etwa im bayrischen Hochgebirge eine Bergstraße hinan. Nachtigallengesang und Wachtelschlag ertönten abwechselnd im Walde. Alle Bilder des Orients, welche mir auf der Fahrt von Bukarest nach Plojesti in der Ebene entgegengetreten waren, schienen plötzlich wie durch einen Zauber verschwunden zu sein, und die Buchen und Eichen, welche in dichten Gruppen zu den Höhen hinanstiegen, erzählten mir von den Wäldern der deutschen Heimath. Wie kümmerlich erscheinen die Olivenwälder, die Pinien- und Lorbeerwaldungen des Südens, wenn man sie mit den hochstämmigen deutschen Eichen- und Buchenwäldern vergleicht. Selbst die großen Olivenwaldungen an der Riviera del Ponente, die schönsten Olivenwälder, welche Europa aufzuweisen hat, haben mir trotz ihrer phantastischen Formen und Gruppen und trotz ihrer sonderbaren Durchblicke keinen Ausruf des Bewunderns entlocken können, wenn ich an die Buchenwälder in Thüringen oder an die Eichenwaldungen in den Tyroler und Schweizer Thälern dachte. Nur die Kastanienwälder mit ihren breiten Aesten und weitreichenden Kronen kommen diesen deutschen Buchen und Eichen an prächtiger Schönheit gleich. Aber Eins führte mir den Orient fortwährend in seiner ganzen Verkommenheit und Verfallenheit, desto weiter wir aufwärts stiegen, unaufhörlich vor Augen, der jämmerliche Zustand der Hochstraße. Jetzt erst sah ich die Nothwendigkeit ein, in Kimpina

den Anbruch des Tages zu erwarten. Bei Nacht ist diese Hochstraße, welche über das Karpathengebirge führt, allerdings nicht zu passiren, ohne daß man nicht fortwährend in Gefahr ist, durch einen Sturz in die Tiefe den Hals zu brechen. Während einer Strecke von fast drei Stunden war sie ganz abscheulich. An manchen Stellen war die Straße durch die Gebirgswasser ganz heruntergerissen; dann hatte man sich begnügt, dieselbe einige funfzig Fuß höher zu legen, aber nicht in der Gestalt einer chaussirten Straße, sondern in der Form eines schmalen Weges, der kaum die Breite von zwei Wagen hatte, ohne jede Brustwehr war, und in dessen tiefen, weichen Boden die Pferde mit aller Anstrengung das Gefährt aufwärts zogen, während wir von Stein zu Stein sprangen, um mit den Füßen nicht im Schmutz stecken zu bleiben. Aber auch ohne die Absicht, den Pferden ihre Arbeit zu erleichtern, wäre das Aussteigen dringend nöthig gewesen. „Steigens ab, meine Herren, ein Unglück ist bald gescheh'n,“ mit diesen Worten trat der Condukteur mehr als zehnmal an den Wagen. Das Unglück hätte blos darin bestanden, daß auf dem schmalen Wege bei einer Abbröckelung des nirgends aufgemauerten Randes, Wagen und Pferde rettungslos in die Tiefe gestürzt wären. Die steinernen Brücken, welche hie und da über Schluchten und Erdspalten geführt hatten und durch die Hochgebirgswasser heruntergerissen waren, waren auch an keiner Stelle wieder aufgebaut, sondern durch aus roh zugehauenen Baumstämmen gebil-

bete Brücken ersetzt, wo der schwere Wagen immer in Gefahr war, einzubrechen. Selbst in dem entlegensten Theile der Appeninen habe ich keine so vernachlässigte Hochstraße gesehen. Uebrigens war das Thal ganz unbewohnt. Von seinem Eingange bis zum Kamm des Gebirges habe ich, außer einer Dorfwirthschaft in der Nähe der Siebenbürgischen Grenze, keine einzige Häusergruppe gesehen. Eben so wenig war die Straße belebt. Einige wallachische Wagen in der schon geschilderten Form, von kleinen Pferden oder großen, weißen Rindern gezogen, bildeten während drei Stunden die einzige lebende Staffage. Häufige Raubanfälle in diesem einsamen Thale konnten deshalb gar nicht verwundern. Die dichten Wälder schienen zu Räuberverstecken ganz geeignet, und die Ueberfälle waren um so leichter zu bewerkstelligen als die Straße hart am Saume des Waldes hinführte. Zweimal ebnete sich das Thal zu einem übrigens nicht großen, mit Waideland bedeckten Plateau, an dessen nördlichem Rande es sodann wieder in der früheren Form hinanstieg. Auf dem zweiten Plateau war nur die untere Hälfte der dasselbe umschließenden Bergkuppen mit Wald bedeckt, die obere Hälfte war kahl und noch mit einer leichten Schneelage umhüllt, so daß die Contouren des Gebirgsbildes ganz alpenhaft erschienen.

Es war um die Mittagsstunde, als wir vom zweiten Plateau wieder im Schritt die hier etwas besser gehaltene Straße, welche auch mit einer Brustwehr versehen war, hinanfuhren. In einer halben Stunde sollten wir

auf dem letzten Plateau sein, welches in langsamer Steigung bis zum Gebirgskamme führt, auf dem die wallachische Grenze Siebenbürgen berührt. Wir waren im Wagen sitzen geblieben, da die Steigung der Straße nicht von Bedeutung und dieselbe an dieser Stelle auch chaussirt war. Rechts traten die Baumgruppen des Waldes bis hart an den Rand der Straße hinan. Ich scherzte mit meinem Reisegefährten über unsere Furcht, auf der Reise nach Kronstadt ausgeplündert zu werden und rief dem im Coupé sitzenden Condukteur zu, er möge einige Male aus seinem Revolver feuern, um das Echo an den Thalwänden zu hören; Gefahr sei nicht mehr vorhanden. Ich könne nur bedauern, daß Radu Angel erschossen sei, sonst würde er uns vielleicht das Vergnügen eines kleinen Ueberfalles gemacht haben. Kaum hatte ich ausgesprochen, als ich zwei Kerle in wallachischer Bauertracht, die Schaffelle um die Schultern, hinter den Bäumen vorspringen und den Pferden in die Zügel fallen sah, während ein halbes Dutzend gleiche Gestalten von der Seite über den Wagen herstürzte. Den Revolver und das Pistol ergreifend, welche vor uns auf dem Rücksitz lagen und unter die Kerle feuern, welche auf den Wagen lossprangen, war die Sache eines Moments. Zu gleicher Zeit hörte ich mit rapider Schnelligkeit vom Bocke und aus dem Coupé ein halbes Dutzend Schüsse fallen, und in demselben Augenblick wurde der Wagen von den Pferden im Galopp aufwärts gerissen. Alles das war das Werk eines Mo-

ments, aus dem ich mich nur des Anblicks der Kerle und der wie ein Pelotonfeuer rollenden Schüsse erinnere. Was vorn geschah, konnte ich nicht sehen. In einigen Minuten hatten wir das Plateau erreicht; und im Galopp stürzten die Pferde auf der nun ebenen Straße vorwärts, durch das Geschrei und das Peitschenknallen des Postillons angetrieben und durch die Schüsse wild geworden. Nach kaum einer halben Stunde hielten wir vor dem Dorfwirthshause, von dem der Condukteur mir weiter unten im Thale gesagt hatte. Alle augenblicklichen Insassen des Hauses, der Wirth, seine Frau, ein halbes Dutzend schmutziger Kinder, ein wallachisches Mädchen mit dicken Haarzöpfen und nichts weniger als schöner Gesichtsbildung und ein Dutzend Bauern in Schafpelzen und mit schwarzen Pelzmützen waren bereits vor dem Wirthshause versammelt. Sie hatten die Detonation unserer Feuerwaffen gehört und waren dann aus dem Hause gestürzt. „Es war nur gut, daß Sie Sich meines in Kimpina Ihnen gegebenen Rathes erinnerten," rief der Condukteur uns zu, „sofort und ohne Weiteres zu feuern. Die Sache hätte schlimm ablaufen können."

Nun hörten wir erst den Hergang der Sache, den wir im Wagen nicht hatten sehen können. Als die beiden Räuber den Vorderpferden in die Zügel gefallen waren, hatten der Dorobanze und der Condukteur sofort auf sie Feuer gegeben. In demselben Augenblick hatte der Postillon auf die Pferde gehauen; beide Kerle waren niedergestürzt, ob durch eine Kugel getroffen oder durch

den Anprall der acht Pferde, hatte man im Moment nicht unterscheiden können. Zu gleicher Zeit fielen unsere Schüsse aus dem Wagen und der Wagen wurde mit rasender Schnelligkeit vorwärts gerissen. Während wir in das Haus traten, gingen der Dorobanze und der Condukteur, nachdem sie ihre Feuerwaffen vorher wieder geladen hatten, in Begleitung von sämmtlichen Bauern auf die Straße zurück, um sich den Kampfplatz anzusehen.

Trutevasilli hieß das einsame Wirthshaus auf der Karpathenstraße, wo wir uns von dem gehabten Schrekken erholen und uns leiblich für die Weiterreise stärken wollten, nachdem wir seit drei Uhr Morgens unterwegs waren. Das Haus lag an der Seite des Abhanges, einige zehn Fuß unter dem Niveau der Straße, wahrscheinlich um es auf diese Weise besser vor dem Winde zu schützen, der im Winter hier oben recht eisig sein muß. Das Dach war mit Schindeln gedeckt, die Wände hatten einen weißgypsenen Anstrich, die Thür war nach der anderen Seite des Thalrandes angebracht; übrigens war das ganze Gebäude von einer großen Schmutzlache umgeben, über welche, ohne sich zu beschmutzen, hinüber zu gelangen, einige Geübtheit im Springen und Balanciren gehörte. Rechts vom Flur öffnete sich ein großes Zimmer mit Bänken und Tischen, dessen Ensemble einen nichts weniger als reinlichen Eindruck machte. Es war das Zimmer für die gewöhnlichen Gäste. Links war ein besser gehaltenes Zimmer, das Wohnzimmer der

Familie des Wirths; die Küche lag an der hinteren Seite des Hauses; neben der Wirthsstube befand sich das Zimmer für die vornehmen Gäste. Die Decke war mit Holz getäfelt, die Wände waren weiß gestrichen, ein hölzerner Tisch und mehrere hölzerne Stühle bildeten das ganze Meublement, den hinteren Theil der Stube nahm wieder in ihrer ganzen Breite eine niedrige hölzerne Bettstatt ein, welche zugleich als Divan diente. Sie war mit Schaffellen, buntgewirkten Decken und einigen Polstern in bunten Farben bedeckt. Hätten statt der Holzstühle einige Korbsessel in der Stube gestanden, so würde sie sogar einen wohnlichen Anblick geboten haben.

Das junge Mädchen, Mariolla oder Marinka, wie sie abwechselnd genannt wurde, bot uns Alles, was das einsame Wirthshaus an Speisen und Erfrischungen bieten konnte. Es war wenig genug und ging über Brod, Butter und Käse, etwas Hammelfleisch, einige Eier und Raki nicht hinaus. Die wallachische Tracht — das weiße, bunt eingefaßte Hemde, der dunkelfarbige, kurze Rock mit bunter Schärpe, welche in Streifen sowohl nach vorn wie nach hinten über den Rock hinabfiel — würde das Mädchen gut gekleidet haben, wenn sie nicht die häßlichen, dicken Männerstiefel getragen hätte, wie überall die wallachischen Mädchen auf dem Lande. Nach einer halben Stunde kamen der Condukteur und der Dorobanze zurück. Sie hatten auf dem Platze, wo wir überfallen waren, nichts weiter vorgefunden, als einige Blutspuren, welche sich im Walde verloren.

Als wir unser bescheidenes Mittagsessen verzehrt hatten und frische Pferde vor dem Wagen gespannt waren, setzten wir unsere Reise fort. Nach einer halben Stunde überschritten wir den Kamm des Gebirges und damit die wallachische Grenze. Vor einigen Monaten war Johann Kusa, der vertriebene Hospodar, von mehreren Offizieren escortirt, auf derselben Straße nach Siebenbürgen gefahren. Er hatte sich bei den Zollbeamten auf das Bitterste beklagt, daß das Militair ihn verlassen habe. Um fünf Uhr langten wir ohne weiteren Unfall in Kronstadt, der zweiten Stadt im siebenbürgischen Sachsenlande, an.



Eilftes Kapitel.

Sachsenstädte u. Sachsendörfer in Siebenbürgen.

Contraste zwischen Orient und Occident. Kronstadt. Deutsche Einwanderung in Siebenbürgen. Die Lage Kronstadts. Anblick der Stadt. Der Marktplatz. Die Donau. Kronstadt aus der Vogelperspective. Auf der „Zinne." Befestigungen. Die Vorstädte. Gewerbfleiß der Einwohner. Gründe der Bewahrung der deutschen Nationalität im Sachsenlande. Zwei Sachsendörfer: Neustadt und Rosenau. Volkscharacter und politische Bilder der Vergangenheit und Gegenwart. Die Siebenbürgischen Blätter und das jungsächsische Magyarenthum.

Wenn ich in meiner Knabenzeit die Märchen aus „Tausend und Einer Nacht" las, beneidete ich immer die Prinzen und Königssöhne, welche einen guten Geist oder auch den fabelhaften Vogel „Rok" zum Reisemarschall

hatten. Abgesehen davon, daß sie ohne alle Strapazen reisten, ging die Reise mit märchenhafter Schnelligkeit vor sich. Der gute Genius, oder der Vogel Rok trug seine Lieblinge in einer Sommernacht aus den steinigen Ebenen der arabischen Wüste bis an die Ufer des indischen Meeres oder aus der Hauptstadt Arun al Raschids bis in das Thal von Kaschmir, der biblischen Wiege des Menschengeschlechts. Nun, auch diese Sehnsucht, einmal mit einem solchen Genius aus einem arabischen Zaubermärchen zu reisen, ist mir jetzt erfüllt worden. In einer duftigen Juninacht bin ich von den Ufern des schwarzen Meeres in die Gegend von Stuttgart gereist. Es ist wirklich so, der Leser muß meine Behauptung nur nicht wörtlich, sondern bildlich nehmen, und sich statt des fabelhaften Vogel Rok acht kleine wallachische Pferde denken. In der Wallachei durchwanderte ich Städte und Dörfer, welche einen noch ganz orientalischen Charakter hatten. Das kleine, aus Weidenruthen geflochtene, mit einem blendendweißen Gypsanstrich bedeckte Haus des Bauern hatte die Form des Zeltes, als wolle sein Bewohner sich noch darin die Illusion aus der Nomadenzeit bewahren. In seiner Tracht war er noch ganz so, wie ich seine Vorfahren, die alten Dazier, auf der Trajanssäule in Rom abgebildet sah. Und in den Städten erhob sich die mit bunten Fresken bedeckte griechische Kirche mit der leuchtenden Kuppel aus Metall inmitten Baracken und Buden aus Lehm und Holz, welche nur ein Erdgeschoß hatten und mit Schindeln gedeckt waren.

Es war der Orient in seinen Gebäuden, in seiner landschaftlichen Scenerie, in seinen Gestalten und Trachten, in seiner glühenden Sonne, in seiner feuerathmenden Athmosphäre, in seiner Zerfahrenheit und Verkommenheit, in seinem Schmutz und in seiner Poesie. Dann führten mich acht kleine wallachische Pferde in einer duftigen Juninacht mit der Schnelligkeit des Windes über das Karpathengebirge nach Siebenbürgen in das Sachsenland.

Als die Sonne wieder mit ihrem feurigen Rande die grünen Bergkuppen berührte, fuhr ich durch die Straßen einer Stadt, deren Häuser das deutsche Mittelalter gebaut zu haben schien. Gothische Kirchen waren umringt von hohen Giebelhäusern, wie man sie in Augsburg, in Stuttgart, in Straßburg sieht. Die Menschen gingen in Tuchhosen und langen Tuchröcken einher, und trugen lange Lederstiefel, und weit hinabreichende Lederwesten, und, als ich sie anredete, klangen mir die Töne der deutschen Heimath entgegen. Ich hörte das niedersächsische Hochdeutsch und das Plattdeutsch trug die Klangfärbung der Worte meiner westfälischen Heimath von der rothen Erde. Auch die glühende Sonne und die weiten, baumlosen Ebenen des Orients waren verschwunden. Der frische, kühle Bergesodem wehte mich an und flüsterte in den dicht belaubten Kronen der Buchen- und Eichenwälder. Wie durch einen Zauber war der Occident in einer Nacht an die Stelle des Orients getreten. Häuser, Menschen und Sprache, Bäume und Blumen,

Luft und Sonne riefen und flüsterten mir unaufhörlich zu: „Du bist in Deutschland; aber gestern warst Du noch im Orient.“ Konnte ich mir da nicht einbilden, mit Hülfe des Vogel Rok oder irgend eines guten Genius aus den Märchen von Tausend und einer Nacht eine Reise von tausend Meilen gemacht zu haben? Die Contraste von gestern und heute ließen gar keinen Zweifel in mir aufkommen. Die Täuschung war jedenfalls eine vollkommene.

Ich war im siebenbürgischen Sachsenlande. Vor siebenhundert Jahren wanderten hier viele Hunderttausende von Deutschen ein, um das Land zu bebauen, um den Ungarn und Wallachen, welche hier wohnten, deutsche Handwerke zu lehren, um deutsche Cultur nach dem fernen Osten Europa's zu bringen. Sie eroberten das Land nicht, wie die Magyaren, sie wurden des Landes nicht beraubt, wie die Wallachen, sie kamen weder als Herren noch als Schützlinge; König Geisa der Zweite rief sie zur Bevölkerung und Bebauung des Landes, und schenkte ihnen die Landstrecke zwischen Kronstadt und Hermannstadt mit einer ganzen Reihe von Privilegien und Freiheiten, welche ihnen die Selbstverwaltung ihrer Gemeinden sicherten und kraft deren der ganze Handel und die ganze Industrie Siebenbürgens in ihre Hände übergegangen sind. Als Colonisten brachten sie die Keime der Gleichheit mit, die sie in ihren Institutionen weiter entwickelten. Ihre deutsche Nationalität und Individualität haben sie mit einer Zähigkeit, welche dem

Deutschen sonst nicht eigen ist, bewahrt. In ihren Trachten, in ihren Sitten, in ihren Gewohnheiten, in ihrem Aeußern herrscht noch heute durchweg der deutsche Typus. Von dem von den Magyaren bewohnten Gebiete Siebenbürgens unterscheidet sich das Land der Sachsen durch seine demokratische Physiognomie. Auf dem Lande erblickt man hier keine herrschaftlichen Häuser, überhaupt Nichts, was das Dasein eines Lehnsherrn verräth. Unter den Bewohnern herrscht eine Art republikanischer Gleichheit. Die prächtigen Rinder- und Pferdeheerden, welche in der Nähe der Dörfer weiden, gehören sämmtlich den Bauern. Ich bin viele Tage im Sachsenlande umhergefahren; überall habe ich dasselbe Gepräge, denselben Volkstypus gefunden. Jahrhunderte hindurch inmitten wilder Tartaren- und Türkenschwärme, welche zuweilen wie Heuschrecken über Siebenbürgen herfielen, zwischen Magyaren und Wallachen ist der Deutsche im Sachsenlande ganz und gar ein Deutscher geblieben, wie wohl in keinem andern Lande der Welt. Der gemeinschaftliche religiöse Glaube des Lutherthums, mitten zwischen Völkern, welche sich zur katholischen Kirche oder zum Glauben Mahomets bekannten und die örtlich und durch ihre Privilegien — nach denen sich kein Wallache und kein Magyar im Sachsenlande ansiedeln durfte, jeder deutsche Einwanderer aber Bürgerrecht erhielt — abgegrenzte Lage ihres Gebiets sind wohl der Grund dieser höchst eigenthümlichen Erscheinung, welche sonst, wie gesagt, nicht in der Natur des Deutschen liegt.

Noch heute verheirathen sich Deutsche und Magyaren in Siebenbürgen selten. Von einer Heirath zwischen Deutschen und Wallachen habe ich trotz aller Nachforschungen, welche ich in Siebenbürgen angestellt habe, aber auch nicht ein einziges Beispiel entdecken können.

Die Rechte und Pflichten der Sachsen beruhen noch jetzt auf den Privilegien des Königs Andreas des Zweiten, des Verfassers der goldenen Bulle; die Grundlage der jetzt bestehenden Organisation ihrer politischen Körperschaften ist immer noch eine aus Nürnberg mitgebrachte Handschrift, welche diese Organisation nach der Weise deutscher Gemeinden regelt. An ihrer Spitze steht die allgemeine Versammlung der Nation, welche die Oberleitung der Staatsgeschäfte hat und unmittelbar unter dem König steht. Der Vorstand dieser Versammlung ist der Vorstand der sächsischen Nation; er führt den Titel „Graf der Sachsen", und wird vom Kaiser ernannt. Er wacht über die Ausführung der königlichen Verordnungen; er beruft die Versammlungen, welche die Beamten ernennen, und führt die Aufsicht über die Beamten der verschiedenen Verwaltungszweige. Auch erstreckt sich seine Competenz auf die Verwaltung der Finanzen der Nation. Das Land wird in neun Stühle und zwei Distrikte getheilt. Die politische Verwaltung ist in jedem dieser Distrikte oder Stühle den Magistraten und der Kanzlei anvertraut. Ihr steht ein Oberbeamter vor, der nach der verschiedenen Oertlichkeit Bürgermeister, Oberrichter oder Richter heißt. Dem unmittelbar

auf ihn folgenden Beamten liegt die ganze Rechtsverwaltung ob. Ist der Hauptort des Kreises eine „freie Stadt“, so wird der erste Beamte in den wichtigeren Geschäften durch einen Senat unterstützt, dessen Vorsitzender er ist. Außerdem besteht in jeder Stadt oder in jedem Flecken ein Gemeinderath, zusammengesetzt aus Bürgern, die zu unbestimmten Zeiten zusammen kommen. Dieser Gemeinderath übt über die Beamten eine Controle aus, erläßt Verordnungen und schickt die Deputirten zum Reichstag. Auch in den Dörfern findet sich diese Theilung der Gewalt zwischen Beamten und Bauern. Eine besondere Versammlung wird zweimal jährlich in jedem Stuhl oder Distrikt berufen, um die Angelegenheiten des Kreises zu besorgen. Sie besteht aus zwei Abgeordneten jedes Dorfes und aus einer gewissen Anzahl der Deputirten aus dem Hauptorte. Das Recht, die Beamten des Stuhls zu ernennen, übt entweder die Versammlung allein, oder diese Versammlung mit dem Gemeinderath oder der Gemeinderath allein aus. Der letztere wählt selbst seine neuen Mitglieder. Die Beamten des Dorfes ernennt die Gemeinde. Einige Aemter, wie beispielsweise das Amt des Bürgermeisters, werden auf bestimmte Zeit übertragen. Alle zwei Jahre finden neue Wahlen statt. Auch die Pfarrer werden von den Bauern selbst gewählt und von der Regierung bestätigt. Das Dorf giebt ihnen, außer dem Zehnten, einen Grundbesitz. Sie müssen auf deutschen Universitäten studirt haben und werden gut besoldet. Adlige gibt es unter den

Sachsen nicht. Diejenigen, welche einen Adelstitel haben, zählen als ungarische Magnaten, nicht als sächsische Edelleute. Das Vorhandensein dieser freien Institutionen in einem so aristokratischen Lande, wie Siebenbürgen, ist allerdings merkwürdig und beruht auf dem Wunsche der alten Könige, Siebenbürgen durch Deutsche zu colonisiren. Um deutsche Colonisten ins Land zu bekommen, rüsteten sie die Strecken, welche ihnen zum Wohnsitz angewiesen wurden, nicht allein mit allen municipalen Freiheiten, sondern auch mit großen commerziellen und industriellen Privilegien aus, kraft deren aller Handel und Industrie in die Hände der neuen Colonisten gerieth. Bei alledem genießen die Sachsen in ihren Verhältnissen zum Souverän nicht so große Freiheiten, welche im Verhältniß zu ihren Municipalvorrechten stehen würden. Im Jahre 1795 ließen sie sich verleiten, die sogenannten Regulationsvorschriften anzunehmen, welche die innere Verwaltung der sächsischen Stühle und Distrikte ordneten — ein Gesetz, welches gegenüber dem krassen Absolutismus, unter welchem damals die österreichischen Erbländer seufzten, allerdings noch liberal zu nennen war, aber eigentlich die Macht der Volksregierung auf einige bevorzugte Personen vertheilte und dem Volke selbst so wenig Einfluß auf die Leitung seiner eigenen Angelegenheiten überließ, daß der neugeschaffene Organismus eigentlich eine Oligarchie zu nennen war. „Die Sachsen haben dabei das gewonnen“, sagt ein siebenbürgischer Schriftsteller, „daß ihre Angelegenheiten besser verwaltet werden; aber ihr Wille ist

nun auch stets dem Könige unterthan. Da sie materielle Vortheile höher schätzen, als politische Rechte, so beklagen sie sich nicht.“ *). Leider ist das wahr. Als nach dem blutigen Siege über die freiheitlichen Bestrebungen der Ungarn die österreichische Regierung das System der Provisorien und Experimente erfand und mit souveräner Verhöhnung der vertragsmäßigen Rechte ihrer Völker in Scene setzte, da waren unsere deutschen Brüder in Siebenbürgen das erste Volk der ungarischen Hälfte des Reichs, welches sich mit Verzichtleistung auf die von den Vätern ererbten Rechte und Verträge auf Gnade und Ungnade der österreichischen Regierung in die Arme warf.

Kronstadt liegt in einem engen, von den südöstlichen Abhängen der Karpathen gebildeten Becken. Nähert man sich der Stadt von der weiten Ebene her, welche sie von Marienburg trennt, so sieht man ihre Thürme und Häusergruppen im Hintergrunde aufsteigen, wie eine Insel aus dem Meere. Kommt man dagegen auf der Straße von Herrmannstadt, so sieht man plötzlich ihren Mauergürtel sich ausbreiten, wie lange weiße und dunkle Linien. Steigt man aber aus der grünbewaldeten Enge des Temespasses auf ihren dreieckigen Marktplatz hinab, so steht man auf einmal in der Mitte einer Stadt von echt süddeutschem Charakter, wo der Blick durch hohe, spitze Giebelhäuser, durch ein mittelalterliches Rathhaus und durch einen gothischen Dom gefesselt wird, während einige geradlinige, vortrefflich gehaltene Straßen mit altdeutschen Giebelhäusern die Perspective bilden. Das Rathhaus stammt aus

*) S. A de Gerando. Siebenbürgen. Leipzig 1848.

der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts und trägt in seiner äußeren Erscheinung das Gepräge des damaligen Baustyls. Es würde in den Rahmen jeder älteren, süddeutschen Stadt passen. Wenige Schritte vom Rathhaus steht der Dom. Er ist älter, als das Rathhaus; denn er ist bereits in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts erbaut. Sein architektonischer Charakter ist düster und streng. Der Vorderseite fehlt jeder Schmuck; nur die Rückseite zieren einige Bildsäulen. Auch das Hauptthor, welches tief in der Mauer liegt, ist ohne alle architektonische Zierde; über dieser ungeschmückten Pforte erhebt sich der gothische Thurm, der übrigens von nicht bedeutender Höhe ist. Einige byzantinische Ornamente zieren die Fensterbogen, welche sonst auch jedes architektonischen Schmuckes entbehren. Dasselbe ernste und düstere Gepräge hat das Innere des Domes. Weit gespannte, gothische Bogen, welche zu beiden Seiten von Säulenreihen getragen werden, bilden ein einziges Schiff; schlanke und zierliche Säulen tragen das Chor. Die Wände sind vollkommen kahl. Früher trugen sie einen höchst interessanten Schmuck, dessen man sie, ich weiß nicht aus welchem Grunde, beraubt hat. Der Schmuck bestand in Granittafeln, auf denen die Kronstädter Bürger Jahrhunderte hindurch an den Tagen nach der Schlacht ihre Siege und ihre Niederlagen verzeichnet hatten. Diese in Stein gehauenen Annalen der Geschichte des Sachsenvolks in Siebenbürgen repräsentirten zwei Jahrhunderte: Das Jahrhundert Mahomets des Zweiten, Hunyads

und des Königs Mathias, und das Jahrhundert Kolomans des Großen. Mit dem Jahre 1571 hören die Annalen auf, wahrscheinlich weil die Wände des Doms für die Granittafeln des sechszehnten Jahrhunderts keinen Raum mehr boten. Den Rahmen des Marktplatzes bilden drei- und vierstöckige Giebelhäuser, auf deren weißgetünchten Wänden hie und da das braune Balkenwerk hervortritt. Hart hinter den weißen Häusern mit den rothen Ziegeldächern steigen die grünen Abhänge des Bergkessels, welcher Kronstadt umgiebt, steil in die Höhe, so nahe, daß man aus den Hinterfenstern der Häuser das Gras und die Blätter fast mit der Hand erfassen kann. — Warm und voll lag der Nachmittagssonnenschein auf diesen frischen, schöngerundeten Bergkuppen. Sie übten eine solche Anziehungskraft auf mich aus, daß ich sofort hinaufzusteigen beschloß. Ich mußte die weiße Sachsenstadt noch heute, eingehüllt in den rothen Sonnenmantel des Frühlingabends, von der Höhe sehen.

Ich wählte den Berg, der die Stadt von ihrer Ostseite beherrscht. Er mag etwa tausend Fuß haben. In bequem gelegten Windungen stieg ein Fußpfad zwischen herrlichen Baumgruppen und frischen Rasenflächen hinan. Nach einer Stunde stand ich auf dem Gipfel und konnte nun das Bild der Stadt und der weiten siebenbürgischen Ebene mit einem Blicke umfassen. Das Landschaftsbild war reich und schön. Es entzückte mich um so mehr, als es mir die ferne Heimath ins Gedächtniß rief; denn es hatte einen ganz süddeutschen Charakter. Gerade un-

ter mir die Sachsenstadt mit ihren weißen Giebelhäusern und den durch das Alter geschwärzten Mauern des Domes. Hie und da stiegen spitze Glockenthürme, auf deren kupfernen Kugeln die Nachmittagssonne leuchtende Reflexe warf, aus dem Gewirr der rothen Dächer auf. Eine dunkle Mauer mit Bastionen und gebrochenen Thürmen bildete einen Rahmen um die ganze innere Stadt und legte sich wie ein schwarzes Band zwischen die weißen Häuser und die grünen Höhen. Es war die alte, geschichtlich so merkwürdige Befestigungsmauer, von deren Zinnen und Bastionen die tapferen Kronstädter Bürger die Türken- und Tartarenschwärme zurückschlugen, welche Jahrhunderte hindurch die Ebenen Siebenbürgens verwüstet haben. Du alte, blutbedeckte Mauer, wie oft ist das Allahrufen der Söhne Mahomets unter deinen Zinnen erklungen! Heute hat Kronstadt jene bösen Tage vergessen, und ist die blühendste Handelsstadt Siebenbürgens geworden. Ein großer Theil der Waaren, welche die Donaufürstenthümer gebrauchen, wird in Kronstadt fabrizirt. Alles athmet Gewerbfleiß, und breite Bäche strömen durch die Straßen und helfen mit ihrem Wasser zur Fabrikation. Auch nach der Seite der Ebene hin war, wie ich jetzt zuerst von der Höhe der Bergkuppe bemerkte, der Thalkessel durch einen Berg geschlossen. Auf dem Berge erhoben sich die Mauern eines Forts, welches die Kaiserlichen an Stelle des hölzernen Schlosses erbauten, das die Ritter des deutschen Ordens hier errichtet hatten und Peter von der Moldau zerstörte.

Zu beiden Seiten dieses Berges drängten sich die Häuser nun aus dem engen Thalkessel hinaus, und bildeten zwei Vorstädte, in der Form von zwei langen, weißen Linien, welche sich in die grüne Ebene hinaus erstreckten. — Die eine Vorstadt bestand aus einer einzigen Reihe weißer und äußerst reinlicher Häuser, welche sämmtlich das Gepräge der Häuser der inneren Stadt trugen. In dieser Vorstadt wohnten die Sachsen, welche in der Stadt keinen Platz mehr gefunden hatten. Die andere Vorstadt war räumlicher gebaut. Zahlreiche Blumengärten unterbrachen die in ungarischer Weise erbauten Häusergruppen. Dort wohnten die magyarischen Bewohner Kronstadts. Aber noch eine dritte Vorstadt entwand sich dem engen Thalkessel. Sie stieg an der entgegengesetzten Seite in der Form von regellos zerstreuten Wohnungen zwischen Baumgruppen die Höhen im Hintergrunde des Amphitheaters hinan. Dort mußten die Wallachen wohnen. Das Gepräge ihrer Häuser gehörte unzweifelhaft dem Orient an. Dann blickte ich wieder nach links in die weite Ferne der großen Ebene. Sie war ganz mit grünen Feldern und Aeckern bedeckt, zwischen denen wie weiße, gerade Linien die Landstraßen hindurch zogen, überall angebaut, auf den Hügeln, welche den Horizont begrenzten sowie an den Ufern der Aluta, welche sich wie ein gewundenes Silberband durch die grüne Ebene legte. Lange konnte ich mich von dem ganz heimathlichen Bilde nicht trennen, und erst als die blauduftener Schatten des Abends seine Contouren in ihren

dunkeln Mantel hüllten, stieg ich wieder zu der alten Sachsenstadt hinab.

In der Nähe von Kronstadt liegen zwei Dörfer, welche zu den wohlhabendsten und schönsten Dörfern im siebenbürgischen Sachsenlande gehören. Bevor ich die Fahrt durch das Sachsenland nach Herrmannstadt antrete, will ich den Leser zu einem Ausfluge nach diesen interessanten Dörfern einladen. Er braucht nur mit auf den Wagen zu steigen, mit dem ein in Kronstadt viel beschäftigter Arzt mich am anderen Vormittage zu diesem Ausfluge abholte. „Land und Leute“ im Sachsenlande kennt wohl Niemand in Kronstadt so genau, wie er. Ich war von Pesth aus durch den aus Kronstadt gebürtigen Reichstagsdeputirten, Herrn Emil v. Trauschenfels, an ihn empfohlen worden.

Ein ungarischer Kutscher, ein Mann aus dem Szekler Lande, führt die raschen Pferde. Im gestreckten Galopp geht es die lange Straße abwärts, welche in Kronstadt die sächsische Vorstadt bildet. Lauter schöne und reinlich gehaltene Häuser, zuweilen von halb städtischem, halb ländlichem Charakter, in einer Reihe sich sämmtlich an einander schließend! Der lockere Häuserverband des Orients hat hier aufgehört. Wir sind freilich in Siebenbürgen, aber wir sind auch in Deutschland. Dann bricht die Vorstadt kurz ab. Rechts läuft die Straße nach Herrmannstadt, links geht es nach Kronstadt, am Saume des Karpathengebirges entlang, welches, reich bewaldet, zur linken Hand

seine grünen Ausläufer in die Ebene hinabsendet.

Und welch' wohlerhaltene Straße! Solche Straßen giebt es jenseits des grünen Gebirges nicht. Die Ränder der Straßen waren, wie in Deutschland, mit Obstbäumen bepflanzt; zu beiden Seiten derselben reihten sich Aecker, Felder und Wiesen dicht aneinander. Jeder Raum war bebaut. Vergeblich suchte mein Auge nach jenen unbebauten, wüsten Strecken, welche in der Wallachei sich selbst neben den befahrendsten Straßen des Landes, wie beispielsweise an der Straße von Giurgewo nach Bukarest, oft in unabsehbarer Ferne ausdehnen. Und dort sehe ich ja zum ersten Male seit langer Zeit wieder eine heimathliche Frucht! Es ist die Kartoffel. Der Wallache, dieser magere Zwiebelesser, baut die Kartoffel nicht. Auch der Ungar baut sie nicht, sondern spricht von der Kartoffel mit asiatischem Sarkasmus; auch der ausgehungerte und zerlumpte Zigeuner nicht. Deshalb erreichen Ungarn, Rumänen und Zigeuner in Siebenbürgen auch nicht einen solchen Zustand der Gedeihlichkeit wie der Sachse, der die von den Magyaren und Wallachen unverstandene Kartoffel schon vor Jahrhunderten in Siebenbürgen eingeführt hat. Soweit das Auge bis zum Gebirge streift, überall Aecker, Wiesen und Feld, Rinderheerden, große, stattliche Thiere, nirgends ein Schloß oder ein Herrenhaus, nur Bauerhäuser und Gruppen von Bauerhäusern, welche sich hie und da in der Ferne zu Weilern formen. So fuhren wir zwei Stun-

den lang. Mein Begleiter erzählte mir von sächsischen Sitten und Gewohnheiten, von dem Streben der Sachsen nach Wohlstand und Reichthum, aber auch von ihrem Geiz, von ihrem Egoismus, von ihrer ängstlichen Sorge, die erworbenen Reichthümer zusammenzuhalten, von dem Zweikindersystem, dem sie aus diesen Motiven huldigen und von seiner schönen Braut, welche ich am Vormittage bei Frau v. Trauschenfels getroffen hatte, der ich einen Brief von ihrem Manne aus Pesth mitbrachte. Dann erschienen bei einer Biegung des Weges plötzlich vor uns die Häusergruppen eines großen Dorfes. „Wir sind angekommen“, sagte der Doctor, „das Dorf ist Neustadt; wir wollen bei dem Ortsrichter vorfahren, den ich kenne. Sie werden einen sehr gebildeten und tüchtigen Mann kennen lernen, wie Sie ihn selbst in Deutschland selten finden.“ Dann gab er dem Kutscher in ungarischer Sprache einen Befehl, und nun ging's in das Dorf hinein.

Welche Contraste zwischen den wallachischen Dörfern, welche ich gestern durchfuhr, und diesem stattlichen Dorfe! Wieder die Contraste des Orients und des Occidents in ihrer auffallendsten Gestalt! Ich glaubte plötzlich in ein süddeutsches Dorf hineinzufahren. Zu beiden Seiten eine breite Straße, in der Gänse und Hühner, umherspazierten, große stattliche Häuser, welche alle dieselbe Form hatten. An dem aus einem steinernen Bogen gebildeten Thorweg, der durch zweiflüglige, hölzerne Thore geschlossen war, schloß sich das Haus an, welches aus einem Erdgeschoß

und aus einem Giebel bestand, der sich der Straße zukehrte und sich zuweilen über einen, zuweilen über zwei Fenster erhob. Lauter rothe Ziegeldächer, kein Strohdach, grüne Jalousieen an den weiß oder bunt gestrichenen Fenstern, die Mauern der Häuser sämmtlich blendend weiß getüncht. Ueber dem großen Eingangsthor oder auf dem Raume zwischen Erdgeschoß und Giebel, Namen der Besitzer, Jahreszahl der Erbauung des Hauses und Bibelsprüche in deutscher Sprache. Ich las nur deutsche Namen. Auch die „Schmidt“ die „Müller“ und die „Schulze“ fehlten nicht; sie waren sogar vielfach vertreten. Menschen sah ich gar nicht auf der Straße. Es war Wochentag und die Bewohner auf dem Felde oder in den Häusern beschäftigt. Dann hielten wir vor einem stattlichen Hause. Es war das Haus des Ortsrichters, wie mir der Doctor sagte. Nachdem der Szekler Kutscher ein halbes Dutzend mal in den künstlichsten Formen mit der langen Peitschenschnur geklatscht hatte, kam ein großes, blondhaariges Mädchen mit frischen Gesichtszügen und blauen Augen zum Vorschein. Gesicht, Haar und Gestalt trugen einen vollkommen deutschen Typus. Ueber ihrem dicken, wollenen Unterrock trug sie ein kattunenes Leibchen in Gestalt eines Dolmans. Die Füße steckten in häßlich geformten Männerstiefeln, welche obschon der Rock ziemlich kurz war, nichts von der Form des Beines sehen ließen. In Ungarn, in Siebenbürgen, im Banat, in Rumänien, überall habe ich bei der weiblichen Bevölkerung auf dem Lande diese abscheulichen Stiefel gefunden,

welche dem Fuße und dem Beine eine äußerst häßliche Gestalt geben und jede Illusion vollständig vernichten. Häßliche, mit Thran eingeschmierte Stiefel, welche bis über die Waden hinaufreichen! Bloß dieser Stiefel wegen habe ich bei meiner Reise durch Rumänien, Ungarn und Siebenbürgen jedes Mädchen auf dem Lande mit Widerwillen angesehen. Selbst ein schöner Kopf und schöne Schultern konnten in mir keine Sympathie erwecken, wenn mein Auge schließlich auf diesen abscheulichen Stiefeln haften blieb. Die wallachischen Landmädchen tragen zuweilen rothe und gelbe Stiefel, aber von derselben häßlichen und plumpen Form. In plattdeutscher Sprache sagte uns die Landsmännin auf unsere Frage, daß der Ortsrichter auf dem Rathhause sei. Aber selbst die heimathlichen Klänge der rothen Erde konnten mir keine Sympathie für das blondhaarige deutsche Mädchen einflößen. Ich sah unwillkürlich wieder auf die häßlichen Stiefel.

Nach einigen Minuten hielt der Wagen vor einem castellartigen Gebäude. Ein halb zugeschütteter Graben umgab eine hohe, altersgeschwärzte Mauer mit Bastionen, über welche ein spitzer Thurm von gothischer Gestalt hinabblickte. Den Eingan g zu dem Kastell bildete ein gewölbtes Thor, welches in einen engen Hof führte, dessen Seite düstere, alterthümliche Gebäude bildeten. Wir stiegen eine steinerne Stiege hinauf und gelangten zu einem mit Holz getäfelten und mit Ziegeln gepflasterten Vorsaal, auf dem sich mehrere eichene, massive Thüren

öffneten. Eine dieser Thüren führte in die Amtsstube des Ortsrichters. Es war ein großes, mit Holz getäfeltes Gemach mit tiefen Fenstern. Hinter einem langen, in der Mitte des Gemaches stehenden, mit Akten und Schreibmaterial bedeckten Eichentische erhob sich ein Mann von großer, kräftiger Gestalt in den mittleren Jahren. Er trug einledernes Camisol, welches mit seinen Schößen bis auf die Tuchhose hinabfiel; seine Beine steckten in langen Lederstiefeln, welche bis über das Knie hinaufgezogen waren. Ueber dem ledernen Camisol trug er einen langen Ueberrock von Tuch. Sein von der Sonne braun gebranntes und von der frischen Luft des Feldes geröthetes Gesicht hatte einen unverkennbar deutschen Typus. Wieder glaubte ich einen Moment mitten in Deutschland, in einem jener aus dem Mittelalter stammenden Schlösser zu sein, welche heute zu Amts- und Gerichtsstuben eingerichtet sind.

Der Mann, der sich bei unserem Eintritt vom Tische erhob, war der Ortsrichter Porr. Mein Begleiter stellte mich ihm vor und er war auf meinen Wunsch sogleich bereit, seine Acten liegen zu lassen und uns im Dorfe umher zu führen. Als wir die Treppe wieder hinabstiegen, erzählte er mir von dem Castell, in dessen Räumen sich heute seine Amtsstuben befanden. In jedem größeren siebenbürgischen Dorfe war die Kirche gewöhnlich von Mauern und Bastionen umgeben. Hinter diese Mauern flüchteten sich die Bauern mit ihren Familien und mit ihrer beweglichen Habe, wenn die Tartaren- und die

Türkenschwärme in Siebenbürgen einfielen. So wurde jede Kirche zu einem befestigten Platze und auch zu einem Schlachtfelde, wenn die Tartaren und Türken das Castell zu stürmen versuchten. Schließlich wurde der Feind durch die Waffen, durch den Hunger oder durch die Pest aus dem Lande getrieben. Jetzt erst verließen die Belagerten ihre Burg, und Jeder suchte in dem niedergebrannten Dorfe die Trümmer seiner Wohnung wieder auf. Die in Siebenbürgen wohnenden Ungarn bewiesen nicht diese kluge Vorsorglichkeit. „Sie unterließen die Flecken, welche sie ihre Städte nannten, und ihre Edelsitze zu befestigen", schrieb Graf Nicolaus Bethlen im Jahre 1670, „und sie und ihre Bauern, die Wallachen, schätzten sich sehr glücklich, wenn sie in stürmischen Zeiten die Zufluchtsörter der Sachsen benutzen können." Heutzutage hat die befestigte Umgebung der Kirchen in den Sachsendörfern eine friedlichere Bestimmung. Von den räuberischen und mordbrennerischen Tartaren- und Türkenschwärmen ist nichts mehr zu fürchten. Die Zeiten, wo Brand und Plünderung in Siebenbürgen wütheten, sind vorüber, wenn auch noch die Kinder, um sie einzuschüchtern, von ihrer Mutter das althergebrachte Lied hören; „Jónek á Tatárok" — „Die Tartaren kommen." Jetzt bedienen sich die Bauern der befestigten Umgebung der Kirchen als Speicher. Die dicke Befestigungsmauer ist auf ihrer inneren Seite mit Thüren versehen, welche mittelst doppelter Vorlegeschlösser verschlossen werden. In diesen Mauerlöchern bewahren die

Bauern ihr Getreide, ihren Speck, ihre Kleider und selbst ihr Geld auf.

So ungefähr erzählte mir der Ortsrichter Porr, als wir die steinerne Stiege hinabstiegen und schloß seine Erzählung mit den Worten: „Ganz in der Weise war auch unser Castell eingerichtet.“ Dann öffnete er eine Thür, welche aus dem kleinen düsteren Hofe in den inneren großen Hof des Castells führte. In der Mitte stand die ziemlich schmucklose, gothische Kirche; die sie in einem weiten Halbkreise umgebenden Mauern waren von enormer Dicke. Rundherum befanden sich starke, mit großen Schlössern versehene Thüren, welche zu den eben erwähnten Behältern führten. Ueber jeder Thür standen Name des Besitzers und Jahreszahlen, welche in frühere Jahrhunderte hinaufreichten. Die „Müller“, die „Schulze“, die „Schneider“, die „Mayer“, die „Schwarz“ zogen wieder alle an mir vorüber. Dabei summte es mir in den Ohren „Jónek á Tatárok“, das alte Tartarenlied, was ich schon in Ungarn von den Zigeunern gehört hatte. Deutschland und die Tartarei, Alles dicht bei einander! Und dabei der Ortsrichter, der mir von allen diesen Dingen erzählte und aussah wie der Bürger aus einer schwäbischen Mittelstadt. Mußte ich da nicht wieder glauben, daß der Vogel „Rok“ mich hatte tausend Meilen reisen lassen in einer duftigen Sommernacht?

Dann gingen wir mit dem Ortsrichter nach dem Dorfe zurück. Ich werde Ihnen nun zuerst eins unserer ältesten Häuser zeigen“, sagte er, und führte uns zu

einem kleinen Hause in der breiten Straße, welche das Dorf in seiner ganzen Länge durchschnitt. In seiner Form sah das Haus ganz aus, wie die anderen Häuser, aber auf dem steinernen Bogen des Thorweges las ich die Zahl 1634. Das Haus stammte also noch aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Das Erdgeschoß hatte eine große Stube, deren Fenster nicht nach der Straße, sondern nach dem inneren Hof hinaus gingen. Ein altes Mütterchen, ganz in derselben Kleidung, wie das Dienstmädchen des Ortsrichters, empfing uns mit freundlichem Gruß in hochdeutscher Sprache. Als ich ihren Gruß in plattdeutscher, niedersächsischer Mundart beantwortete, schaute sie mich verwundert an. Ich erzählte ihr, daß ich aus dem Lande komme, woher vor sieben Jahrhunderten ihre Ureltern hergekommen, und daß wir also Landsleute seien. Und dann sprachen wir in plattdeutscher Mundart von der Heimath und von Siebenbürgen, und sie zeigte mir allen Hausrath in der kleinen Stube, Stück für Stück. Da war Alles, wie man es noch heute in ganz alten Bauerhäusern in Westphalen findet, welche noch keinen modernen Rock angezogen haben, buntbemalte hölzerne Truhen, in denen Kleider und Wäsche aufbewahrt wurden, eine Bank an der Rückseite des kolossalen, unförmlichen Ofens; spiegelblankes Trink- und Tischgeschirr und verschiedener Hausrath auf hölzernen Gestellen an den Wänden. Eine alte Familienbibel lag auf dem Tische, und eine große Wanduhr mit altmodischem Zifferblatt bewegte ihr langes Pendel im ein-

tönigen „Tiktak.“ Wieder war ich in Deutschland, aber in dem Deutschland vor dreihundert Jahren. Auch das alte gebrechliche Mütterchen mit ihren durchfurchten Zügen und mit ihren weißen Haarsträhnen sah mir aus, als wenn sie schon dreihundert Jahre alt wäre. In Wirklichkeit war sie drei und achtzig, wie sie mir beim Abschiede auf meine Frage sagte, aber in der kleinen Stube des alten Bauerhauses konnte ich glauben, dreihundert Jahre rückwärts in die Zeit hinein geschritten zu sein.

Das zweite Haus, wohin uns der Ortsrichter führte, stand gleich neben dem alten sächsischen Bauerhause; aber es hatte einen modernen Rock angezogen. Die äußere Gestalt war ähnlich, wie die seines Nachbaren, nur größer, stattlicher. Dasselbe große Thor, aber räumlicher und höher. Daneben vier Fenster, welche alle auf die Straße gingen und zwei geräumige, luftige Zimmer bildeten. Hier wohnte einer der wohlhabendsten Bauern des Dorfes. Er empfing uns auf dem Hofe und führte uns in die Vorderzimmer seines Hauses, welche durch eine Glasthür getrennt waren. Die Einrichtung war ganz städtischer Art. Moderne Möbeln von Mahagoni, Spiegel, Gardinen, ein Sopha, ein Pianino. In der kleinen Stube der alten Frau war es weit interessanter, als in den Zimmern des reichen Bauern.

Rosenau, das zweite Sachsendorf, welches wir heute besuchen wollten, war nur eine halbe Stunde von Neustadt entfernt. Die landschaftliche Staffage war

ganz wie auf dem Wege von Kronstadt nach Neustadt. Aecker, Wiesen und Rinderheerden mit großen Hörnern und von stattlicher Gestalt. Zur linken Hand stiegen die Karpathen zu der Ebene hinab und erstreckten ihre grünen Ausläufer bis fast an die Häuser von Rosenau, welche sich vor uns in stattlichen Gruppen mit rothen Ziegeldächern aufbauten. Hoch über den weißen Häusergruppen erhoben sich die Trümmer eines alten Schlosses auf steiler Berghöhe. Die zerfallenen Mauern bildeten die Form einer Krone. Rosenau ist wohl das schönste und größte Sachsendorf in Siebenbürgen. Es führt seinen Namen von den drei Rosen in seinem Wappen und zählt fast 5,000 Einwohner. Die Ebene über welche wir hinfuhren, war reich an historischen Erinnerungen. Schon von Natur befestigt, ist Schloß Rosenau wenn ich nicht irre, noch von den deutschen Rittern erbaut und mehrere Male von den Türken und Tartaren erobert und geplündert worden. Im siebenzehnten Jahrhundert mußte sich die Besatzung wegen Wassermangel an Gabriel Bathori ergeben.

Die breite Straße des Dorfes, in welche wir hinein fuhren, sah ganz so aus, wie die Straße in Neustadt. Auch hier glichen sich die Häuser alle in Form und Gestalt. Ein Unterschied fand nur in der Größe statt. Nur ein Haus sah anders aus, wie sein Nachbar. Es war eine große Kaserne. „Die Bauern haben sie bauen lassen,“ sagte der Doktor, als wir vorüber fuhren und ich fragend darauf hinwies. — „Die Bauern?“ fragte

ich ganz verwundert, „sind denn die Bauern in Rosenau so schwarzgelb?“ — „Nicht im Mindesten,“ erwiederte lächelnd der Arzt, „sie wollten sich durch den freiwilligen Bau der Kaserne der Einquartierung österreichischer Soldaten entledigen, welche sie früher in ihre Häuser aufnehmen mußten. Nun kommen die Soldaten in die Kaserne.“ Dann hielten wir vor dem Hause des Notars, mit dem mein Begleiter studirt hatte. Eine recht hübsche Frau kam uns in der im Erdgeschoß belegenen Stube entgegen uud sagte uns, daß ihr Mann mit dem Richter und anderen Bewohnern des Dorfes im Wirthshause bei einem gemeinschaftlichen Mittagessen beschäftigt sei. Wir würden als Gäste gewiß recht willkommen sein. Bevor wir uns nach dem Wirthshause auf den Weg machten, sah ich mich im Zimmer um. Es war in derselben halbstädtisch modernen Weise möblirt, wie die Zimmer des reichen Bauern, dessen Haus ich zuletzt in Neustadt besucht hatte. Auf einem Schränkchen stand eine Statuette Garibaldi's im rothen Hemde, so wie ich ihn vor Capua sah. Auch in diesen Winkel der Erde war sein Bild gerathen und sein Name erklungen.

Im Wirthshause waren die Beamten und ein Dutzend Bauern aus dem Dorfe mit dem Mittagessen voll beschäftigt. Als ich ihnen von dem Arzte vorgestellt war, wurden wir sofort eingeladen, an dem Mittagessen Theil zu nehmen, welches, wie der Ortsrichter lachend sagte, einem der Anwesenden, einen Steuereinnehmer gegeben wurde, welcher der Gemeinde einen Theil ihrer Steuern

zurückgebracht habe. Es war ein recht heiteres Mittagessen. Die Vortrefflichkeit jeder Schüssel wurde mir besonders gerühmt, und der beste Wein aufgesetzt, den das Wirthshaus zu liefern im Stande war. Das Zimmer war hoch, luftig und geräumig. Die Decke war von getäfeltem Holze, hölzerne Bänke liefen ringsum an den Wänden entlang; wir saßen auf bequemen hölzernen Stühlen an dem langen Eichentische. Die Gesichter, die Kleidung der Anwesenden, die Decoration der Wirthsstube, Alles trug einen ganz deutschen Charakter. Wieder konnte ich denken, durch einen Zauber in die wohnliche Gaststube eines mitteldeutschen großen Dorfes versetzt zu sein. Nachdem alle meine Fragen, welche sich auf Rosenau und sein altes Schloß erstreckten, mit großer Genauigkeit beantwortet waren, wandte sich das Gespräch auf die Politik. Ich fand bei allen Anwesenden eine allgemeine politische Bildung und eine durchweg freisinnige Denkungsart und Anschauung, welche durchaus nicht zu dem paßte, was mir von dem politischen Egoismus der Sachsen in Siebenbürgen erzählt war. Jeder von diesen Männern war vollkommen klar über die Grundsätze politischer Freiheit und nationaler Entwicklung, welche momentan Europa bewegen, und Keiner war unter ihnen, der sich nicht zu denselben bekannte. Nachdem wir nach Beendigung der Mahlzeit einen Spaziergang auf den Berg gemacht hatten, auf dem sich die Ruinen des alten Schlosses Rosenau erheben, brachten wir den Abend im Garten des Wirthshauses mit Kegelschieben und geselliger

Unterhaltung zu. Andere Bewohner des Dorfes kamen und gingen. Ohne Ausnahme bekannten sich alle, welche neuerdings den Garten besuchten, zu denselben politischen Grundsätzen, welche bei Tisch besprochen waren.

Wie oft habe ich an diesen Besuch in den Sachsendörfern bei Kronstadt denken müssen, wenn ich im Siebenbürger Sachsenlande mit den Männern, an welche ich empfohlen war, von den politischen Grundsätzen unserer deutschen Landsleute in Siebenbürgen sprach. Daß die Sachsen in Siebenbürgen in ihren sozialen Beziehungen von Egoismus und von Habsucht beherrscht werden, ist eine, in den südöstlich europäischen Ländern notorische Thatsache. Der Sachse in Siebenbürgen ist arbeitsam und haushälterisch — Tugenden, durch welche sich der Rumäne in Siebenbürgen gerade nicht auszeichnet — aber die Gier nach Gewinn und Vermögen überwuchert häufig seine besten Eigenschaften. Man kann sich in Bukarest hundert egoistische Züge unserer Landsleute in Siebenbürgen erzählen lassen, welche nichts weniger als schön sind und ihnen nicht zur Ehre gereichen, während Großmuth und Freigebigkeit Charakterzüge der rumänischen Bojaren sind. Während der stürmischen Zeiten der südöstlichen Länder Europa's haben die Bewohner der Wallachei und die Sachsen in Siebenbürgen oft die gegenseitige Gastfreundschaft in Anspruch genommen. Es ist das noch im Jahre 1849 — 1854 vielfach geschehen. Aber die Sachsen ließen sich von den Flüchtlingen aus der Wallachei, welche über den Temespaß

und durch den rothen Thurmpaß zu ihnen flohen, jedes Stück Brod tüchtig bezahlen, während die Bojaren in Bukarest sie mit Wohlthaten überhäuft haben. Dieser Egoismus zieht sich durch die Geschichte der Sachsen seit vielen Jahrhunderten. Als man sich auf dem Reichstage in Herrmann adt im verflossenen Jahrhundert über die Vertheilung der Steuern auf magyarische und sächsische Ländereien umherstritt, machten die Magyaren ganz mit Recht den Sachsen den Vorwurf: „Als die Türken und Tartaren Siebenbürgen verheerten, schlosset Ihr Euch in Eure Städte ein, und sahet dem Unglück des Vaterlandes von Euren Mauern zu; wir aber stiegen zu Pferde und führten den Krieg.“ Und wenn die Magyaren für ihre Weiber und Kinder und für ihre bewegliche Habe in den befestigten Kastellen der Sachsen momentan Schutz suchten, ließen sich die Sachsen diesen Schutz in enormer Weise bezahlen. Ein im Jahre 1693 vom Kaiser Leopold erlassenes Dekret empfiehlt den Sachsen Großmuth zu zeigen und verbietet ihnen, sich die Pflichten der Gastfreundschaft so theuer bezahlen zu lassen. Dieser Geiz liegt aber auch wie ein drückender Alp auf den politischen Bestrebungen des Sachsenvolkes. Mit großer Bitterkeit erzählten mir die Freunde in Herrmannstadt, daß es bis jetzt nicht gelungen sei, unter unseren reichen und wohlhabenden Landsleuten in Siebenbürgen die Mittel zu einer liberalen politischen Zeitung zusammen zu bringen, während die Magyaren ihnen die nöthigen Summen aus magyarischen Fonds häufig angeboten hätten. Die

Lokalblätter in Kronstadt und Herrmannstadt haben eine schwarzgelbe, politische Färbung und sind in den Händen der Regierungspartei. Wenn ich dann von meinem Besuche in den Sachsendörfern bei Kronstadt erzählte, und das Bild von Freisinnigkeit und sogar von radikaler Gesinnung schilderte, welches ich dort gesehen hätte, so hieß es: „Ja, Sie waren im Burzenlande, das ist was anderes; im Burzenlande wohnt der freisinnigste und intelligenteste Theil der sächsischen Bevölkerung in Siebenbürgen! Dort ist auch Freund Trauschenfels in den ungarischen Reichstag gewählt." Ein Grund dieser traurigen Erscheinung liegt, wie der schon von mir citirte siebenbürgische Schriftsteller sagt, leider darin, daß die Sachsen materielle Vortheile höher schätzen, als politische Rechte; ein anderer Grund ist darin zu suchen, daß die Sachsen am Beamtenthume kranken, daß sie am Büreaukratenweichselzopf leiden, und daß es ihnen geht, wie dem Zopfträger unseres liebenswürdigen Chamisso — sie werden den Zopf nicht los. „Der Zopf, der hängt ihm hinten."

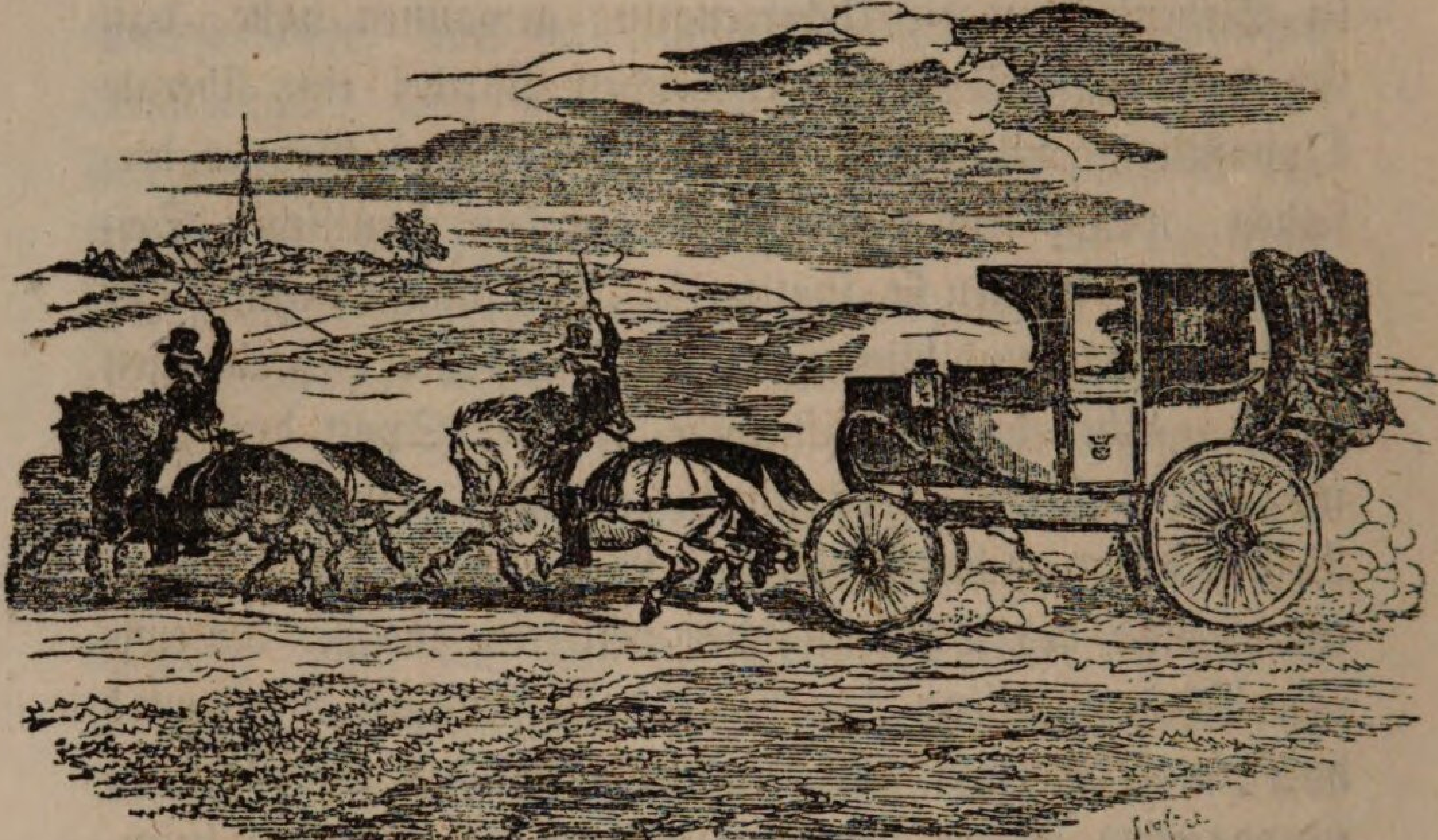
Wie einst die Patriziergeschlechter durch das Ansehen hoher Geburt, durch ihren Rang und durch ihren Wohlstand zur Zeit der ungarischen Könige und einheimischen Fürsten das sächsische Volk in Siebenbürgen am Gängelbande führten, so übernahmen dieselbe Rolle, als Siebenbürgen zu dem großen österreichischen Ländercomplex geschlagen wurde, die Enkel dieser Patriziergeschlechter — die Beamten, welche durch die im Jahre 1795 von der österreichischen Regierung erlassenen sogenannten Regula-

tionsvorschriften die ganze innere Verwaltung der sächsischen Stühle und Distrikte in die Hände bekamen. Als nun die österreichische Regierung nach erfochtenem Siege über die demokratische Bewegung des Jahres 1849 zur Verbreitung correkter Gesinnung und zur Lösung der Culturragen Oesterreichs im Osten Massen fremder Beamten in die Länder der ungarischen Krone sandte, fanden diese transleithanischen Civilisationsbringer einen entsprechenden Boden zur Durchführung ihrer freiheitsfeindlichen Mission im sächsischen Volke selbst — der einheimische Beamtenstand hatte tüchtig vorgearbeitet, und so war es den neuen Ankömmlingen leicht, sich recht warm ins Nest zu setzen, um so mehr, da ja die rohe Gewalt, ihr eifriger Sekundant bei dem beabsichtigten Organisationswerke, sie stets begleitete. Die wirthschafteten nun im Lande, bis der Minister Bach, der Erfinder dieses Administrationssystems, zu Falle kam, um sich erst im Vatikan beim Pantoffelkuß wieder zu erheben. Ihm folgte Schmerling. Die Form wurde geändert! aber das Wesen blieb. Unter dem Aushängeschild constitutioneller Regierung blühte auch in Siebenbürgen der Absolutismus. Während Schmerlings Regierungszeit wurden die Ableger der transleithanischen Provinzen freilich in ihre Heimathsländer zurückgeschickt, und Eingeborene traten an ihre Stelle — aber, was half's? Die Meisten, großgezogen unter jenen Mandarinen, hatten eben Gefallen an dem Mandarinenthum gefunden, und so kam es, daß die Bureaukratie im siebenbürgischen

Sachsenlande, statt zu erschlaffen, nur noch mächtiger heranwuchs, weil sie nicht von dem Haß der Fremdherrschaft betroffen wurde. Und so kam es, daß es ein Ehrenpunkt der sächsischen Führer wurde, die politische Farbe des Wiener Kabinets zu tragen; allein nicht nur ein Ehrenpunkt war's, es war auch eine Frage der Existenz, nämlich der comfortablen und wohlbezahlten Existenz. Während Schmerling's Verwaltungsperiode ward auch für die Getreuen in Siebenbürgen ein System von Gnaden organisirt, um die Anhänger fester an sich zu knüpfen, denn man wußte in Wien recht wohl, daß das Interesse, besonders bei den Sachsen, eine sicherere Fessel sei, als die politische Gesinnung. Hier fiel ein Bändchen, dort ein Orden, dort ein fetter Bissen — und so kam es, daß bei dem Falle Schmerlings sich die Beamten im Sachsenlande traurig in ihre Toga hüllten, sehnsüchtig von der Wiederherstellung seines Systems träumend und die Hoffnung hegend ihn und seine Programme wieder inauguriren zu sehen. Sich in dieser Hoffnung wiegend, haben sie sich jedem Compromiß mit der national liberalen Bewegung, welche in Siebenbürgen von den Ungarn ausging, entgegengestemmt. Und weil des Volkes Führer und ihre Trabanten diese erbärmliche Rolle spielten, gab das geduldige, die Autorität blindlings respektirende Volk mit geringer Ausnahme sich dieser hohen Leitung geduldig hin.

Ich darf nun aber auch nicht verschweigen, daß ich selbst bei meiner flüchtigen Bereisung des Sachsenlandes

in Siebenbürgen die Ueberzeugung gewonnen habe, daß sich dort gegenüber der herrschenden Parthei eine liberale Opposition gebildet hat. Die autokratischen Gegner derselben, welche jetzt freilich noch auf den curulischen Sesseln sitzen, nennen sie spottweise „das jungsächsische Magyarenthum", und blicken verächtlich auf ihre Bestrebungen hinab. Aber die Zeit ist nahe, wo der Spott der hochmögenden Herren verstummen möchte; denn in den Reihen der verachteten Parthei ist der Kern des Bürgerthums und des Bauernstandes vertreten, welcher der ewigen Bevormundung satt, nur des günstigen Momentes harrt, um den ihm gebührenden Platz des Selbstbestimmungsrechts wieder zu gewinnen; in ihren Reihen befindet sich die Jugend, welche den Lakaienrespekt abgeworfen hat. Die Glieder des „jungsächsischen Magyarenthums" sind keine Magyaren; es sind Deutsche, welche stolz auf ihren Namen sind, aber zugleich entschiedene Freunde jenes Volkes, welches als ein glänzendes Beispiel von heroischer Verfassungstreue allen Völkern des weiten Oesterreich vorleuchten muß. Zu diesem „jungsächsischen Magyarenthum" halten auch die Bauern der beiden Sachsendörfer im Burzenlande; seine politischen Grundsätze verficht und vertritt die kürzlich in Herrmannstadt unter der Redaktion von Dr. Gustav Lindner und Franz Schreiber gegründete erste liberale Zeitung in Siebenbürgen, die „Siebenbürgischen Blätter."



Zwölftes Kapitel.

Fahrt durch das siebenbürgische Sachsenland.

Der Wallache, der Magyar und der Sachse. Abfahrt von Kronstadt. „Nr. 1.“ Reisegesellschaft im Stellwagen. Physiognomie des Landes. Magyarische Schlösser. Deutsche Häuser und rumänische Wohnungen. Weidenbach. Sächsische Bevölkerung. Zeiden. Postillione. Trinkgelder. Landschaftsbilder. Fleddin. Fogaras. Dorf mit gemischter Bevölkerung. Altes Schloß aus den Türkenkriegen. „Freie Barone.“ Wallachische Dörfer. Freck-

Deutsche Handwerksburschen. Juden in Siebenbürgen. Volkswirthschaftliche, kommerzielle und industrielle Verhältnisse. Der rothe Thurmpaß. Ankunft in Herrmannstadt.

„Der Wallache in Siebenbürgen liebt das far niente; er erwirbt kaum das, was er braucht, um nicht zu verhungern. Der Magyar ist nicht faul; er arbeitet tüchtig, um sich und seiner Familie Auskommen zu sichern, aber sobald er sieht, daß er das ganze Jahr mit Ehren auskommen kann, so ist er zufrieden nnd verlangt weiter nichts; denn er will sich nicht bereichern. Ziemlich dasselbe ist es mit dem Szekler. Der Sachse begnügt sich damit noch nicht. Hat er das Nothwendige erlangt, so will er das Ueberflüssige haben, und, wenn er nur Gewinn zu hoffen hat und seinen Fleiß und Thätigkeit ausüben kann, so schreckt er vor keiner Thätigkeit zurück."

Mit diesen Worten charakterisirt der von mir schon mehrmals erwähnte Schriftsteller die in Siebenbürgen wohnenden Wallachen, Magyaren und Sachsen.*) Die Charakteristik der drei unter sich verschiedenen Volksstämme ist mit diesen Worten äußerst treffend gezeichnet. Bei meiner Fahrt von Kronstadt nach Herrmannstadt, welche durch sächsische, magyarische und wallachische Dörfer und Weiler ging, hatte ich wiederum Gelegenheit genug, mich durch eigene Anschauung von der Richtigkeit der gedachten Charakteristik zu überzeugen.

*) S. A. de Gerando. Siebenbürgen. Leipzig. 1845.

Ein gut und bequem eingerichteter Stellwagen, Eigenthum einer Privatgesellschaft, welche neben der österreichischen Post die Verbindung zwischen Kronstadt und Herrmannstadt vermittelt, fuhr Morgens um 6 Uhr aus dem in der sächsischen Vorstadt belegenen Gasthofe, der den sonderbaren Namen „Nr. 1." führte, nach Herrmannstadt. Der Gasthof, wo ich während meines Kronstädter Aufenthaltes gewohnt hatte, war wirklich Nr. 1. in Betreff seiner Zimmer und seiner Verpflegung, während er im Betreff seiner Preise höchstens Nr. 2 war, wie meine Rechnung bezeugte. Die Reise im Stellwagen, der ein Coupé und ein Interieur hatte und mit vier starken Pferden bespannt war, glaubte ich schon allein zu machen, als wenige Minuten vor der Abfahrtszeit noch vier Personen im Hofe des Wirthshauses erschienen. Ein stattlicher junger Mann von ächt ungarischem Gesichtstypus, in Attila, schnurbesetzten engen ungarischen Beinkleidern und Halbstiefeln, führte ein sehr hübsches, junges Mädchen mit brennend schwarzen Augen und dunklem Haar am Arm. Augen, Teint, der Schnitt des Gesichts, die hohe, feine und doch üppige Gestalt ließen mir keinen Zweifel, daß sie magyarischer Abkunft sei und jenem Volke angehöre, welches die schönsten Frauen in Europa aufzuweisen hat. Das Paar wurde von zwei älteren Frauen in Trauerkleidern begleitet, welche heftig weinten. Und als nun der Moment des Abschiednehmens für das junge Paar kam, welches mit mir die Reise nach Herrmannstadt machen wollte, brachen

das junge Mädchen und die beiden älteren Frauen in ein solches Schluchzen aus, daß ich glauben mußte, es werde hier ein Abschied für's Leben gefeiert und der Stellwagen führe die beiden jungen Leute gerade in den Tod oder zu irgend einem Hafen des Oceans, um sich nach Amerika oder nach Australien einzuschiffen. Und doch war es nur ein ganz gewöhnlicher Abschied, wie er alltäglich vorkommt! Mein Reisegefährte wohnte auf einer einsamen Pußte in der Nähe von Stuhlweißenburg in Ungarn, wie er mir im Laufe des Tages erzählte; das junge Mädchen mit den brennend schwarzen Augen, welches er am Arme führte, stammte aus dem Szeklerlande. Sie war seit gestern seine Frau und sollte nun mit ihm die Heimreise nach seiner stillen Pußte im Ungarlande antreten. Die beiden alten Frauen in den schwarzen Kleidern und mit den verweinten Gesichtern waren ihre Mutter und ihre Mutterschwester. Noch einmal brach der Schmerz des Abschiedes in Thränenströmen, Schluchzen und in Wehgeschrei, von dem ich kein Wort verstand, über die Vier herein, dann saßen die Beiden mit ihrem Schmerz und mit ihren Thränen im Inneren des Postwagens — der Abschied war überstanden und in Begleitung einer Hornfanfare des auf dem Sattelpferde sitzenden Postillons gings im Trabe aus dem Hofe hinaus und die lange Straße entlang, welche in die Kronstadt und Herrmannstadt verbindende Ebene führt. Nach einigen Minuten waren die Sachsenstadt, das Wirthshaus „Nr. 1.," und

die weinenden alten Frauen hinter uns verschwunden. Der Postillon blies: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehen;“ links stiegen die waldbedeckten Höhenzüge der Karpathen mit ihren grünen Ausläufern in die Ebene hinab, und vor mir dehnte sich ein Land aus, welches wiederum einen so echt deutschen Typus hatte, daß ich mir hätte einbilden können, von Coburg auf der Landstraße nach Lichtenfels zu fahren.

Das Land der Sachsen in Siebenbürgen unterscheidet sich, wie ich schon erwähnte, von dem von den Magyaren bewohnten Gebiete durch seine demokratische Physiognomie sowie durch die Tracht, die Sitten und das Aeußere seiner Bewohner. Im Sachsenlande erblickt man weder Schlösser noch Herrenwohnungen. Nichts erinnert an das Dasein eines Lehnsherrn oder an das Verhältniß der Hörigkeit des Bauern. Taucht hie und da ein kastellartiges Bauwerk auf, so stammt es noch aus der Türken- und Tartarenzeit. Auf dem magyarischen Gebiete sieht man dagegen in der Nähe der Dörfer noch die alten Herrenhäuser, welche oft mehrere Jahrhunderte alt sind. Ein aus dicken Mauern gebildeter, mit einem französischen Dache bedeckter Bau ist von Pappelreihen umgeben. Thürmchen krönen die Ecken, in denen die dicken Mauern zusammenstoßen. Ist das Herrenhaus neueren Ursprungs so zeigt es die Physiognomie des vorigen Jahrhunderts oder es besteht blos aus einem niedrigen, einstöckigen Hause, dessen eine Seite mit einer Reihe von Säulen geschmückt ist. Unter den das Herrenhaus umgebenden

Gebäuden zeichnen sich die Ställe aus, welche gewöhnlich sehr groß und mit vollkommener Sorgfalt gebaut sind. In geringer Entfernung von dem Wohnhause des Magnaten stehen ganz nach dem Ungefähr gruppirt eine gewisse Anzahl kleiner Hütten mit Strohdächern, umgeben von einem mit Taback bepflanzten Garten Die Hütten sind das Dorf. An einem Ende desselben wohnen die Zigeuner in Zelten oder in Erdhütten von wenigen Fuß Höhe. Nur das Wirthshaus, das Haus des Priesters und etwa das Haus des Intendanten zeichnen sich durch größere Geräumigkeit oder durch bessere Bauart aus.

Nach Verlauf einer Stunde fuhren wir durch ein großes, stattliches Dorf. Das Dorf führte einen echt deutschen Namen. Es hieß Weidenbach, wie mir der Condukteur sagte, der neben mir im Coupé saß. Die breite Landstraße führte mitten hindurch. Alle Häuser, welche zusammenhängende Reihen bildeten, hatten dieselbe Gestalt, und unterschieden sich nur in ihrem räumlichen Umfange. Sie bestanden, wie in Neustadt und Rosenau, aus einem Erdgeschoß und aus einem Giebel, den sie der Straße zukehrten, während sie sich mit ihrer Längenseite dem nach Innen gelegenen Ackerhofe zuwandten, zu dem von der Straße ein großes zweiflügliches Thor führte, über dem sich ein steinerner Bogen wölbte, auf welchem gewöhnlich der Name des Eigenthümers und die Jahreszahl der Erbauung des Hauses zu lesen waren. Auch das Haus selbst trug zwischen den Fenstern des

Giebels und des Erdgeschosses häufig eine Inschrift, zu der irgend eine Bibelstelle oder ein Vers aus einen frommen deutschen Liede gewählt war. Fenster und Thüren waren mit grüner oder brauner Farbe gestrichen, während die Wände einen weißen Anstrich hatten. Die Dächer waren durchweg mit Ziegeln gedeckt. In keinem sächsischen Dorfe habe ich Häuser von anderer Form gesehen, was allerdings den Dörfern ein etwas eintöniges Gepräge giebt, um so mehr, als sämmtliche Straßen nach der Schnur angelegt sind. Die große Sauberkeit und Reinlichkeit, welche die Bewohner auch auf das Aeußere ihres Hauses verwenden, machen auf das Auge einer äußerst wohlthuenden Eindruck, um so mehr, da Sauberkeit und Reinlichkeit gerade keine Kriterien wallachischer Dörfer sind.

Obwohl es Sonntag war, war auf der mitten durch das Dorf führenden Straße noch Niemand zu sehen. Die Uhr des Kirchthurms zeigte auf sieben; es war für den Sonntag noch zu früh am Tage. Nach einer Stunde kamen wir durch ein zweites, noch größeres und stattlicheres Dorf. Hier war es schon lebendiger. Vor dem Wirthshause, wo die Pferde umgespannt wurden, standen und saßen Gruppen von Bauern, die Pfeife im Munde und die Reisenden musternd. Mein ungarischer Reisegefährte und seine hübsche Frau aus dem Szeklerlande kamen bei dem Pferdewechsel nicht zum Vorschein, wahrscheinlich waren sie noch zu sehr mit der Erinnerung an die Schmerzen des Abschiedes von den beiden alten

Frauen beschäftigt, welche auf dem Ausspannungshofe zu Kronstadt Ströme von Thränen vergossen hatten. Die Bauern sahen auch hier äußerst stattlich aus. Tuchhosen, lange Lederwesten, bis über das Knie heraufgezogene Lederstiefel und lange tuchene Röcke gaben ihnen das Aussehen wohlhabender Bürger. Die von der Sonne und der Luft gebräunten Gesichter hatten einen ganz deutschen Typus; ihre Gestalten waren groß und wohlgenährt. Das Dorf hieß Zeiden und gehörte zu den größten und wohlhabendsten Dörfern im Sachsenlande, wie sie mir erzählten. Bevor der Postillon zu Pferde stieg, trat erst der frühere Postillon an das Coupé heran, und reichte mir seinen Hut hin, um ein Trinkgeld zu begehren, — eine Sitte, welche in den südöstlichen europäischen Ländern gang und gebe ist. Ohne Trinkgeld geht es auf Reisen in Ungarn, in Serbien, in Siebenbürgen und in der Wallachei nun einmal nicht ab. Nun jedenfalls ist das Opfer, welches man den Landessitten zu bringen hat, niemals groß. Der Postillon ist mit wenigen Kreuzern oder Para's zufrieden.

Hinter Zeiden wurde der Weg sehr hübsch. Er führte immer noch den Karpathen entlang, welche zur linken Seite den Horizont begrenzten. Sie gruppirten sich zuweilen zu riesigen Massen und bildeten eine lange Reihe ungeheurer Gipfel, welche zum Beginn des Herbstes sich in weiße Schneemäntel kleiden. Den Fuß des Gebirges bedeckten düstere Tannenwälder, welche hoch an den Abhängen und in den Schluchten hinaufklimmen und ihnen

ein finsteres Ansehen geben. In diesen Schluchten hausen noch Bären und Wölfe, welche zum Beginn der kalten Jahreszeit häufig auf die hochgelegenen Waiden der Sachsendörfer hinabsteigen und Angriffe auf Pferde- und Rinderheerden machen. Anderwärts erschienen die Berge regelmäßig gespalten und von gleicher Höhe, gleich riesengroßen Furchen, welche eben gezogen sind. Das Thal, in dem die Straße abwärts führte, war von hügeliger Form und reich angebaut. Einen Theil desselben bedeckte ein aus stattlichen Stämmen bestehender junger Eichenwald. Nach zwei Stunden wieder die Häusergruppen eines schönen Sachsendorfes ganz von demselben Gepräge, wie die früheren Dörfer, welche wir durchfahren hatten. Wiederum Pferdewechsel. Auch dies Dorf hatte einen echt deutschen Namen. Es hieß Fleddin und war ebenfalls ohne irgend eine wallachische Beimischung in der Bevölkerung. Nachdem das Dorf eine Stunde hinter uns lag, begann der hügelige Charakter der Gegend allmählig aufzuhören. Die Straße entfernte sich vom Gebirge, dessen Contouren immer undeutlicher wurden und trat ganz in die Ebene ein, welche von der Aluta durchströmt wird und sich bis hinter Herrmannstadt ausdehnt um später in die weiten Flächen des Banates überzugehen. Auch hier war die Ebene in der fleißigsten Weise angebaut. Felder, Wiesen und Aecker, Baumgruppen und kleine Wäldchen boten dem Auge ein reiches landschaftliches Bild, in dem keine wüste, unangebaute Stelle zu entdecken war. Neben dem Handel

haben sich die Sachsen in Siebenbürgen am meisten mit dem Ackerbau beschäftigt. Daher rührt auch die Abwesenheit jeder Aristokratie unter ihnen, so wie diese Beschäftigung der Grund der unter ihnen herrschenden Gleichheit ist. Bei einem Volke von Colonisten, welches nur Handel und Ackerbau treibt, finden sich nur gleichstehende Arbeiter. Wenn die Sachsen das Land militärisch besetzt hätten, so hätten sie sich in gemeine Krieger getheilt und die Hauptleute würden den Adel gebildet haben.

Um Mittag kamen wir in Fogaras an. Fogaras ist, wie der Name schon bekundet, kein deutscher Ort. Fogaras oder Fagaras, wie man auch schreibt, ist ein großer, ungarischer Marktflecken, von städtischem Aussehen und mit gemischter Bevölkerung. Es wohnen dort Magyaren, Deutsche und Wallachen. Man sieht deshalb auch Häuser von deutscher, ungarischer und wallachischer Bauart, zuweilen mit Ziegeln, zuweilen mit Schindeln und mit Stroh gedeckt; eine mit Bäumen bepflanzte, hübsch angelegte Promenade, an der meistens die stattlichen Häuser der in Fogaras wohnenden Sachsen stehen, giebt dem Orte ein städtisches Aussehen, und ein altes, in der Mitte des Fleckens sich erhebendes kastellartiges Gebäude erinnert an die Türken- und Tartarenzeit Siebenbürgens. Fogaras liegt ungefähr in der Mitte des Sachsenlandes und ist wohl der einzige Punkt in dem Lande zwischen Varos und Boralth, welcher den Ungarn gehört. Der Ort führt seinen Namen nach dem alten, historisch merkwürdigem Schlosse. Das Schloß

stammt noch aus dem Jahre 1299, ist also sehr alt. Es war bestimmt, die Grenze Siebenbürgens zu vertheidigen, in welches die Tartaren schon damals periodisch einfielen. Man sagte mir in Fogaras, daß die bei dem Baue des Schlosses beschäftigten Arbeiter jeden Abend eine hölzerne Marke in Form einer Münze erhielten; nach beendigter Woche erhielten sie gegen die hölzernen Marken eben so viele Stücke Geld. Darnach nannten sie das Schloß „Fagaras", was Holzgroschen bedeutet, und dieser Name ist demselben und dem Flecken bis heute geblieben.

Das Schloß war sehr fest. Die breiten Gräben füllten sich mit dem von den Bergen herabströmenden Wasser, und die kolossalen Mauern waren noch durch Außenwerke vertheidigt. Fast alle seine Besitzer haben ein Zeichen ihres Besitzes hinterlassen. Sie gruben Namen und Wappen in die Mauern ein. Bathory ließ die drei Zähne in Stein hauen, mit den zwei Engeln als Schildhalter, welche die Türken bei Kenyer Mezö zum Weichen gebracht haben sollen. Daneben erblickt man die beiden Schwäne des Fürsten Bethlen. Auch die Janitscharen haben ein Andenken hinterlassen: kugeldurchlöcherte Mauern und Rauch. Fogaras ist in allen Kriegen Siebenbürgens vertheidigt und belagert worden. Die Herren von Fogaras waren „freie Barone", das heißt, sie waren auf ihrem Grund und Boden fast Könige. Wenn die Könige von Ungarn einen Edelmann, der sich im Kriege ausgezeichnet hatte, beloh-

nen wollten, so gaben sie ihm eine Baronie, nämlich ein Grundstück, dessen Eigenthümer er unter der Bedingung wurde, daß er die Bewohner desselben gegen den Feind führe. Dies war die einzige Verbindlichkeit des freien Barons; dagegen regierten sie in ihrer Baronie mit vollkommener und ungetheilter Gewalt, und waren selbst nur in den Fällen des Hochverraths gehalten, sich zu rechtfertigen. Jetzt sind die freien Barone und mit ihnen auch die Baronie von Fogaras in Siebenbürgen verschwunden. Schon im Jahre 1561 hatten die Stände versucht, ihre Privilegien abzuschaffen, und ihre Bauern einen Theil der Lasten tragen zu lassen, die ganz Siebenbürgen bedrückten; aber der Einfluß der dabei betheiligten Edelleute vereitelte diese Bemühungen. Andere Versuche folgten unaufhörlich auf diesen ersten, bis die freien Barone unterlagen. Die Reichstage von 1607 und 1609 erklärten, daß der Fürst in Zukunft keine neuen freien Barone ernennen könne und daß die übrigen Baronieen dem Lande gleich gestellt werden sollten. Doch ließ man noch einige Zeit die Baronie von Fogaras bestehen, weil sie Eigenthum der Fürstinnen war. Sie wurde ganz abgeschafft, als die Herrschaft der Fürsten ein Ende hatte. Man sieht noch in einigen siebenbürgischen Städten an den Wänden der Kirchen alte durchlöcherte Banner mit Fahnen und Devisen. Das ist Alles, was jetzt noch von den stolzen Herren übrig geblieben ist, welche man „freie Barone“ nannte.

In Fogaras wurde in einem deutschen Wirthshause

Mittag gemacht. Meine Reisegefährten hatten hier das Innere des Postwagens verlassen, um an dem in Wiener Weise sehr schmackhaft bereiteten Mittagessen Theil zu nehmen, und ich muß sagen, es schmeckte dem jungen Paare trotz der Abschiedsschmerzen in Kronstadt ganz vortrefflich. Er war ein intelligenter Mann von angenehmen Manieren, ganz Ungar vom Scheitel bis zur Sohle; sie — nun ich kann nur sagen, sie war eine sehr schöne Frau, deren schöne Züge durch ein zauberisches Lächeln zuweilen noch schöner wurden; aber sie sprach nichts anderes als ungarisch, kein Wort deutsch und kein Wort französisch — eine Conversation zwischen ihr und mir war also unmöglich. Während beide noch beim Nachtisch zärtliche Blicke und Worte mit einander austauschten, verließ ich das Wirthshaus und sah mir den Marktflecken und sein altes historisches Schloß an. Welche Contraste in den deutschen, wallachischen und ungarischen Häusern, sowie in der dreifachen Bevölkerung des Orts! Wie stattlich sahen die sächsischen Häuser, und ihre Bewohner in ihren Sonntagsanzügen aus, während die wallachischen Häuser, sowie ihre Bewohner nur zu deutlich davon Kunde gaben, daß erst wenige Jahre seit Aufhebung ihres Hörigkeitsverhältnisses in Siebenbürgen verflossen sind. Kleine, mit Stroh gedeckte Hütten neben den stattlichen Sachsenhäusern, wie ich sie in Weidenbach, Zeiden und Fleddin gesehen hatte. Das „far niente“ stand Ersteren auf dem Giebel geschrieben, während die Arbeitsamkeit, der Fleiß und die Thätigkeit aus den

Fenstern der deutchen Häuser auf die Straße blickten. Und wie stattlich nahmen sich die dickstoffigen tuchenen Röcke, die langen Lederwesten neben der leinenen Bekleidung der Rumänen aus! Die Ungarn, welche mir auf der Promenade begegneten, waren in ihrer kleidsamen nationalen Tracht; ihre, mit Schindeln gedeckten Häuser unterschieden sich in nichts von den Häusern, wie man sie in allen ungarischen Landstädten sieht. Wenn man so die drei Bevölkerungen Siebenbürgens neben einander erblickt, überzeugt man sich, wie weit die sächsische Bevölkerung die beiden anderen Bevölkerungen in Cultur und Civilisation überragt. Das historische Schloß von Fogaras fand ich leider auch unifizirt. Statt daß man es geschwärzt und geschmückt mit den Wunden hätte lassen sollen, welche ihm die Türken und die Ungarn, die Aufständischen und die Deutschen in allen siebenbürgischen Kriegen geschlagen haben, hat man daraus eine häßliche österreichische Citadelle gemacht, seine historischen Mauern mit Ziegeln ausgeflickt und mit einer prächtigen, weißen Farbe überstrichen. Seine vier Thürme, um die Hälfte verkürzt und ebenfalls prächtig weiß angestrichen, standen schwerfällig an den Ecken des Hauptgebäudes, hinter denen die dicke Mauer hervorragte, welche ehemals die Kapelle beschützte.

Die zweite Hälfte des Weges, welche wir bis zum Abend nach Herrmannstadt zurücklegten, unterschied sich darin von der ersteren, daß wir durch Dörfer fuhren, welche zuweilen zur Hälfte aus wallachischen Häusern

bestanden. War die Bevölkerung gemischt, so bewohnten die Sachsen bestimmte Straßen für sich, in denen ich kein wallachisches Haus bemerkt habe. Oder bestand das Dorf nur aus einer Straße, so bewohnten die Sachsen die eine Seite derselben, während die Wallachen auf der anderen wohnten. Daß die sächsische zu der wallachischen Bevölkerung in gar keine Beziehung tritt, daß niemals Heirathen zwischen den Wallachen und den Deutschen in Siebenbürgen stattfinden, ist daraus leicht erklärlich, daß, wie ich schon erwähnte, das Hörigkeitsverhältniß der wallachischen Bauern erst seit Kurzem aufgehoben ist, daß die Wallachen der griechisch-katholischen Kirche angehören, während sich die Sachsen in Siebenbürgen zur lutherischen bekennen, und daß überhaupt der Siebenbürgen bewohnende deutsche Volksstamm eine außerordentliche Zähigkeit im Festhalten seiner nationalen Individualität bewiesen hat und die sächsische Colonie ein getreues Abbild des Mutterlandes geblieben ist. Auch die Postillone wechselten von Fogaras bis Herrmannstadt. Abwechselnd fuhr uns ein wallachischer Postillon in seiner leinenen Kleidung, worüber er ein Schaffell, die rauhe Seite nach außen, gezogen hatte, abwechselnd ein sächsischer Postillon im Tuchrock, in Tuchhosen und langen Stiefeln, einen mit Bändern geschmückten, runden Hut auf dem Kopfe. Nur in einer Beziehung waren sie sich alle gleich, wenn sie an das Ende der Station angekommen waren, und ihr „Bakschisch“ — ihr Trinkgeld zu fordern. „Bakschisch“ ist noch der alte türkische Ausdruck. Der

ungarische Pußtenbewohner im Wagen erzählte mir auf einer Station, wo wir den Kaffee nahmen, daß er auf der Hinreise in das Szeklerland, um seine Braut zu holen, mitten in der Nacht aus dem tiefsten Schlaf geweckt sei. Verwundert habe er aufgeschaut, weshalb er geweckt werde? Da habe er den Postillon vor sich erblickt, der ihm seinen Hut mit dem Worte „Bakschisch“ hingehalten und zu dem Zweck ihn geweckt habe. In einem Weiler — ich glaube er hieß Freck — dessen Bevölkerung ganz wallachisch war, kamen die Bauern gerade, als wir hindurchfuhren, aus der Kirche. Es ging bereits zum Abend und es war kühl geworden. Männer sowohl, wie Mädchen und Frauen hatten deshalb ihr Schaffell über die leinene Kleidung gezogen. Mit den hohen Mützen von schwarzem Fell glichen sie, von hinten gesehen, in ihre schwarzen und weiße Felle gehüllt, einem Haufen größerer und kleinerer Bären und boten einen unbeschreiblich komischen Anblick. Die Landstraße blieb immer in demselben wohlerhaltenen Zustande, wie am Morgen. Sie führte meistentheils an der Aluta entlang welche sie mehrmals auf hölzernen, bedeckten Brücken überschritt, wie man sie in der Schweiz sieht. Zuweilen begegneten uns große, sechsspännige, nach deutscher Sitte mit leinenen Planen bedeckte Frachtwagen, welche Waaren von Herrmannstadt nach Kronstadt brachten. Und damit auch das kleinste deutsche Detail auf dieser Straße nicht fehlte, so standen einmal zwei deutsche Handwerksburschen am Wege, welche in deutscher Manier ihren Hut hinhielten

um eine Gabe zu empfangen. Eine kurze Strecke erhielt ich einen jüdischen Kaufmann in meinem Coupé zum Reisegefährten. Die Juden sind in Siebenbürgen sehr zahlreich und leben meistentheils als Bauern oder Branntweinbrenner auf dem Lande. In den Städten dürfen sie nicht Bürger werden. Ihre Existenz ist übrigens eine sehr gedeihliche, da der Zinsfuß in Siebenbürgen über zehn Prozent beträgt. Mein Reisegefährte war Kaufmann in einem Flecken, den wir durchfuhren, und besaß ebenfalls, wie er mir erzählte, eine Branntweinbrennerei. Er schilderte mir den Reichthum Siebenbürgens in Rohprodukten aller Art und beklagte sich in bitterer Weise über die österreichische Regierung und Verwaltung, welche für Hebung der volkswirthschaftlichen, kommerziellen und industriellen Interessen des Landes gar nichts thäte. Der Mann hatte vollkommen Recht. Die Industrie in Siebenbürgen ist höchst unbedeutend. Es ist ein schlimmes Zeichen für den Wohlstand dieses durch guten Boden, reiche Ernten, feurigen Wein, herrliches Vieh, berühmte Pferde und enormen Mineralreichthum so gesegneten Landes, daß gar kein Realkredit stattfindet. In Siebenbürgen existirt kein ordentliches Hypothekengesetz. Die Unsicherheit des Eigenthums und des Credits sind also leicht erklärlich. Während die benachbarten Länder alle beinah dieselben Erzeugnisse wie Siebenbürgen besitzen, bilden nach dem Westen zu die Zölle in den österreichischen Erbländern einen Schlagbaum, der jede Ausfuhr unmöglich macht. Nur die städtische

Industrie findet Absatz in der Moldau und Wallachei. Die Flüsse sind nicht regulirt. Mit keinem der benachbarten Länder ist Siebenbürgen bis jetzt durch eine Eisenbahn verbunden. Von einer Ausfuhr an Rohprodukten kann also abgesehen von den Ausfuhrszöllen, keine Rede sein.

Als die Abenddämmerung anbrach, kamen wir wieder in die Nähe des Gebirges. Hohe Berge begrenzten den Horizont. Der Condukteur zeigte mit der Hand nach einem Einschnitte in der Bergkette und sagte: „Das ist der rothe Thurmpaß." Der rothe Thurm ist das Defilé, welches von Siebenbürgen nach der Wallachei führt. Es war bereits ganz dunkel, als wir in Herrmannstadt, der sächsischen Hauptstadt Siebenbürgens, ankamen. Wir hatten das Sachsenland fast in seiner ganzen Länge durchfahren.



Dreizehntes Kapitel.

Die Hauptstadt der Sachsen und ihre Umgegend.

Herrmannstadt und seine Geschichte. Umgegend von Herrmannstadt. Franz Schreiber. Der rothe Thurmpaß. Die älteste Kirche in Siebenbürgen. Michelsberg. Ein deutscher Pfarrer. Heltau und seine Bewohner.

Er wollte mich durchaus in die Bibliothek führen, um mir einige merkwürdige Manuscripte zu zeigen, reund Schreiber, Magistratssekretär in Herrmannstadt, iner der Führer der liberalen jungsächsisch - magyarischen

Opposition Siebenbürgens und heute einer der beiden Redakteure der „Siebenbürgischen Blätter.“ Und es war ein so sonniger, frischer Maitag! Dann sollte ich durchaus ein Münzkabinet sehen und nach dem Münzkabinet afrikanische Raritäten, welche aus Algerien, ich habe vergessen, auf welch' sonderbarem Wege, in die alte Sachsenstadt gerathen waren. Und draußen wehte ein so lauwarmer Wind aus der Wallachei durch den rothen Thurmpaß über die schöne Hochebene, auf der Herrmannstadt, umgeben von einem Kranze hoher, vom Scheitel bis zur Sohle bewaldeter Berge liegt! „Lassen Sie uns nicht in den dumpfen Sälen umherkriechen“, erwiederte ich ihm auf seine vielen freundlichen Anerbietungen, „die afrikanischen Raritäten habe ich in Afrika selbst gesehen, und prächtig bemalte und vergoldete Nürnberger Gebetbücher, wie Sie mir eins zeigen wollen, sah ich in Nürnberg. Ich mache Ihnen einen anderen Vorschlag. Fahren wir in den goldenen Frühlingstag hinein; Mailuft und Waldesduft sind mir lieber, als Bücherstaub und alte Scharteken, auf denen der Moder von Jahrhunderten liegt. Besuchen wir ein Sachsendorf! Zeigen Sie mir lebendige Menschen. Es müssen hier herum Trümmer eines alten Schlosses auf einem Berge stehen, welches Tartaren und Türken belagerten. Michelsberg oder Michelsburg muß das Kastell heißen, nahe am historischen, rothen Thurmpaß.“

„Sehr gern, sagte der liebenswürdige Freund, einer der geistvollsten und freiheitlichstdenkendsten Menschen,

welche ich unter den deutschen Landsleuten in Siebenbürgen gefunden habe. Mir ist auch Sonnenschein und Frühlingsluft lieber, als alter Scharteken- und Bücherstaub. Ich wollte Ihnen nur die Raritäten zeigen. Also fahren wir nach Michelsberg. Einer meiner Freunde ist dort Pfarrer. Er hat in Leipzig studirt. Ich werde einen Wagen besorgen. In einer halben Stunde fahren wir."

Damit ging er. Ich hatte die Raritätenkabinette überwunden. Herrmannstadt besitzt auch eine Sammlung von Portraits einheimischer Fürsten und in Siebenbürgen gefundener römischer Alterthümer. Jedenfalls hatte ich eine weit bessere und reichhaltigere Sammlung in Pesth gesehen. Einige Merkwürdigkeiten im Münzkabinet und in der Waffensammlung interessirten mich nicht. Man sieht auf der Reise derartige Kleinigkeiten, um sie am anderen Tage wieder zu vergessen. Dagegen bleiben großartige Landschaftsbilder und lebendige Menschen, mit denen man gesprochen und verkehrt hat, immer im Gedächtniß.

Herrmannstadt, die Sachsenhauptstadt, hatte ich bereits am Vormittage durchwandert, während der neue Freund auf dem alten Rathhause hinter bestaubten Actenstücken saß, und die Funktionen seines Amtes verwaltete. Von der Gründung der Sachsenhauptstadt erzählt man sich dieselbe Fabel, wie von Carthago's Ursprung, und eine Quelle mit dem Namen: „der Brunnen des Schweinehirten" erinnert noch an die Klugheit

des Hirten, der die ersten Hütten auf dem Stück Feld errichtete, das er mit einer Ochsenhaut bedecken konnte.*) Die Stadt hat übrigens ihren Namen von einem Deutschen, Herrmann, der mit Gisela von Bayern, der Gemahlin Stephan des Heiligen, nach Ungarn kam und dessen letzter weiblicher Nachkomme im Jahre 1844 arm und ungekannt starb. Herrmann vergrößerte das Dorf und zog seine Landsleute hin. Allmählig gewann die Stadt an Wichtigkeit und wurde der stärkste befestigte Platz in Siebenbürgen. Nach Herrmannstadt flüchteten sich die hohen Beamten der Provinz in Zeiten der Unruhen. Herrmannstadt hat den Ruf, alle Angriffe der Türken zurückgeschlagen zu haben; es ist nie eingenommen worden. Verwundert über die vielen, mit Ziegeln gedeckten Gebäude – denn Ziegel waren damals noch nicht üblich, nannten die Türken Herrmannstadt „die rothe Stadt." Aber in den Bürgerkriegen, welche Siebenbürgen verheerten, blieb Herrmannstadt nicht verschont. Fürst Gabriel Bathori behandelte Herrmannstadt, obschon es sich ihm gutwillig ergeben hatte, wie eine im Sturm eroberte Stadt, erhob ungeheure Kriegssteuern, legte die Rathsherren in Fesseln, jagte eine Menge Bürger aus der Stadt, während er ihre schönen Frauen und Töchter zurück behielt und überließ die Stadt seinen Truppen. Ein halbes Jahrhundert später wurde Herrmannstadt von Georg, dem zweiten „Rákotzi" belagert

*) Timon. Imago Hungariae.

aber nicht genommen. Doch diese Zeiten liegen weit hinter uns. Ich fand die Mauern gesprengt, welche einst den Stolz der Bürger von Herrmannstadt ausmachten, weil sie die Ausdehnung der Stadt hinderten, und die befestigten Thore abgetragen. Der untere Theil der Stadt bestand aus schmalen, krummen Gassen, noch mehr verengt durch steile, enge Treppen, welche tiefer gelegene mit höher gelegenen Straßen verbanden und aus Häusern mit Giebeldächern bestanden. Weit besser gebaut und weit schöner anzusehen ist die obere Stadt, welche breitere Straßen, einige schöne Plätze und viele gutgebaute, moderne Häuser hat. Mehrere öffentliche Gebäude und auch einige Privatgebäude stammen aus der Zeit des Rococco-Baustyls. Die lutherische Kirche verdient angesehen zu werden. Sie besitzt die einzigen in Siebenbürgen noch vorhandenen gemalten Kirchenfenster. Ein Wandgemälde — eine Kreuzigung — ist ebenso merkwürdig durch sein Alterthum, wie durch die überraschende Vortrefflichkeit der Arbeit. Die nothwendig gewordenen Ausbesserungen haben der Kirche viel von ihrem gothischen Charakter genommen, haben ihn aber nicht ganz verwischt. Der Fußboden besteht aus merkwürdigen Leichensteinen; auf einigen Gräbern ruhen die Steinbilder der daselbst Bestatteten.

Das Museum und die Bibliothek in Herrmannstadt hat ein Sachse gegründet, Baron Bruckenthal, unter Maria Theresia Gouverneur von Siebenbürgen, einer der reichsten Grundbesitzer im siebenbürgischen Sachsenlande.

Das Waisenhaus ist von Maria Theresia errichtet. Die darin aufgenommenen Kinder werden alle in der katholischen Religion erzogen. Die Stadt ist der Sitz der Landeskasse und verschiedener anderer öffentlicher Collegien. Der nicht-unirte griechische Bischof residirt hier, sowie der Generalkommandant der österreichischen Truppen der Provinz. Die ungarischen Magnaten in Siebenbürgen ziehen als Wohnsitz Klausenburg vor, welches allerdings ein in geselliger Beziehung angenehmerer und belebterer Ort ist, als Herrmannstadt. Herrmannstadt wird nur von Sachsen bewohnt, deren Zahl sich über 20,000 belaufen mag; in den Vorstädten wohnen auch einige Wallachen. Das deutsche Theater, welches ich am Abend besuchte, ist nicht schlecht. Ich habe den Troubadour in mancher großen deutschen Stadt nicht besser aufführen gehört. Herrmannstadt hat auch einige gute Fabriken und man bemerkt eine gewisse Handelsthätigkeit. Der Gewerbfleiß und das industrielle und kaufmännische Leben, welches ich auf den Straßen von Kronstadt gefunden hatte, fand ich indeß in Herrmannstadt lange nicht. Gegen Kronstadt erschien mir Herrmannstadt einsam und todt. Jedenfalls ist die Lage der Stadt sehr schön. Hohe Berge begrenzen den Horizont. In der Nähe der Stadt bietet das Land einen sehr angenehmen und reichen Anblick. Doch wir fahren ja hinein. Nach einer halben Stunde kam der Wagen. Freund Schreiber hatte seiner schönen Frau gesagt, daß er mit mir ins Land fahre. Im Trabe gings zum Thore hinaus,

in der Richtung des berühmten rothen Thurmpaßes hin, der die Wallachei von Siebenbürgen trennt. Wenn ich an den rothen Thurmpaß denke, muß im immer an Blut denken. Alle Kämpfe der Türken, der Tartaren, der Ungarn und der Deutschen, welche hier gefochten wurden, gehen mir dann durch den Kopf. Zuletzt focht hier der unvergeßliche General Bem, „der Tapferste der Tapferen“, für die Freiheit Ungarns. Wahrscheinlich hat das berühmte Defilé seinen rothen Namen auch von Blut, nicht von einem roth angestrichenen Kastell. „Véres Torony“ habe ich den Paß in Michelsberg nennen hören. „Véres Torony“ heißt „der blutige Thurm.“

Der Wagen rollte über die wohlgehaltenen Kieswege reizender Garten- und Parkanlagen, welche an der östlichen Seite der Sachsenstadt eine herrliche und schattige Promenade bilden. Dann kamen wir in ein Wäldchen von Eichen und Buchen. So weit das Auge blickte, stattliche Stämme mit prächtigen Kronen und Zweigen, schöne Gruppen, welche sich mit den Spitzen ihrer grünen Aeste berührten. Den Boden bildete eine weiche Moosdecke, auf deren frischen Frühlingsfarben die goldenen Töne und Reflexe der Nachmittagssonne funkelten. Ueberall Waldesstille und Waldeinsamkeit. „Ein Theil des Waldes heißt das „Schreiberswäldchen“, sagte mein Begleiter, und trägt den Namen von meinem Großvater, der ihn angelegt hat. Am Sonntage bildet er die Stätte zu einem allgemeinen Ausfluge der Herrmannstädter Bürger mit ihren Frauen und Töchtern.

Als wir den Wald hinter uns hatten, näherten wir uns immer mehr der Bergkette der Karpathen und fuhren dem Eingange des berühmten Defilé, welches aus Siebenbürgen nach der Wallachei führt und den Namen des „rothen Thurms" trägt, ganz nahe vorüber. Der berühmte Paß wird durch die Aluta gebildet, welche hier die hohe Bergkette durchbricht und in die Donau strömt. In einem sehr tiefen Bette fließt der Strom neben einem mühsam in Felsen ausgehauenen Wege. Im Hintergrunde sieht man die Berge auf beiden Seiten sich allmählig senken, um den Fluß durchzulassen. Der Paß selbst bildet eine Reihe Scenen, deren Charakter nicht ohne Großartigkeit ist, da die Aluta eine Menge Biegungen macht und die Felsen, ganz mit Wald bedeckt, zu beiden Seiten hoch hinansteigen. Zuweilen senkt sich die schmale Straße, welche fast ganz in die Felsen gesprengt ist, bis zum Flußbett hinab, dann steigt sie wieder hoch an den Felsen hinauf. Kaiser Karl der Sechste hat sie im Jahre 1727 anlegen lassen, wie einige in den Fels ausgehauene Worte dem Wanderer anzeigen. Auf der Herrmannstädter Seite wird der Paß durch eine Bastion vertheidigt, welche Maria Theresia bauen ließ. Wenn sie auch die Straße beherrscht, eine ansehnliche Truppenmacht würde sie schwerlich lange aufhalten können.

Der rothe Thurmpaß ist einer der am meisten mit Blut befleckten Orte im südöstlichen Europa. Frühzeitig schon trugen die Bewohner Siebenbürgens Sorge, diesen Paß den Feinden zu verschließen. König Ladislaus der

Sechste baute hier zu diesem Zweck zwei Burgen; dann ließ Georg Rákotzi einen runden Thurm zum Schutze des Passes errichten, der heute von der Zeit hinabgestürzt ist. Türken und Tartaren, Sachsen, Wallachen, Ungarn und Oesterreicher haben den rothen Thurmpaß Jahrhunderte hindurch zum Schauplatze ihrer Kämpfe gewählt; der Paß hat eine ganz mit Blut geschriebene Geschichte, welche neuerdings mit den Schlachten, welche General Bem, „der Tapferste der Tapferen", hier gegen Oesterreich geschlagen hat, geschlossen ist. Oft erwarteten die Siebenbürgen bewohnenden Ungarn und Sachsen an seinen engsten Stellen, hinter den Felsen versteckt, die einfallenden Türken und Tartaren; ein wüthender Kampf entspann sich auf dem engen Terrain, und die Wellen der Aluta schwemmten die Leichen der Gefallenen zur Donau. Im Jahre 1493 lieferten die Szekler hier den Türken eine Schlacht, und stürzten den größten Theil der Gefangenen, sowie die Todten von den Höhen in den brausenden Strom. Wiederum erlitten die Türken im Passe eine schwere Niederlage. Fünftausend der Ihrigen blieben todt auf dem Platze und Tausende ertranken im Strome.

Aber fort von diesem mit Gräueln und Blut bedeckten Orte! Wir fahren noch eine Viertelstunde und biegen dann in eine enge Thalschlucht ein, welche von einem silbernen Bache durchströmt wird. An seinen Ufern stehen Weiden und Pappeln, herrliche Weichselbäume wechseln mit Kirschbäumen, die der Frühling mit seinem

weißen Blüthenschmuck bedeckt hat. In der Schlucht liegt das Sachsendorf Michelsberg. Vor der Schlucht erhebt sich ein steiler Ganitkegel von etwa 300 Fuß Höhe, auf dessen Spitze, von einer einfachen Ringmauer umgeben, sich ein kleines, uraltes Kirchlein erhebt, welches heute nur noch die friedliche Bestimmuug hat, als feuersicherer Ort die Fruchtvorräthe und sonstigen kostbaren Gegenstände der Dorfbewohner aufzubewahren. Wir lassen den Wagen nach dem Dorfe fahren und steigen auf dem wohlgehaltenen Fußpfade zu der Spitze des Felskegels hinan.

Das Plateau des Felskegels ist von keinem bedeutenden Umfange. Es ist von einer halbzerfallenen Ringmauer umgeben. Der Eintritt findet durch ein kleines, eisenbeschlagenes Pförtchen statt. Ist man eingetreten, so erblickt man eine Kirche im sogenannten romanischen Styl in seiner entwickelten Form. Wir treten vor das Hauptportal. Die weit abgeschrägten Seitenwände stufen sich in vier Pfeilerecken ab, welche auf jeder Seite mit einander abwechselnd zwei runde und zwei achteckige Säulen zeigen. Auf jeder Seite erhebt sich ein halbkreisförmiger Rundbau und bildet so über der geradlinig geschlossenen Thüre einen reich gegliederten Halbkreisbogen. Ueber dem Portal erhebt sich der Giebel, dessen Spitze fast einen rechten Winkel bildet, das Mauerwerk desselben besteht aus Bruchsteinen, die nicht künstlich zugehauen, nur mit der einen flachen Seite nach vorn gekehrt, sonst aber ungestaltet und eckig über einander gefugt sind, so

daß das Auge kaum die Reihen zu unterscheiden vermag, in denen sie aufeinander geschichtet liegen.

Zu beiden Seiten des Hauptportals sollten wie man sieht, zwei Thürme den Bau zieren, aber es sind von dem nördlichen Thurm nur zwei, von dem südlichen nur ein Stockwerk vollendet.

Hoch über dem Portale erhebt sich fünf Klafter hoch das Mittelschiff. Es empfängt auf jeder Seite von drei kleinen Fenstern ein spärliches Licht. Zu beiden Seiten dieses Hauptschiffes halb so breit und halb so hoch stehen die Seitenschiffe mit ihren Eingängen. Hinter dem Haupt schiffe, niedriger als dieses, beginnt das Chor, wiederum niedriger ein halbkreisförmiger Vorbau, gedeckt mit einer Kuppel in Form einer Viertelkugeloberfläche und erleuchtet von drei Fensterchen. Ein ähnlicher Vorbau schließt auch die beiden Seitenschiffe ab. Sehen wir uns, bevor wir in das Innere der Kirche treten, das Mauerwerk auch außer der Hauptfront an. Dasselbe ist aus Back- und Bruchsteinen zusammengesetzt. In die, bei diesem wenig passenden Material entstandenen, großen Zwischenräume ist der aus überaus grobem Sand bereitete Mörtel aufgegossen, was man in der Kunstsprache „Gußmauerwerk“ nennt. Durch die beiden Seitenschiffe führten in früherer Zeit zwei Thüren in die Kirche, von denen aber jetzt die südliche Thüre vermauert ist. Wir treten durch die nördliche Thür in das Innere der Kirche.

Das Innere der Kirche zerfällt in das Hauptschiff,

in die beiden Seitenschiffe und in den quadratförmigen Chorraum. Das Hauptschiff war ehemals wie heute flach gedeckt. Die Seitenschiffe sind mit Tonnengewölben eingewölbt und den quadratischen Chorraum deckt ein Kreuzgewölbe. In den südlichen Ecken des Hauptschiffes gegen den Chor hin befindet sich ein steinerner Aufsatz, auf dem wohl einst die Kanzel stand. Neben dem Hauptportal befindet sich, etwa drei Fuß über dem Boden auf jeder Seite eine schmale Thürwölbung, welche innerhalb der einen Fuß dicken Mauer zu den schmalen Stiegen führt, welche die Thurmaufgänge bilden sollten. Von dem Hauptschiff sind die beiden Seitenschiffe durch breite, aber niedrige Bogen geschieden; die Pfeiler derselben sind massiv, ungegliedert und ohne allen und jeden Schmuck. Wände und Decke des Chors zeigen noch Spuren ehemaliger, heute kaum zu erkennender Wandmalereien. Noch eine Eigenthümlichkeit im Innern der Kirche ist zu erwähnen. Ueber dem Hauptportal befindet sich ein rother Kreis mit einem rothen Kreuz — eine Erscheinung, welche man selbst in den ältesten Siebenbürger Kirchen nur selten findet. Das Zeichen bedeutet, daß die Kirche von einem Bischof eingeweiht worden ist.*)

Die Kirche ist das älteste Bauwerk im siebenbürgischen Sachsenlande. Sie stammt noch aus der Zeit, wo Batu Chan mit seinen wilden Horden das ungarische Reich zerstörte. Der reine romanische Baustyl in seiner ent-

(* S. die Michelsberger Burg. Eine historische Skizze. Herrmannstadt 1865.

wickelteren Form ist der Beweis für diese Behauptung. Solche Bauwerke gehörten in Siebenbürgen spätestens dem ersten Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts an. Wie viele Jahrhunderte sind an ihr vorübergezogen, Jahrhunderte des Ruhmes, des Schreckens und der Verwirrung. Aehnliche befestigte Kirchen, wenn auch aus einer späteren Zeit, findet man, wie schon mehrmals erwähnt wurde, in vielen Dörfern des Sachsenlandes. Sie wurden zum Schutz gegen die Tartaren und Türken angelegt. Zu diesem Zweck hat auch die befestigte Michelsberger Kirche häufig gedient. Die hölzernen Baracken, welche die Michelsberger Dorfbewohner in gefährlichen Zeiten bezogen, sind heute gefallen, so wie die Thürme, welche die Ringmauer vertheidigten, aber alte Männer in Michelsberg wissen noch davon zu erzählen. Als im Jahre 1527 der wilde Bürgerkrieg neun Jahre lang Siebenbürgen durchtobte, da boten die die Kirche um gebenden hölzernen Stuben und Baracken den armen Michelsbergern ihr kärgliches Obdach. Von hieraus sahen sie mit banger Sorge hinüber und lauschten dem dumpfen Donner der Geschütze, wenn eine Streifpatrouille das arme Dorf mit Brand und Plünderung heimsuchte. So war es in den Jahren 1603 und 1660, so erging es unseren Landsleuten in Michelsberg während der Empörung Franz Rackotzi's in den Jahren 1703 bis 1711. Heute sind diese bösen Zeiten für Siebenbürgen vorüber. Man blickt von dem Gipfel des Bergkegels auf eine reiche, vortrefflich angebaute Ebene, welche ganz mit den schönsten

Obstbäumen bedeckt ist. Hinter den Obstbäumen schaut eins der größten und schönsten Sachsendörfer in Siebenbürgen — das stattliche Heltau — hervor, rechts und links von den Obstgärten steigen mit Reben beflanzte Hügel auf. Das freundliche Wäldchen, welches sich an der rechten Seite der Hügel entlang zieht, führt nicht umsonst den Namen des Paradieses. Der Blick ist außerordentlich schön; er ruht auf einem reichen, vortrefflich angebauten Lande — auf einem Lande, welches deutsche Cultur, deutsche Thätigkeit und deutscher Fleiß geschaffen haben. Nirgends bieten die südöstlichen Länder Europa's von Pesth bis Galatz einen ähnlichen Anblick, außer auf einigen Strecken Ungarns. Aber hier sind es auch wiederum deutsche Colonisten, welche Cultur und Wohlstand geschaffen haben. Die Deutschen sind ganz unzweifelhaft das erste Culturvolk der Erde. Kein anderes Volk kann sich in dieser Beziehung mit ihnen vergleichen. Nach einer halben Stunde saßen wir im Wirthshause des Dorfes Michelsberg, und versuchten den Wein, der auf den Rebenhügeln, welche wir von der Spitze des Bergkegels erblickt hatten, gewachsen war. Mit uns an denselben Tische saß der junge Pfarrer von Michelsberg, der in Leipzig studirt hatte. Die sächsischen Gemeinden in Siebenbürgen wählen sich ihre Pfarrer selbst, von denen sie verlangen, daß sie auf deutschen Universitäten studirt haben müssen, und geben ihnen einen reichlichen Gehalt. Ich glaube nicht, daß es in Deutschland viele so gut dotirte Pfarrstellen giebt, wie im siebenbürgischen Sachsenlande.

Auch unser junger Pfarrer befand sich auf seiner Stelle, die er erst seit einem Jahre bekleidete, recht wohl. Nur wollten ihm die fröhlichen Tage des Studentenlebens in Leipzig in seinem einsamen siebenbürgischen Dorfe noch nicht recht aus dem Sinne, und es war für ihn ein ganz besonderer Genuß, mit mir von Leipzig zu sprechen, welches ich erst vor einigen Monaten auf der Durchreise besucht hatte. Das Dorf Michelsberg hatte in seinen Gebäuden und Bewohnern, so wie in ihren Sitten noch ein ganz deutsches Gepräge. Nicht ein einziger Rumäne hatte sich in Michelsberg ansiedeln können, wie mir der Pastor erzählte, die Bevölkerung war ganz exclusiv deutsch geblieben.

Unsern Rückweg nach Herrmannstadt nahmen wir durch das Dorf Heltau, welches ich bereits oben vom Berge gesehen hatte. Der Pfarrer begleitete uns, um am Abend in Herrmannstadt mit uns das Theater zu besuchen und die Musik des Troubadour zu hören. Ich hatte mit ihm zu viel von Leipzig gesprochen. Alte Erinnerungen aus seinen fröhlichen Studentenjahren waren in ihm wieder wach geworden, und er konnte allein heute Abend in seinem einsamen Dorfe bei seinen Bauern, seinen Büchern und — seiner Frau, mit der er seit sechs Monaten verheirathet war, nicht aushalten. Die Töne der Verdi'schen Oper sollten ihm die Vergangenheit heraufzaubern. Wer kann es ihm verdenken, daß bei einem Alter von acht und zwanzig Jahren die Seelsorge der Michelsberger Bauern noch nicht seine ganze Seele

erfüllte, um so mehr, da er gar keine Anlagen zur Ascetik zu haben schien? Nach einer halben Stunde rollte unser Wagen durch die breiten Straßen von Heltau, welche mit stattlichen Giebelhäusern besetzt waren. Die Bauart aller dieser Häuser war wieder ganz dieselbe. An ein einstöckiges Giebelhaus, welches seinen Giebel der Straße zugekehrt, schloß sich mit einem großen Thorwege die Einfahrt in den Hof an. Die Häuser waren weiß gestrichen; manche hatten auch zwei Stock; die Fenster hatten grüne Jalousieen; über dem Thorweg las ich die Namen der Besitzer nebst der Jahreszahl der Erbauung der Häuser und zwischen den Fenstern des Erdgeschosses und des ersten Stockes schmückten zuweilen eine Bibelstelle oder ein Vers aus einem alten deutschen Liede die weiß gestrichene Wand. Heltau zählt zu den schönsten Sachsendörfern in Siebenbürgen und hat an 4000 Einwohner. Es ist schon im zwölften Jahrhundert von unsern einwandernden Landsleuten angelegt worden und mag damals freilich unansehnlich genug gewesen sein. Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts fing Heltau aber an, mächtig aufzublühen und seine jetzige Gestalt anzunehmen. Seine Bewohner trieben neben dem Landbau noch das einträgliche Gewerbe der Sichelschmiede und die Gemeinde war an Zahl sowie an Vermögen mächtig gewachsen. Heute sind die Bauern in Heltau auch Fabrikanten geworden. Sie fabriciren ein sehr starkes, weißes Tuch, von dem jährlich für eine halbe Million Gulden ausgeführt wird. Dieses Tuch ist in ganz Ungarn sehr gesucht,

und wird selbst noch weiter nach Oesterreich hin verkauft. Jede Familie besitzt ihre Webstühle, welche immer in Bewegung sind; denn der Erwerbszweig ist sehr gewinnbringend. Deshalb gleichen die Häuser auch mehr den Häusern der Vorstadt einer großen Stadt, als den Häusern eines Dorfes.



Vierzehntes Kapitel.

Fahrt durch das Banat.

Deven. Wie man vor dreißig Jahren im Banat reiste! „Große Rennbahnen mit Hindernissen.“ „Eingeschmutzt und eingetrocknet.“ Anblick des Banats. Die Dörfer der „deutschen Verwaltung.“ Deutsche Colonisten. Wallachische und serbische Dörfer. Ein Zigeunerlager. Temesvar. Bauart, Charakter, Bevölkerung, commerzielle Bedeutung. Die Eisenbahn von Pesth nach Herrmannstadt. Der serbische Adel und seine Reichthümer. Die Kaiserin Maria Theresia und Graf Batthyanitz. Das ganze Banat für 3 Millionen Gulden.

Ein warmer und sonniger Junitag neigte sich zum Abend. Seit fünf Uhr Morgens war ich von Herrmannstadt durch Siebenbürgen unterwegs. Um sieben Uhr Abends langte ich in Deven an. Die Abendsonne hüllte die Trümmer des alten Bergschlosses, welches auf das Städtchen hinabblickt, in einen feuerrothen Mantel —

ein ebenso pittoreskes wie ramantisches Landschaftsbild, an welches sich aus den Kämpfen des Jahres 1849 Erinnerungen magyarischer Tapferkeit knüpfen. Das Abendessen stand in dem von einem Deutschen gehaltenen Wirthshause fertig auf dem Tische und war ebenso gut, wie reichlich zubereitet. Nach einer halben Stunde sollte mit frischen Pferden die Reise fortgesetzt werden. Bei Anbruch des Tages, sagte der Wirth, würde ich im Banat und zu Mittag in Temesvar, der Hauptstadt des Banats, sein.

Wer vor zwanzig oder vor dreißig Jahren von Deven nach Temesvar reiste, hatte wohl keine Aussicht, diesen Weg in einem Tage zurückzulegen. Die Schilderungen Pückler Muskau's und Kohl's, welche damals das Banat bereisten, waren mir noch frisch im Gedächtniß. Fürst Pückler nennt die Wege im Banat zu damaliger Zeit „große Rennbahnen mit Hindernissen" und Kohl weiß nicht genug von der erbärmlichen Beschaffenheit der damaligen ungarischen Straßen im Banat zu erzählen, welcher er „einen zwischen zwei Gräben eingeschlossenen weichlichen Morast" nennt. „Bei uns", sagt er, „giebt es, wenn die Wege grundlos sind, für die Reisenden doch immer noch ein Auskunftsmittel. Man läßt beispielsweise den Wagen allein fahren und geht zu Fuß auf einem kleinen Fußwege nebenher, oder springt, wenn es nicht anders sein kann von Stein zu Stein. Hier im Banat aber, wo es keine erhöhten Raine an den Feldern, keine Steine und kein einziges

Fleckchen Erde giebt, welches anders vom Regen affizirt wäre, als alles übrige, ist das unmöglich. Die Graswiesen, welche uns zur Seite lagen, luden uns mehrere Male ein, zu Fuß nebenher zu gehen; aber wir fanden, daß es platterdings unmöglich war, drei Schritte darauf zu thun. Alles Erdreich war zum Versinken weich. Mich wundert nur, daß die Grashalme sich in diesem Breie aufrecht erhalten konnten. Es ist für einen fahrenden Reisenden ein höchst ängstlicher Anblick, so weit und breit nur einen unabsehbar weichen Brei vor sich zu sehen, in dem man nicht einen einzigen, festen Anhaltspunkt zu gewinnen weiß."

„Der schöne Sonnenschein ermangelte nicht, unsere Lage sehr bald noch zu verschlimmern. Die Sonne stieg nämlich höher; es wurde sehr heiß und je heißer es wurde, desto mehr verdickte sich sichtbar die Masse. Am vorhergehenden Tage hatte der Regen das Ganze flüssig erhalten; auch hatte er dazu beigetragen, den Schmutz immer wieder von unsern Rädern abzuspülen. Jetzt aber blieb Alles dickflüssig hangen und kleben! Zuerst beklebten sich die eisernen Beschläge mit Koth, dann die Seiten der Radfelgen, der Besatz wurde immer dicker und zuletzt hoben wir ganze centnerschwere fettige Sumpfstücke aus dem Boden heraus. Von diesen fielen zuweilen einige Brocken herunter und überzogen die Speichen mit ihrem zähen Leim, blieben auch wohl an der Nabe der Räder hangen; dann umhüllte sich die ganze Nabe mit Schmutz und endlich füllten sich auch alle

Zwischenräume der Räder damit aus. Die armen Pferde arbeiteten und keuchten, die Schmutzlawinen der Räder wuchsen, und am Ende rollten wir nicht mehr auf vier Rädern, sondern — wir standen fast auf vier Schmutzballen, an denen nicht mehr eine Spur von Rad zu erkennen war."

Kohl fügt hier in seiner Beschreibung die Worte „buchstäblich zu nehmen" hinzu und fährt dann folgendermaßen fort: „Es war schlechterdings unmöglich, das Fuhrwerk noch einen Zoll weit von der Stelle zu bringen. So wie man in Rußland einfriert und einschneit, so waren wir eingeschmutzt. Wir mußten Alle aus dem Wagen steigen und mit Beilen und dicken Stöcken, die schon auf diesen Fall mitgenommen waren, den Schmutz von den Rädern abmeißeln, und zwar mußte dies rasch geschehen; denn bei der steigenden Hitze der Sonne waren wir in Gefahr, am Ende einzutrocknen. Der zähe Schlamm der banater Erde trocknet sehr rasch und wird dann so hart wie Stein. Der Prozeß der Versteinerung unseres Wagens konnte sich sehr schnell vor unseren Augen vollenden. In zehn Minuten kamen wir mit der Arbeit zu Stande und die Pferde konnten uns wieder ein Bischen weiter schleppen. Jeder von uns nahm nun einen Knüppel in die Hand und faßte neben einem Rade Posto, welches er beaufsichtigte und bearbeitete, indem er beständig die sich ansetzenden, fetten Klumpen abstieß. Nichtsdestoweniger nahm hie und da die Einschmutzung so überhand, daß wir uns

noch zweimal festrannten und uns auf die besagte Weise loseisen oder vielmehr losschmutzen mußten."

„So reist man im Banate, wenn Sonnenschein auf Regen folgt."

So weit der berühmte Reisende Kohl. Heutigen Tages reist man, füge ich hinzu, glücklicherweise nicht mehr so im Banat, wenn Sonnenschein auf Regen folgt. Aber in dieser Weise reist man noch ungefähr in der Moldau und in der Wallachei. Als ich beim Abendessen in der gastlichen Wirthsstube in Deven mich dieser Kohl'schen Schilderungen der Banater Wege erinnerte, war ich recht froh, meine Reise durch das Banat im Jahre 1865 und nicht im Jahre 1840 zu machen. Auf Nebenwegen mag es freilich noch so sein; aber heute führt von Herrmannstadt nach Temesvar durch das Banat eine vortrefflich gehaltene Heerstraße, und durch das Torontaler Comitat nach Szegedin sogar eine Eisenbahn. Wenn Jemand einige Jahre nach mir von Herrmannstadt nach Temesvar reist, kann er auch diesen Weg auf der Eisenbahn zurücklegen. Der Postwagen, der mich dieses Mal von Herrmannstadt nach Temesvar führte und abwechselnd mit vier oder fünf Pferden bespannt wurde, war in ziemlich gutem Zustande. Mein Reisegefährte waren ein junger Sachse aus Kronstadt, der als Commis in ein Wiener Kaufmannshaus eintreten wollte und der ungarische Gutsbesitzer mit seiner schönen Frau aus dem Szeklerlande, dessen ich bereits auf der Fahrt

durch das siebenbürgische Sachsenland gedacht habe. Hinter Herrmannstadt hatten sie sich wieder zu mir gefunden. Abgesehen von der Hitze und dem Staube hatten wir uns seit heute Morgen in unserm Postwagen ziemlich behaglich gefunden, und waren mit der „Losschmutzung und Bearbeitung unserer Wagenräder" nach Kohl'scher Manier glücklich verschont geblieben.

Während des Abendessens hatte mich der Wirth mehrmals, wie es mir schien, in verdächtiger Weise angeblickt und dann mit aus dem Orte anwesenden Gästen heimlich geredet, worauf mich dieselben in ähnlicher verdächtiger Weise ansahen. Das Benehmen war mir unerklärlich. Aber als er mir nach beendigtem Abendessen die kleine Tasse schwarzen Kaffee's überreichte, sagte er plötzlich: „Nun, Herr Doktor, die Polizei braucht man gerade nicht zu requiriren, um Sie hier im Lande aufzufinden; wenigstens ich habe es so fertig gekriegt." Ich sah den Mann, den ich nun für einen heimlichen Polizisten hielt, erstaunt an, und erinnerte mich plötzlich, daß die österreichische Regierung während meines Pesther Aufenthalts von Wien aus sich durch telegraphische Anfrage bei der Pesther Polizeibehörde nach meinem Befinden erkundigt hatte. In Siebenbürgen hatte ich Leute besucht, welche damals gerade nicht gut in Wien angeschrieben standen. Sollte, dachte ich, deine Reise durch die unteren Donauländer trotz deines preußischen Passes in Deven ein Ende finden und du mit einen österreichischen Zwangspaß von Deven auf dem kürzesten Wege in die Heimath reisen,

und dieser freundliche Mann da der Vollstrecker heimlicher Befehle sein? Unmöglich war's nicht, und der Mann lächelte so pfiffig; es sind mir derartige Dinge ja auch schon oft vorgekommen. „Was geht mich die Polizei an?“ fuhr ich auf ihn los, „ich verstehe nichts von alledem.“ — „Nun, nun, werden's nur nicht böse,“ entgegnete er, „ich las nur in der Herrmannstädter Zeitung daß Sie unser Land bereisen, und da nun heute ein Herr mit der Post ankam, der fremdartig aussah, da dachte ich, Sie müßtens wohl sein; ich sah mir die Liste des Conducteurs an, und richtig, ich hatte mich nicht getäuscht. Fremde reisen hier ja gar nicht im Lande.“ Das Mißverständniß hatte sich bald aufgeklärt. Nur hatte ich dem freundlichen Manne Unrecht gethan! Nur schriftstellerische und keine polizeiliche Interessen hatten ihn zu mir hingezogen, und er that sich nicht wenig auf seine Divinationsgabe zu Gute. Während er mich zum Wagen begleitete, mußte ich ihm auch eiligst von Palmenwäldern und von Löwen und Panthern erzählen. Der rothe Sonnenmantel, der vor einer Stunde die Schloßtrümmer von Deven umhüllte, hatte sich nun in einen blauduftenen Schattenmantel verwandelt. Fünf frische Pferde standen vor dem Wagen geschirrt. Mit einer Liebenswürdigkeit, wie sie nur in den Flitterwochen gebräuchlich ist, hob der Ungar das Szeklermädchen in den Wagen, und ich schüttelte den Wirth herzlich die Hand, ihm im Stillen das Unrecht abbittend, daß ich ihn für einen „Spitzerl“ gehalten hatte. Im gestreckten Trabe fuhr der Wagen in

den dämmernden Abend hinein. Wenn die Sonne wieder aufging, sollte ich das Banat sehen.

Ich dachte an Decebalus, den tapferen Heerführer der Dacier, an Trajan, der hier seine Kriege führte und endlich den Dacierfürsten unterwarf; die römische Vergangenheit der Länder an der unteren Donau zog in kriegerischen und glänzenden Bildern an mir vorüber. Stolzer Decebalus, du zogst das Gift dem Schicksal vor, hinter dem Triumphwagen des großen Kaisers über das Forum Romanum zu schreiten! Dann gedachte ich der Türkenschlachten, in denen Prinz Eugen das Banat für Oesterreich eroberte. Nun begann für das Banat die Zeit „der deutschen Verwaltung," welche dasselbe zu einer der bevölkertsten und fruchtbarsten Provinzen Oesterreichs gemacht hat. Das Land war unter der türkischen Herrschaft entvölkert und verwüstet. Nun wurden Deutsche, Spanier, Italiener, Serben, Bulgaren, Armenier in das Land gerufen und mit Ländereien belehnt; Canäle wurden zur Austrocknung der Sümpfe und zur Schiffahrt gegraben, Städte und Dörfer angelegt. Aus jener Zeit stammen noch die vielen deutschen Colonieen im Banat, sowie in jener Colonisationsperiode der Grund der heute noch dem Reisenden überall dort entgegentretenden Erscheinung zu suchen ist, daß die Bevölkerung aus einer Musterkarte aller möglichen Völker besteht. Deutsche, Wallachen, Armenier, Serben, Magyaren, Schokazen, Spanier, Italiener, Dalmatier, Bosnier und Bulgaren wohnen im Banat neben und untereinander. Auch der Adel des

Banats ist eben so wunderlich zusammengesetzt. Der Hauptstamm des banatischen Adels besteht aus Serben und Armeniern, welche durch den Viehhandel zu großen Reichthümern gekommen sind. Einige der vornehmsten ungarischen Adelsfamilien stammen aus dem Banate; es giebt auch deutsche adelige Familien und Grundbesitzer; der Geschlechter wallachischen Ursprungs sind schon weniger. Endlich unterbrach mich der Schlaf in meinen Meditationen, und schlafend gelangte ich über die siebenbürgische Grenze in das Banat, während Türken und Römer in meinen Träumen umherspazierten.

Als wir nach Sonnenaufgang sämmtlich aus dem Schlaf erwachten, waren wir im Banat angekommen. Die Pferde wurden vor einer einsamen Tscharda umgespannt; ich stieg aus dem Wagen, um mir die Scenerie anzuschauen. Welch' sonderbares Landschaftsbild! Es hat etwas Wahres, wenn Jemand gesagt hat: „das Banat sei ein Stück Himmelsgewölbe und darunter ein Stück Morast.“ Soweit das Auge reichte, war Alles eben und glatt, wie das Meer bei Windstille. Nicht die geringste Bodenerhöhung; nicht die kleinste Erdwelle. In einer vollkommen flachen Sandebene tritt doch hie und da eine kleine Anschwellung des Bodens, eine unmerkliche Hebung oder Senkung der Oberfläche hervor; hier berührten die Ränder des blauen Himmelsgewölbes eine ganz platte Fläche, deren Grundton in der Farbe sich zwischen Braun und Grün hielt. Nach allen Richtungen verliefen die Farbentöne ganz in derselben gleichen Weise,

wie die Parallellinien des Bodens, ohne Unterbrechung einer Wellenlinie oder einer Winkellinie irgend einer Art. Die in einander verlaufenden Farbenschattirungen brachten ebenfalls gar keine Abwechselungen in das eintönige Landschaftsbild, weil sie immer in derselben Weise und eben so eintönig verliefen, wie die Linien des Bildes selbst. Auch die Marschen auf der schleswigschen Westküste bieten ein eintöniges Landschaftsbild, eben so eintönig in den Conturen wie in den Farben, aber die Gräben, mit denen die Wiesen nnd Aecker umzogen sind, die Dämme und Deiche, welche sich am Rande des Meeres aufbauen, bringen doch einige Abwechselung in die Landschaft. Hier trat nicht die geringste Verschiedenheit auf der sich bis zum Horizont ausdehnenden Fläche hervor. Keine Mauer, keine Hecke, kein Graben, kein Damm, kein Fluß, kein Baum! Bis zu den blauen Rändern des Himmels dieselbe durch nichts coupirte ganz platte Fläche. Lauter schwerer Boden, welcher, ohne sich jemals zu erschöpfen, ohne Dünger, Jahr aus, Jahr ein, den schwersten Waizen hervorbringt, wie in der Wallachei! Diese fette banater Erde liegt vier bis fünf Fuß tief. Sechs bis acht Ochsen bringen oft kaum den Pflug fort. Wie müssen die armen Länder, welche von einer Ackerkrume von kaum vier bis fünf Zoll bedeckt sind, diese fetten Niederungen beneiden! Die ungarischen Schriftsteller haben deshalb Recht, wenn sie das Banat „das ungarische Aegypten“ nennen, und sagen, daß kein Land der Welt ihm in seiner Fruchtbarkeit zu vergleichen sei.

Von fünf Uhr Morgens bis Nachmittags um zwei Uhr fuhren wir durch diese Ebene, welche kurz vor Temesvar gerade noch denselben Anblick bot, wie sie sich uns bei Sonnenaufgang gezeigt hatte. Die einzige Abwechselung in dies eintönige Landschaftsbild brachten die drei oder vier Dörfer hinein, durch deren Häusergruppen die Straße hindurchführte; denn selbst die Staffage der Straße, auf der wir uns immer bei häufig gewechselten Pferden in schnellem Trabe fortbewegten, war immer dieselbe. Schweine, Ochsen, Schafe, Büffel, zuweilen in einzelnen Partieen, zuweilen heerdenweise, von einem oder mehreren wildaussehenden Wallachen getrieben. Die Dörfer stammen sämmtlich aus der Zeit der sogenannten „deutschen Verwaltung" des Banats, waren also im vorigen Jahrhundert gebaut und hatten durchweg ein freundliches Aussehen. Zuweilen bestanden sie aus mehreren geradlinigen Straßen, zuweilen waren sie um die Kirchen zirkelförmig herumgebaut, zuweilen bildeten sie ein Quadrat, die Kirche und den Marktplatz in der Mitte. Sie waren theils von Wallachen, theils von Deutschen bewohnt, die Häuser hatten dieselbe Form, wie in Siebenbürgen und waren mit Inschriften und Sprüchen an der Fronte und im Giebel geziert. Meistens kehrten sie die Seite und einen Giebel der Straße zu, während die Fronte nach dem Ackerhofe hinaus lag, in den ein großes Thor mit Rundbogen hineinführte. Sie waren sämmtlich mit Ziegeln gedeckt, hatten einen weißen Kalkanstrich, sahen äußerst schmuck und reinlich aus, machten aber doch einen eintönigen Eindruck,

da sie sich sämmtlich zum Verwechseln ähnlich sahen, besonders, wenn die Straße sich in perspectivischer Form vor das Auge zusammenschob. Die von Wallachen bewohnten Dörfer waren die besten, welche ich gesehen habe, weit besser als in der Wallachei selbst, auch besser, als in Siebenbürgen. Die Häuser waren meistentheils mit Stroh gedeckt. Die Scenerie der Dorfstraßen bestand gewöhnlich aus Gänsen, Truthühnern, Schweinen und Schafen. Die Tracht der wallachischen Bevölkerung war gerade wie in Siebenbürgen und wie in der Wallachei.

Das größte und schönste unter den Dörfern, durch deren Straßen wir hindurch fuhren, hieß Lugosch. Es hatte, obschon es nur für einen Marktflecken galt, ein fast städtisches Aussehen und wurde theils von Wallachen, theils von Deutschen bewohnt, welche sich auch hier vollständig von einander getrennt hielten. Rekas war ein ganz von Deutschen bewohntes stattliches Dorf zwischen Lugosch und Temesvar. —

Kurz vor Temesvar kamen wir an einem Zigeunerlager vorüber. Vielleicht ein Dutzend Familien campirten unter eben so viel Zelten, welche in ihrer Gestalt den Araberzelten ähnlich waren, die ich im nördlichen Afrika gesehen habe. Um lodernde Feuer gelagert, schienen sie mit der Zubereitung des Mittagessens beschäftigt zu sein, braune Gestalten mit schwarzen Haaren und dunkeln Augen, in buntfarbige Lumpen gekleidet. Als sie unseren Wagen erblickten, waren wir sofort von Kindern und halberwachsenen Knaben und Mädchen um-

ringt, welche schreiend und bettelnd die braunen Hände ausstreckten und eine Strecke neben dem Wagen herliefen. Mehrere von den Kindern waren ganz nackt, auch nicht einmal mit einem Hemde bekleidet. In den Ländern an der untern Donau findet man noch Zigeuner in großer Anzahl. Die Zigeuner in der Moldau und Wallachei werden auf mehr als dreitausend geschätzt. Im Sommer wohnen sie in Zelten, im Winter in Erdhütten und in Höhlen. Am meistem sympathisiren sie mit den Wallachen und mit den Ungarn; am wenigsten mit den Deutschen. Fast überall reden sie die rumänische Sprache, unter sich auch zigeunerisch. Unbegreiflich ist es mir, daß die Zigeuner in den unteren Donauländern noch nicht den geringsten Antheil an der Civilisation genommen haben, obschon sie sich doch seit vielen Jahrhunderten dort b.finden. Mit Recht nennt Kohl dies „eine Ausdauer in der Barbarei, wie sie in der europäischen Geschichte nicht wieder vorkommt.“ Ueberall fand ich sie bettelnd, vagabondirend umherziehen, höchstens mit niedriger Handarbeit beschäftigt. Und doch ist ihnen Intelligenz und Civilisationsfähigkeit durchaus nicht abzusprechen. Beispiele von dieser Culturfähigkeit findet man häufig in Bojarenfamilien, wo sie gewaschen, gekämmt und reinlich gekleidet als Diener und Dienerinnen figuriren. Unter den Kindern und jungen Mädchen habe ich häufig sehr schöne Gesichter gesehen.

Temesvar ist die größte und schönste Stadt im Banat, eine Stadt von ganz deutschem Charakter. Die-

ser deutsche Charakter ist ihr aus der Zeit der „deutschen Verwaltung“ geblieben. Wir kamen um zwei Uhr Nachmittags in Temesvar an, fuhren durch eine lange, hübsch gebaute Vorstadt, passirten dabei ein weites, sumpfiges Glaçis, bis wir in die innere Festung gelangten und im „Trompeter“, einem trefflich gehaltenen, deutschen Gasthofe, uns bei einem in Wienerischer Manier sehr gut zubereiteten Mittagessen von unserer neun und dreißigstündigen Reise erholten. Mein ungarischer Reisegefährte und seine schöne, junge Frau aus dem Szeklerlande erklärten sich für vollständig erschöpft von den Anstrengungen der Reise und bestellten sich Zimmer, um bis zum Abend, wo wir mit dem um zehn Uhr abgehenden Eisenbahnzuge nach Szegedin fahren wollten, gründlich auszuruhen. Ich nahm mir vor, meine Zeit besser zu benutzen, engagirte mir meinen jungen Sachsen aus Kronstadt zur Begleitung und bestellte einen offenen Wagen für den Nachmittag, um mich gründlich in Temesvar umzusehen.

Temesvar ist eine neue, durchweg moderne und stellenweis sehr hübsch gebaute Stadt! Aus ihrer türkischen Zeit ist nichts übrig geblieben. Um so sonderbarer ist der Contrast zwischen Temesvar und Szegedin, welches durchweg ungarisch mit der in allen wallachischen, ungarischen und türkischen Städten höchst lockeren Häuserverbindung gebaut ist. Die Straßen sind breit, gerade, vortrefflich gepflastert, höchst reinlich gehalten; alle Häuser haben mehrere Stock; nur in den Vorstädten sah ich

einstöckige, kleine Häuser. Die Festungswerke sind von enormen Umfange und in gutem Stande. Die innere Stadt hat ein halbes Dutzend großer, schöner Plätze, mit stattlichen Gebäuden und einigen Kirchen besetzt, welche sämmtlich neuen Ursprungs sind, sonst indeß nichts Bemerkenswerthes enthalten. Das jetzige Zeughaus, welches manche interessante alte Waffen aus der Türkenzeit birgt, war einst die Wohnung des Johann Hunyady, des Vaters von Matthias Corvinus. Später wohnten dort die türkischen Commandanten. Auf einem in der Nähe des „Trompeter" belegenen Platze war ein großes, höchst elegantes Kaffeehaus, ganz nach Wiener Manier eingerichtet. Wir konnten, als wir dort den Kaffee nahmen, glauben, mitten in Süddeutschland zu sein. Deutsche Zeitungen bedeckten die kleinen Marmortische; rund um uns sprach Alles nur deutsch. In der Vorstadt, welche wir bei unserer Ankunft durchfahren hatten, gab es vortrefflich gehaltene Promenaden und einen großen, parkähnlichen Garten mit schönen Baumgruppen, weiten Rasenplätzen, schönen Alleen, schattigen Bosquets und blauen Weihern. Wiederum konnte man sich dort ganz heimathlich fühlen, eben so in dem Garten eines großen und schönen Badehauses, welches das Fürstenbad hieß.

Temesvar, in der Mitte des Banats gelegen, ist der Haupthandelsplatz des Banats und der Hauptlagerort für alle Waaren, welche das reiche Land an andere Länder abgeben kann. Unverzeihlich ist es, daß die von Pesth

über Szegedin bis Herrmannstadt in Aussicht genommene Eisenbahnlinie immer noch nicht fertig ist. Temesvar ist auch die Residenz des großen und reichen serbischen Adels im Banat, dessen ich bereits erwähnte. Seine Reichthümer und enormen Einnahmen bezieht derselbe aus den fetten Ebenen des Banats, besonders aus dem an Fruchtbarkeit mit Egypten zu vergleichenden Torontaler Comitat. Im Torontaler Comitat giebt es serbische Familien, welche nicht weniger, als 100,000 bis 150,000 Gulden Rente haben. Ihre Besitzungen, welche sie im vergangenen Jahrhundert zu Spottpreisen angekauft haben, sind heute durch die Zunahmen des Verkehrs und der Colonisation um das Zehn- bis Zwanzigfache gestiegen. Einst, erzählte man mir in Temesvar, habe die Kaiserin Maria Theresia, als sie in großer Geldnoth gewesen, das ganze Banat für drei Millionen Gulden verkaufen wollen. Der Fürst Batthyaniy, dem sie den Kauf angeboten habe, sei dann im Lande umhergefahren, habe aber schließlich den Handel ausgeschlagen, indem er gesagt habe: „Das ganze Banat sei nichts, als ein Stück Himmelsgewölbe mit einem Stück unabsehbaren Morastes darunter, und für Himmel und Morast könne er unmöglich drei Millionen Gulden geben.“ Da waren nun zuerst die Armenier und Serben gekommen und hätten der Kaiserin das Land zu unglaublich billigen Preisen abgekauft; beispielsweis hätten sie für ein aus 1600 Klaftern bestehendes Joch Land zwei Gulden bezahlt. Heute besitzt die Familie Batthyaniy im nord-

westlichen Winkel des Banats ein einziges Gut, und bezieht aus diesem einzigen Gute eine Revenüe, welche schon die Hälfte der Zinsen jenes Kaufpreises von drei Millionen decken würde.

Fünfzehntes Kapitel.

Spazierfahrt durch eine Pußtenstadt.

„Voilà une ville de soixante cinq mille habitants.“ Die verhängnißvolle Brücke. Szegedin. Straßen und Plätze in der Pußtenstadt. Ein Cylinderhut in Ungarn. Der Gasthof zu den sieben Kurfürsten.“ Der räthselhafte Fremde. Spazierfahrt durch Szegedin. Pußtenland und Pußtenstädte. Die „Palanka.“ Straße der Kaufleute. Die Türkenfestung Die Fischstadt. Szegediner Promenade. Die Festung. Theißufer. Szegediner Gebäude. Die Vorstädte. Getraidehandel und Schweinezucht. Szegedins Ruhm. Abfahrt nach Pesth.

„Voilà une ville de soixante cinq mille habitants!“ „Und das ist eine Stadt von 65,000 Einwohnern!“ Mit diesen Worten, halb im Gefühl der Verwunderung, halb im Bedauern über seine eigene Existenz in der großen ungarischen Pußtenstadt begrüßte der

französische Ingenieur, welcher die große eiserne Brücke über die Theiß gebaut hat, drei Jahre hindurch alle Morgen, wenn er sich zur Leitung seines Brückenbaues nach der Anlagestelle begab, den Anblick Szegedins. Nach drei Jahren war die Brücke endlich fertig; noch einmal sah sich der Ingenieur sein Meisterwerk an; noch einmal rief er: „Voilà une ville de soixante cinq mille habitants!“ aber dieses Mal im Gefühl der Freude; denn noch an demselben Tage verließ er die Pußtenstadt, um sie nie wieder zu sehen, und in seinem schönen Frankreich schaudernd wieder zu erzählen, was er dort erlebt und gesehen.

So erzählte mir ein österreichischer Offizier, in dessen Gesellschaft ich Nachts von Temesvar nach Szegedin auf der beide Städte verbindenden Eisenbahn fuhr. Kurz vor Szegedin rollte der Eisenbahntrain über die verhängnißvolle Brücke. „Hier war's“, sagte der Hauptmann, „wo der unglückliche Franzose alle Morgen seine Seufzer ausstieß; wenn es zwei Uhr Nachmittags statt 2 Uhr Nachts wäre, könnten Sie die Pußtenstadt sehen. Bin doch neugierig, ob Sie morgen Nachmittag, wenn Sie von Szegedin nach Czegled fahren, dasselbe sagen werden? Ich lag ein Jahr lang in Szegedin im Quartier, und seufzte ebenfalls alle Abend, wenn ich nach Hause ging: „Voilà une ville de soixante cinq mille habitants?“ Schreiben Sie mir's doch poste restante nach Wien. Donnernd rollten die eisernen Räder über die eiserne Brücke; geisterhaft glitten in den schwankenden Reflexen

des Mondlichts die graugelben Wogen des mächtigen Stromes nach Süden. Dann hielt der Zug auf dem Bahnhofe von Szegedin, um nach fünf Minuten seinen Weg nach Pesth durch das Pußtenland fortzusetzen. Ich nahm Abschied von dem Hauptmann, nachdem ich ihm lachend versprochen hatte, seinen Wunsch zu erfüllen, und stieg in einen auf dem Bahnhofe etwa ankommende Reisende erwartenden Omnibus, um nach dem Gasthofe zu den „sieben Kurfürsten" zu fahren, und während des übrigen Theiles der Nacht auszuschlafen. Aber außer mir war Niemand mit dem Nachtzuge in Szegedin angekommen. Ganz allein saß ich in dem großen Omnibus, dessen Pferde in raschem Trabe ber Stadt zueilten.

Ich schaute bald rechts, bald links aus den Fenstern, um noch vor dem Schlafengehen einen, wenn auch nur oberflächlichen Anblik der Stadt zu haben. Aber in der ersten Viertelstunde erblickte ich noch nichts, was einer Stadt ähnlich sah. Der Wagen rollte auf einer ungepflasterten Straße, welche so breit war, daß ich sie ebenso gut für einen großen Platz hätte halten können, wie für eine Straße. Und doch war es eine Straße, und zwar die Straße, welche aus der am linken Ufer der Theiß liegenden Vorstadt in die innere Stadt führte. An ihren Rändern erhoben sich in weiten Zwischenräumen kleine, einstöckige mit Stroh gedeckte Häuser, welche sämmtlich die Giebel der Straße zukehrten. Ich konnte glauben, mich in einem Marktflecken meines westphälischen Vaterlandes auf rother Erde zu befinden, wo die Marktflecken

auch zuweilen in diesen kolossalen Dimensionen angelegt sind. Endlich rollte der Wagen statt auf Sandboden, auf einem Pflaster. Aber, was für ein Pflaster! Ich fühlte seine Unregelmäßigkeit an den Stößen, welche mich im Omnibus hin und her schleuderten. Wahrhaftig, das war ein Pflaster, wie das Pflaster von Belgrad und von Bukarest. „Was beklagen Sie sich?" sagten meine Bekannten in Belgrad und in Bukarest, wenn ich zuweilen einige Seufzer über die Beschädigungen ausstieß, welche diese niederträchtigen wie Felsklötze geformten Pflastersteine meinen armen Berliner Stiefeln zufügten, „was wollen Sie, in Ungarn giebt es Städte, welche gar nicht gepflastert sind und über 50,000 Einwohner haben!" Ich danke für solche Städte; aber bei den Sprüngen und Stößen, welche der Omnibus auf dem Szegediner Pflaster machte und empfing, war ich doch zweifelhaft, ob ich nicht doch die ungepflasterten Städte den gepflasterten vorziehen sollte. Nachdem ich einige Minuten das Pflaster von Szegedin empfunden hatte, traten die baulichen Verhältnisse der Stadt etwas regelmäßiger und auch in städtischerer Form auf. Die Häuser schoben sich näher zusammen, die Zwischenräume zwischen den einzelnen Gebäudegruppen wurden geringer. Auch verwandelten sich die einstöckigen Bauerhäuser mit Strohdächern in zwei- und dreistöckige Gebäude, welche ihre Fronte der Straße zukehrten, und in ihrer Gestalt den modernen Straßen in deutschen Städten glichen. Ich war in der inneren Stadt, in der sogenannten „Pallanka"

angekommen. In manchen ungarischen und türkischen Städten nennt man die innere Stadt „Pallanka". Man leitet das Wort „Pallanka" von „Planke" her und versteht darunter zunächst eine „Pallisade", und dann einen mit Pallisaden eingezäunten Raum, eine Pallisadenfestung, dasselbe also, was die Russen unter Sloboda verstehen. Die ungarischen Städte waren zur Türkenzeit meistens nur eine steinerne Festung der beschriebenen Art, die von einem Häuserhaufen innerhalb einer Pallisadenreihe umgeben war. Später fielen die Pallisaden weg, der Name „Pallanka" aber blieb, und es setzten sich neue Vorstädte und Stadtquartiere an den alten Kern an. So haben sich an die „Pallanka" Szegedin's weiterhin die Oberstadt, die Unterstadt und die Neustadt angesetzt. Aber auch in der Pallanka behielten die Straßen die frühere Breite. Dann rollte der Wagen über einen Platz von kolossalen Dimensionen. Der Conducteur, dem es wahrscheinlich auf seinem Trittbrett zu langweilig wurde, stieg jetzt zu mir in den Wagen. „Hier ist der Szegediner Gemüsemarkt", sagte er, als ich nach dem Platz mit den enormen Dimensionen fragte, „und doch ist er an Markttagen oft noch zu klein!" Eine Straße, welche vielleicht halb so breit war, wie der Platz, führte zu einem noch größeren Platze. Er sah ganz wüst aus, und dieser wüste Anblick wurde noch durch die falbe Beleuchtung des Mondlichtes gesteigert. Mitten auf demselben erhoben sich ziemlich formlose Massen von Mauerwerk, welche riesigen Bastionen glichen.

„Und, was ist denn das dort?“ fragte ich den Conducteur, auf die riesigen Steinmassen mit der Hand deutend. „Das ist die alte Festung“, sagte der Mann, „sie stammt noch aus der Türkenzeit. Ehemals hausten darin die Pascha's mit ihren Janitscharen. In den Jahren 1830 bis 1840 und auch noch länger wurden dort über fünfhundert Italiener gefangen gehalten, unglückliche politische Gefangene, welche die österreichische Regierung ohne Urtheil und Recht hier eingesperrt hielt, bloß, weil sie glaubte, daß die Unglücklichen gegen die österreichische Herrschaft in Italien conspiriren könnten.“ Die alte Türkenfestung liegt mitten in der Stadt an der Theiß, auf einem erhöhten Boden, rundumher von den Hauptplätzen umgeben. Der Fischmarkt, der Obst- und Gemüsemarkt reichen alle bis an die Mauern der Festung. Als der Wagen den ungeheuren Platz in seiner ganzen Breite durchschnitten hatte, sagte mir der Conducteur, daß ich gleich den Gasthof zu den sieben Kurfürsten sehen würde. „Aber Sie können nicht mit dem Hut da in Szegedin auf die Straße gehen,“ fügte er hinzu, auf meinen Pariser Cylinder deutend. — „Nun, warum denn nicht? Ich bin mit dem Hut bei Herrn Franz Deak und auf einem Ball Ihrer Aristokratie im Kaiserbade in Pesth gewesen und bin mit dem Hut in Pesth und Temesvar umherspaziert, also weshalb nicht in Szegedin?“ — „Ja, das ist etwas Anderes, Pesth und Temesvar sind fast deutsche Städte, aber Szegedin ist eine durchweg ungarische Stadt. Es geht nicht! Neulich

war ein Engländer mit einem solchen Hute hier. Er hat sich sofort einen neuen Hut kaufen müssen. Fragen sie nur den Wirth im Gasthofe. Er wird Ihnen dasselbe sagen. Sie werden Unannehmlichkeiten haben." Ich lachte den Mann mit seinen Besorgnissen aus, und sagte ihm, daß der Engländer wohl ein recht ängstlicher Mann gewesen sein müsse. Ich würde allerdings mit dem Hute in Szegedin ebenso die Promenade besuchen, wie in Temesvar und in Pesth. Dann hielt der Wagen vor einem großen, weißgestrichenen Hause, welches ebenfalls nur aus einem Erdgeschoß bestand. Es war der Gasthof zu den „sieben Kurfürsten." Ein Hausknecht im Schnurrock und halblangen ungarischen Stiefeln, führte mich beim Flackern eines Talglichts über einen endlosen Corridor in ein gut eingerichtetes Zimmer und zündete dort zwei Stearinkerzen an, mir „gute Nacht" wünschend. Auf einem an der Seite der Thüre befindlichen Anschlage las ich die Preise des Zimmers, der Stearinkerzen, der Bedienung und des Frühstücks, welche übrigens ziemlich mäßig waren. Jedenfalls sah ich, die in Europa leider übliche Besteuerungsmethode der Gasthofssteuereinnehmer, welche sich Gasthofbesitzer „erster Klasse" tituliren, — man sollte sie ihrer oft unverschämten Prellerei wegen lieber Gasthofsbesitzer „letzter Klasse" nennen — war auch bis in die ungarischen Pußten gedrungen; dann legte ich mich schlafen und träumte von dem unglücklichen französischen Ingenieur und seinem täglichen Seufzer: „Voilà une ville de

soixante cinq mille habitants!“ Das Mondscheinbild, welches ich von der Pußtenstadt bei meiner Nachtfahrt sah, hatte mir zu diesem Seufzer bereits den erläuternden Commentar gegeben. Armer Franzose! Und diese Seufzer hatten drei Jahre gedauert, bis er nach seinem heitern, schönen Frankreich zurückkehren konnte. Und ihr armen Italiener in der alten Türkenfestung! Wie oft mögen Eure Seufzer zu den lorbeerumkränzten und orangenduftenden Ufern des Comosees und zu den schönen Städten in den lombardischen Ebenen geflohen sein, welche Ihr die „prächtigen“, die „glänzenden“ und die „stolzen“ nennt!

Am anderen Morgen saß ich um acht Uhr im Kaffeehause des Gasthofes zu den „sieben Kurfürsten.“ Es war ganz nach Wiener Muster eingerichtet, nur nicht so hoch, nicht so weit, nicht so licht. Das Kaffeehaus war voll von Menschen, Alle in ungarischer, theils städtischer, theils ländlicher Tracht, im Schnurrocke, schnurbesetzten, engen Hosen und halbhohen Stiefeln oder in den weiten, leinenen Beinkleidern, welche aussehen, wie ein Weiberrock, und in der Jacke. Ich hatte den verpönten Cylinder, der dem armen Conducteur in der verflossenen Nacht so viel Sorge gemacht hatte, auf dem Kopfe, und nahm „den weißen Kaffee“ zum Frühstück. Jeder gaffte meinen Cylinder an, aber Niemand beunruhigte mich. Als ich „den weißen Kaffee“ getrunken hatte, setzte sich ein corpulenter Mann von mittlerer Statur an meinen Tisch. Er begrüßte mich als einen Fremden, meinte,

ich sei wohl Deutscher oder Engländer, und wolle die Pußtenstadt sehen; er selbst sei ein Deutscher von Geburt, aus der Gegend von Bamberg, wohne aber schon zwanzig Jahre in Szegedin, wo er eine Landwirthschaft betreibe. Nachdem ich ihm mitgetheilt hatte, daß ich kein Engländer, sondern ein Deutscher sei, in der vergangenen Nacht mit dem Eisenbahnzuge von Temesvar angekommen wäre, um Szegedin zu besehen und um zwei Uhr nach Pesth zu fahren, meinte er, das würde seine Schwierigkeiten haben, da die Fiakerkutscher nur ungarisch sprächen, es mir also unmöglich sein würde mich mit ihnen zu verständigen. „Aber, ich will Ihnen einen anderen Vorschlag machen", sagte er schließlich, „es ist Sonntag, ich habe Fuhrwerk im Hause, wir sind Landsleute, und wenn Sie wollen, wird es mir ein Vergnügen machen, Sie bis zum Abgange des Zuges in Szegedin umherzukutschiren nud Ihnen Alles zu zeigen. Sie sollen auch auf einem ächt ungarischen Wagen fahren." Ich war erstaunt über so viel Zuvorkommenheit, nahm das Anerbieten mit Dank an und überreichte dem freundlichen Landsmann meine Karte, indem ich hinzufügte, daß, wenn er nach Berlin käme, er bei mir auf eine ebenso freundliche Aufnahme rechnen könne. „Nun, dann „kommen Sie, ich wohne hier gleich an der Ecke der Straße", sagte Handek Joseph — so hieß der Edle, dessen Zuvorkommenheit mir nach einigen Minuten klar werden sollte — „aber Sie können unmöglich mit diesem Hut in Szegedin umherfahren; kaufen Sie sich einen

anderen Hut.“ Und dann kam die Geschichte des Engländers, der auf der Straße insultirt sei, von dem mir der Conducteur des Omnibus schon in der verflossenen Nacht erzählt hatte. Ich hielt den Mann einen Moment für einen Hutmacher, dessen mir unerklärliche Zuvorkommenheit schließlich darauf hinauslaufen würde, mir einen Hut zu verkaufen, und sagte ihm, daß ich meinen Hut auf dem Kopfe behalten würde. Damit verließen wir das Kaffeehaus und gingen zur nächsten Straßenecke. Unterwegs erzählte mir mein Begleiter unaufhörlich von den Prellereien und den Grobheiten der Szegediner Droschkenkutscher, und schloß seine Philippika mit den Worten: „die Spazierfahrt durch Szegedin würde Ihnen wenigstens sechs Gulden gekostet haben; sehen Sie, hier ist mein Haus, ich fahre Sie für zwei Gulden.“ Ich mußte unwillkürlich laut auflachen. Das also war des Pudels Kern! Der freundliche Landsmann betrieb neben seiner Landwirthschaft das Fuhrwesen, wie das in Szegedin Gebrauch ist, und wollte am Sonntage an mir schnell einige Gulden verdienen. Nun, jedenfalls hatte ich ohne Bemühungen in Szegedin Wagen, Pferde und einen Führer gefunden, und sagte dem Spekulanten, daß ich für zwei Gulden mit ihm spazieren fahren würde. Wir traten in das, auch nur aus einem Erdgeschoß mit einem inneren Ackerhofe bestehende, übrigens recht gut eingerichtete Haus und nach zehn Minuten hielt ein ächt ungarischer Wagen mit zwei Pferden im Hofe. Es war ein niedriger, stark gebauter Korbwagen, der auf der Axe

ruhte, dessen Sitze indeß in Gurten hingen. Ueber demselben war eine Plane von Wachstuch gespannt, welche nur nach vorn offen war, und den im Wagen Sitzenden nach hinten und nach beiden Seiten vor Staub und Sonne schützte. Auf dem Bocke saß ein Kutscher in ungarischer, ländlicher Tracht, in den weiten, leinenen Beinkleidern, in der Jacke und mit dem breitkrempigen, in seinen Rändern nach oben gebogenen Hute.

Wir stiegen ein, der Wagen rollte aus dem großen Hausthore und meine Spazierfahrt durch die größte Pußtenstadt Ungarns begann.

Es war eine drückende Hitze. Ich habe in der großen Wüste Sahara nicht so viel von der Hitze ausgestanden, wie in den weiten ungarischen und wallachischen Ebenen. Die breite Straße, welche der Kutscher auf Befehl seines neben mir sitzenden Herrn entlang fuhr, war so in Staubwolken eingehüllt, daß ich die Häuser kaum unterscheiden konnte. Jetzt sah ich erst, wie praktisch die Einrichtung des ungarischen Wagens war, dessen wachstuchene Plane uns wenigstens nach drei Seiten hin vor den uns umwirbelnden Staubwolken schützte. Aber, was ist eine Pußtenstadt? wird der Leser fragen, der selbst nicht in Ungarn war. „Pußte“ ist ein slavisches Wort, und bedeutet „ein wüstes und leeres Gefilde.“ So spricht man in Ungarn von der „Pußte Sahara“, von der „arabischen Pußte“, von den „persischen Pußten.“ Dann bezeichnet man mit dem Worte aber auch „Landgut“ und „Vorwerk“, überhaupt

alles nicht mit Stadtgebäuden oder mit einem Dorfe bestandene Ackerland.

Szegedin hat ein sehr großes Weichbild, einen „Hatar“, welcher mehr als 12 Quadratmeilen umfaßt. Im Hatar liegen keine ackerbauende Dörfer, sondern das ganze Land gehört theils der Commune, theils den einzelnen Bürgern der Stadt. Es ist in viele kleine und große „Pußten“ abgetheilt und jede Pußte wird von einem Bürger bebaut, der in der Mitte seiner Pußte ein einsames Landhaus hat, dort Viehzucht und Ackerbau treibt und dann im Herbst mit seinen Wintervorräthen in die Stadt zieht, um davon zu leben und nebenbei ein Gewerbe zu treiben. Gewöhnlich ist es das Gewerbe der Schuhmacher, der Schneider, der Schnürmacher und der Barbiere. Szegedin und andere Pußtenstädte, wie beispielsweise Debreczin, sind also eigentlich nur temporäre Aufenthaltsorte für den Winter und deshalb giebt es auch in jeder ächt ungarischen Stadt so viel Schneider, Schuster und Barbiere. Von ihrem Handwerk allein können sie nicht leben, ebensowenig wie die zahllosen Topfstricker, Töpfer, Kürschner, Mundstückdrechsler, welche man ebenfalls in allen ächt ungarischen Städten findet, und deshalb treiben sie im Sommer den Ackerbau und die Viehzucht auf den Pußten, und im Winter ihr Gewerbe in den Städten.

„Nun sollen sie zuerst die innere Stadt, die Pallanka sehen,“ sagte mein Begleiter, und der Wagen rollte wieder an dem Gasthof zu dem „sieben Kurfürsten“ vorüber,

dann kamen wir durch eine Straße, welche lange nicht so breit war, wie die Straßen, die ich Nachts durchfahren hatte. Die Häuser, meistens zweistöckige und auch dreistöckige Gebäude, waren hier näher aneinander gerückt, und hatten ein ganz städtisches Aussehen. Die Straße war ziemlich regelmäßig gepflastert; die Erdgeschosse der Häuser nahmen Läden und Magazine ein. „Dies ist die Straße der Kaufleute,“ sagte Handek Joseph, „die meisten Handels- und Kaufleute von Szegedin wohnen hier zusammen.“ Aus der Straße der Kaufleute rollte der Wagen auf den großen, unregelmäßigen Platz, auf dem sich die dunklen Mauern der alten Türkenfestung erhoben. Jetzt bei Tage sah ich erst, wie kolossal die Dimensionen des Platzes waren, und welch' unregelmäßige Gestalt derselbe hatte. An seinen Rändern und an den Ecken der übermäßig breiten Straßen, welche auf denselben mündeten, standen ganz städtisch ausschauende, große Häuser. Der Platz war nur theilweise und in sehr unregelmäßiger Art gepflastert und bot trotz jener städtischen Conturen einen wüsten Anblick. Einige große Wassertümpel nahmen seine Mitte ein, und unendliche Staubwolken wirbelten auf denselben umher, wie Wasserhosen auf dem Meere. Hie und da waren schmale Fußsteige von Brettern, welche auf Klötzen ruhten, über den Platz geführt, um, wenn die Wassertümpel bei Regenwetter zu kleinen Seen anwachsen, auf ihnen von einem Ende des Platzes zum anderen klettern zu können. „Hier wird der Fischmarkt, der Gemüsemarkt und der Obstmarkt einige Mal wöchentlich abgehalten,“

agte mein Begleiter, „schade, daß sie nicht an einem solchen Tage hier sind, um einen solchen Markt zu sehen; es ist kaum Platz für alle Käufer und Verkäufer. Seines bedeutenden Fischmarkts wegen könnte man Szegedin auch die „Fischstadt“ nennen.“ Das Wasser der Theiß ist bekanntlich eine Fischwaide, wie Europa, ausgenommen die Wolga, vielleicht keine zweite hat. Die Theißfischer schleppen Karpfen, Hechte, Stirle, Krebse in kolossalen Massen herbei, die ganze Stadt riecht an solchen Tagen nach Fischen. Mann kann hundert fette Karpfen für ein Paar Dukaten kaufen; die Preise aller Fische sind enorm niedrig. Die Fischer sagen, daß sie zuweilen 8000 Krebse auf einmal aus dem Wasser ziehen. Was nicht in Szegedin und in der Umgegend verzehrt wird, wird getrocknet und in das Banat, sowie in die Türkei und in die Wallachei geschickt. Mit den Resten werden die Schweine gefüttert, deren Zucht in Szegedin besonders zu Hause ist. Mitunter wirft die Theiß auch so viel todte und faulende Fische aus, daß man es vor Gestank in der Stadt nicht aushalten kann. Es ist das um so unangenehmer, als die ganze Bürgerschaft genöthigt ist, in der Regel das Theißwasser zu trinken, weil die Brunnen sehr schlecht sind und das aus denselben geschöpfte Wasser salpeterartig ist. Mitten zwischen den wirbelnden Staubwolken und den Wassertümpeln fuhren wir längs den Mauern der alten Festung zum Ufer der Theiß, welche an der entgegengesetzten Seite derselben vorüber strömte. Jedesmal, wenn wir die schmalen Bret-

terfußsteige passirten, welche über die weite Fläche des Platzes führten, erhielt der Wagen kolossale Stöße. Solche Stöße kann nur ein ungarischer Wagen aushalten, ohne die Achse zu brechen. An der Festungsmauer zogen sich einige Reihen kleiner Akazienbäume hin, welche zu klein und zu winzig waren, um nur einigermaßen Schatten zu geben. Unter den winzigen Akazienbäumen bemerkte ich einige dünne Rasenstreifen, neben denen Bänke standen. Ich deutete mit dem Finger auf die Baumreihen und fragte, was denn das für eine Anlage sei? Wirklich, es war die Promenade für die Szegediner vornehme Welt, die einzige Promenade innerhalb der Stadt! Es muß ein eigenthümliches Vergnügen sein, unter diesen schattenlosen Bäumen an den Mauern der alten Türkenfestung mit der Aussicht auf die Wassertümpel und die Staubwolken des wüsten Platzes spazieren zu gehen! Die Klänge der österreichischen Militärmusik, welche auf dieser „Promenade“ einige Male wöchentlich in den Nachmittagsstunden spielt, werden wohl wenig dazu beitragen können, ihre Genüsse zu erhöhen. Je weiter ich in der Besichtigung der Pußtenstadt vorrückte, desto mehr begriff ich die Seufzer des armen französischen Ingenieurs, der hier drei Jahre zubrachte. Die unregelmäßigen Mauern der Festung hatten drei Thore. „Es ist nichts Merkwürdiges da drinnen“, sagte mein Begleiter, als wir an einem dieser Thore vorüberfuhren, „einige innere Höfe mit Kasematten, in denen Soldaten liegen; nicht der Mühe werth, hin-

einzugehen.“ Dann kamen wir zum Ufer der Theiß. Szegedin liegt auf ihrem rechten Ufer, und ist das Product der rechtwinklichen Vereinigung der Maros mit der Theiß. Die Waaren, welche auf der Maros herankommen, werden von Szegedin theils auf der Theiß, theils jetzt auf der Eisenbahn nach den oberen Donauplätzen spedirt. Auf der Maros kommen nach Szegedin allein jährlich 300 Schiffe mit Salz und fast eben so viel Schiffe mit Holz und Holzwaaren. Ebenso werden auf der Wasserstraße der Maros aus den umliegenden fetten Aeckern der Marosprovinzen ungeheure Massen von Getraide, Taback, Baumwolle und Wolle nach Szegedin geführt, einem der wichtigsten Stapelplätze Ungarns, ebenso wichtig für den Zwischenhandel, wie Temesvar, Großwardein und Arad. Von alledem erzählte mir Handeck Joseph mehr als genug, als wir an den Ufern des mächtigen Stromes hielten, dessen Wogen eine schmutzige, graugelbe Farbe hatten. Ich sah nur die öden, sandigen Ufer, hörte eine halbe Stunde von Wolle, Taback, Salz, Getraide und Holzwaaren reden, und fühlte mich außerordentlich gelangweilt, als der Wagen endlich umkehrte und der Kutscher Auftrag erhielt, wieder durch die innere Stadt nach den Vorstädten zu fahren. „Dort sehen Sie das Stadthaus, da das Gymnasium, da unten an der Ecke die Militärschule, jenes große Haus in der Mitte der Straße ist das Lyceum“, erklärte mein Begleiter, als wir über die holprigen Straßen und Plätze der Pallanka unter entsetzlichen Sprüngen und Stößen

des Wagens dahin fuhren, mit der Hand mir nach und nach ein halbes Dutzend größerer Gebäude zeigend, welche sich durch nichts, als durch ihren gleichmäßigen Kasernenstyl vor den übrigen Häusern auszeichneten. Auf den Straßen sah ich Niemand. Wer mag auch zwischen Staubwolken und Wassertümpeln spazieren gehen? Dann waren auch die räumlichen Entfernungen zu groß, als daß, wenn auch die Hälfte aller Einwohner auf der Straße gewesen wäre, die Stadt dadurch ein belebtes Aussehen erhalten haben würde. Szegedin ist mehr als noch einmal so groß wie Berlin, und auf diesem immensen Terrain wohnen 65,000 Menschen. Endlich bewegte sich der Wagen in einem gleichmäßigen Tempo. Das entsetzliche Pflaster war vorüber, wir waren wieder in den Vorstädten und befanden uns auf ungepflasterten Straßen und Plätzen. Aber, was waren das für Straßen! Ich kann sie nur mit den Wegen vergleichen, welche durch die afrikanische Steppe in die große Wüste Sahara führen. Von einem geebneten Terain war keine Rede; Thal, Sumpf und Hügel wechselten mit einander ab und durch diese Bodenerhöhungen und Vertiefungen zogen sich die Spuren von Wagenrädern und bildeten so eine Art von Weg. An den Rändern der Straße standen kleine, mit Stroh gedeckte Häuser, sämmtlich ihre Giebel der Straße und ihre Front einem inneren, mit Brettern, Stacketen oder Palisaden eingezäunten Hofe zukehrend. Ein Haus sah ganz so aus, wie das andere. Ein Erdgeschoß mit kleinen Fenstern und über dem Erdgeschoß

ein riesiges Strohdach. Von Gärten, von Baumgruppen, von Rasenflächen zwischen den Häusern und in den Höfen war keine Rede. Alles wüst und leer; Sand und Staubwolken; auf allen Höfen krabbelten Heerden von Schweinen. Die Schweinezucht ist ein Haupterwerb der Szegediner Bewohner. Mein Begleiter wollte mich durchaus zu einer dieser großen Schweine-Fütterungs-Anstalten fahren. Er wiederholte mir, wie interessant der Anblick einer solchen Schweinefütterung im Großen sei. Ich konnte mich durchaus nicht dafür interessiren und dankte ihm verbindlichst. Auch hier in den Vorstädten liefen lange schmale, auf Holzklötzen ruhende Bretter an den Häuserreihen entlang, welche als Trottoirs dienten, und zuweilen waren dann auch derartige Brückenübergänge quer über die Straßen gelegt, um von einer Seite der Straße zu der anderen zu gelangen. Handek versicherte mich, daß bei Regenwetter sich die Straße in ihrer ganzen Breite in einen großen Sumpf verwandle, und daß ohne diese hölzernen Brücken die Verbindung der einzelnen Straßen und Häuser gänzlich unterbrochen werden würde. So fuhren wir fast zwei Stunden in diesen endlosen, monotonen Vorstädten umher. Ueberall dieselbe Staffage, derselbe Sand, dieselben Staubwolken, dieselbe Monotonie! Zuweilen begegneten uns einige Schweineheerden und Hirten, welche von den Viehtriften kamen. Dann wieder ein unregelmäßiger, endloser Platz. Die Mitte des Platzes

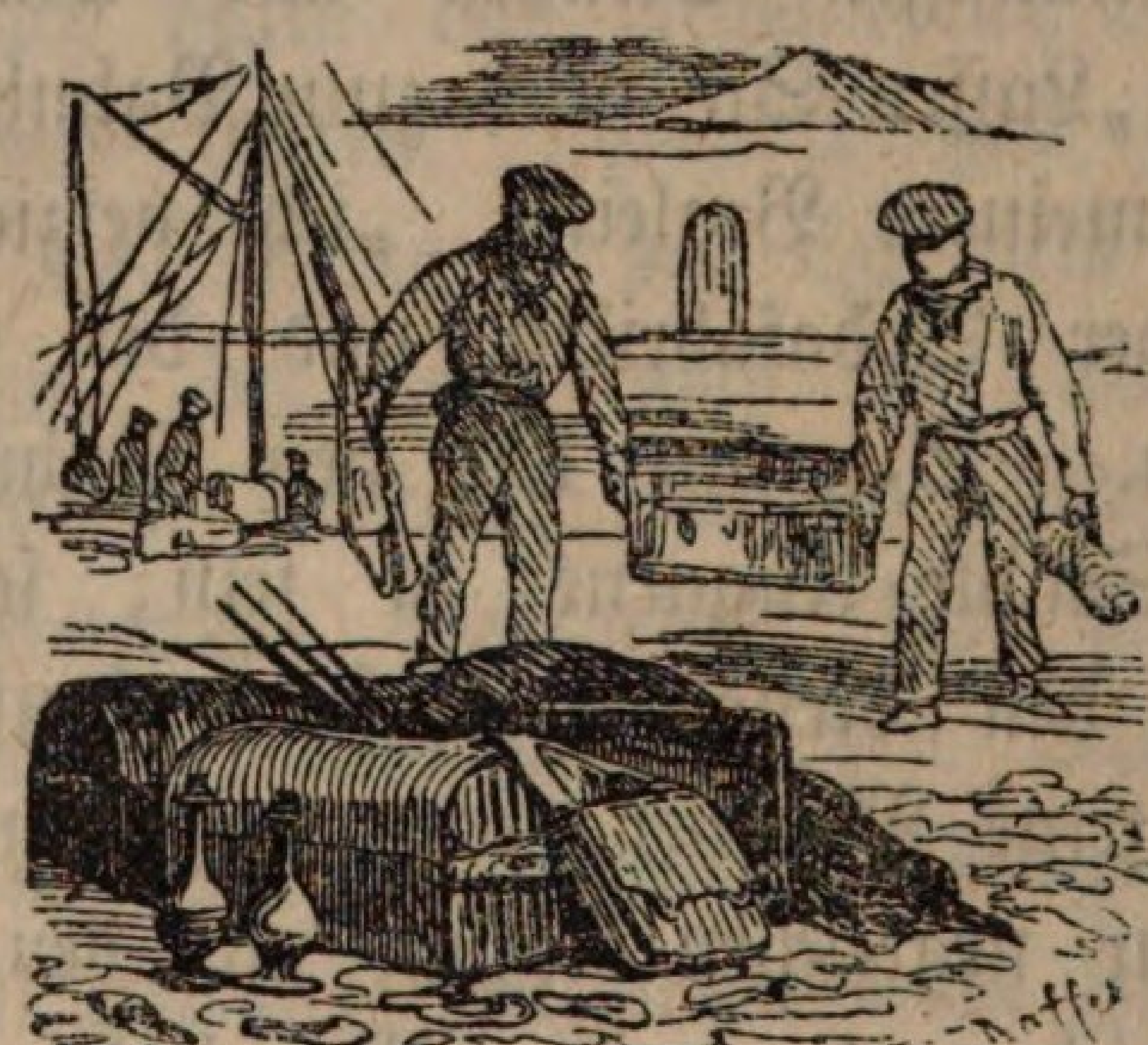
füllte ein See, welcher aussah, wie die todten Salzseen in der afrikanischen Steppe. „Was ist das für ein See?“ fragte ich meinen Begleiter. „See?“ erwiderte er, „das ist kein See, das ist ein großer Wassertümpel, den der Regen nur zeitweise hervorgebracht hat.“ — „Aber, dieser Tümpel ist so groß wie ein See und seine Oberfläche hat die Farbe eines todten Salzsees.“ — „Nun ja, das ist richtig, das Erdreich in Szegedin und in der Umgegend hat einen starken Alaun- oder Salzgehalt, und dieses Salz — wir nennen es „Szek“ — tritt bei Regenwetter an die Oberfläche. Wir haben hier große Fabriken, in denen das „Szeksalz“, das reine Alkali, aus der gemischten Erde gezogen wird.“ Ich konnte mich aus der Ferne nicht überzeugen, ob diese Seen in der That nur durch das Regenwetter entstandene Wassertümpel sein sollten. Handek gab seinem Kutscher Befehl, in die Richtung des Tümpels zu fahren. — Und wirklich, der See war nur ein Wassertümpel von ungeheurem Umfange, dessen Oberfläche durch den zu Tage tretenden Salzgehalt der Erde einem jener todten Seen in der afrikanischen Steppe glich, an dessen Ufern ich mit meinem Königsberger Freunde, Herrn Carl Durand, im verflossenen Frühjahre vorüber gefahren war, um die Oasengruppe Siban in der großen Wüste Sahara zu besuchen.*)

*) Nach den Oasen von Siban in der großen Wüste Sahara. Ein Reisebuch durch Algerien v. G. Rasch. Berlin 1866.

Aber ich mußte auch das Ende dieser riesigen Vorstädte der Pußtenstadt sehen. Der Wagen fuhr eine Straße abwärts, in deren Mitte man mit einigen kümmerlichen Baumanpflanzungen begonnen hatte, bis an das Ende der Vorstadt. Ohne Mauern, ohne Thor, ohne Prolog und ohne Epilog verlor sie sich in die die Stadt umgebenden Viehtriften. Die letzten Häuser waren in eine Wolke dunkeln Staubes gehüllt. Bestand die Wolke dunklen Staubes aus dem Sand der Steppe oder aus einer Art Höhenrauch, der diese Gegenden häufig bedeckt, wie unsere norddeutschen Haiden? Wahrscheinlich war sie aus beiden Elementen gemischt.

Ich war der Pußtenstadt bereits ganz satt und müde, nachdem ich in dieser Art über vier Stunden auf ihren weitläufigen Straßen und Plätzen umherkutschirt war. „Lassen Sie mich zum Bahnhofe fahren", sagte ich zu meinem Begleiter, „ich verzichte auf die Besichtigung der Sodafabriken und der Schweinefütterungsanstalten. Szegedin hat den Ruhm, eine der patriotischsten Städte Ungarns zu sein; seine Frauen haben sich in den Revolutionsjahren ebenso tapfer geschlagen, wie seine Männer, und auf den Eisschollen der Theiß einen siegreichen Kampf mit den Serben bestanden Aber ich werde meinen Besuch der Pußtenstadt nicht weiter ausdehnen, sondern noch heute um zwei Uhr nach Pesth fahren. Lassen Sie den Wagen wenden. Nach dem Bahnhofe!"

Nach einer halben Stunde hielt der kleine, ungarische Wagen vor dem im modernen Styl gebauten Bahnhofe. Im Vorüberfahren bezahlte ich im Gasthofe zu den „Sieben Kurfürsten“ dem Kellner die mäßige Rechnung. Ich benutzte die bis zur Abfahrt des Pesther Zuges noch übrige Zeit zum Mittagessen und um einen Brief an den österreichischen Hauptmann nach Wien zu schreiben, den ich in den Kasten des Postwagens steckte. Er enthielt nichts als den Seufzer des französischen Ingenieurs: „Voila une ville de soixante cinq mille habitants.“ Abends um acht Uhr lag das Pußtenland hinter mir. Ich war wieder in Pesth.



Druck von Friedrich A. Kosmäl in Ostrowo.

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Seite

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Eilftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Dreizehntes Kapitel.

Vierzehntes Kapitel.

Fünfzehntes Kapitel.

Literatur.

J. F Neigebaur. Beschreibung der Moldau und Wallachei. 2. Ausgabe 1854, und die „Donaufürstenthümer," der ersteren 2. Theil. Breslau. Verlag von Joh. Urban Kern.

Fürst Anatol von Demidoff. Reise nach dem südlichen Rußland und der Krim, durch Ungarn, die Wallachei und die Moldau. Breslau. Verlag von Joh. Urban Kern. 1854.

Neigebaur. Ilarianu. Die constitutionelle Unabhängigkeit Siebenbürgens 8°. Breslau. Verlag von Joh. Urban Kern. 1862.

Rev. W. Denton. M. A. Serbien und die Serben Frei bearbeitet von D. v. Cölln. Berlin. Verlag von Wiegandt und Grieben. 1865.

Exodus of muselmans from Serbia. Macmileans Magazin. London. 1863.

La Serbie aprés le bombardement de Belgrade. Paris. 1862.

Le Cler. La Moldo-Walachie. Paris. E. Dentu. 1866.

A. de Gerando. Siebenbürgen. Leipzig. 1845.

Internationale Revue. Zwei Aufsätze. Die orientalische Frage von Dr. D . . . . s. I. Band 1866. Juli bis Dezember. Die Insel Creta unter ottomanischer Verwaltung Elpis Melena. April und Mai. 1867. Wien. Arnold Hilbergs Verlag.

J. G. Kohl. Hundert Tage auf Reisen in den österr. Staaten. 4 Bände. Dresden und Leipzig 1842.

A. Frankel. Das Ofener Kaiserbad. Ofen 1862.

Geschichte alle Aufmerksamkeit schenken! So möge denn diese Sammlung vom gebildeten Publikum allseitig und freundlich aufgenommen werden. Für alle Schlesier die sich im Ausland befinden, dürfte sie noch besonders eine liebe Erinnerungsgabe sein.

Die reichhaltige Sammlung bringt auf circa 35½ Bogen Folgendes:

Inhalts-Verzeichniß:

Aus Neumarkt: Ein altes Lied von der Tartarfürstin (Volkslied). — Die Tartarfürstin (Geisheim). —
Aus Liegnitz und Umgegend: Herzog Boleslaus Calvus (Fr. Kreis). — Der Pfaffenstein (Kreis). — Die Prophezeihung (Kreis). — Wahlstadt (Werwill). — Herzog Heinrich II. von Schlesien (Kahlert). — Die Schlacht bei Wahlstadt (Kreis). — Der schwarze Friedrich zu Liegnitz (Volkslied).
Aus Steinau: Steinauer Bier (v. Mühler). — Der treue Zecher (Kreis). —
Aus Glogau: Die Belagerung von Glogau (Told). — Von Herzog Hanns und den Glog'schen Thurmherren (Volkslied). — Der Hungerthurm zu Glogau (Kreis). — Vom gottlosen Schneider zu Glogau (L. Schweitzer) —
Aus Sagan: Vom Herzog Hanns von Sagan (Schweitzer). — Der Hungerthurm (Kahlert). — Des Bruders Fluch (Kreis). — Das Rochuskreuz bei Sagan (Schmidt). —
Die Kapelle bei Sprottau (Scheder). —
Aus Bunzlau: Die Hussiten zu Bunzlau (Scheder). — Die Unverwundbare (Seidl). — Hans Bleihanns-Säule in Bunzlau (Ziehnert). — Das Lied vom großen Topf. — Wunderwirkung des Bunzlauer Bieres. — Sternburg bei Bunzlau (Rösner).
Aus Löwenbergs Umgegend: Der Husarensprung (Silesius). — Der Fall der Gröditzburg (Kreis). —
Von Goldberg: Die Hussiten vor Goldberg (Gödsche). — Wallenstein und sein Lehrer in Goldberg (Kreis). —
Der Grünberger Wein (Vogl).
Aus Oberschlesien: Die Weiber von Gleiwitz (Opitz). — Vom bösen Herzog Nikolaus von Oppeln (L. Schweitzer). — Boleslaus IV. von Oppeln (N. Kopisch). — Der Teufel stellt sich ein (Gödsche). —
Siegmund von Nostiz, der Löwenritter (Fülleborn). —
Der erste Piast (Ferrand). — Der Köhler (Gust. Schwab).
Schlesische Wappensagen: Das Wappen der Schaffgotsche (Ziehnert). — Wappensagen von G. Hesekiel: **Gaffron — Pfeil — Reichenbach-Goschütz — Stosch — Zedlitz. — Kospoth.**
Vom alten Fritz: Das Zeichen (Gruppe). — Die Schlacht bei Leuthen (Otto). — Roßbach und Leuthen (Kreis). — Die Huldigung (Gruppe). — Tobias Stusche, Abt zu Camenz (Rösner). — Ein Traum des alten Fritz (Seidl). — Der alte Fritz in Hirschberg (Kern). — Preußisches Grenadierlied (W. Alexis). — Der alte Ziethen. — Die Schlacht bei Mollwitz (Becker). — Die Preußen bei Hohenfriedeberg (Lüttringhaus). — Der alte Dessauer (Fontane). — General Schwerin (W. Alexis).
Vom Blücher: Auf die Schlacht an der Katzbach (Rückert). — Der Trompeter an der Katzbach (J. Mosen). — Die Katzbacher Schlacht (Follen). — Marschall Vorwärts (Rückert). — Blücherlied (Arndt). — Lebrecht von Blücher (Kreis). — Die Enthüllung von Blüchers Standbild (Kopisch). —
Zum Gedächtniß des **Aufruf der Freiwilligen 1813** (Fr. Förster). — Die letzten Drei (Warnke). — Das eiserne Kreuz (Gruppe). —
Zur Erinnerung an das Jahr 1866: General v. Steinmetz (Kern). — Siegesmarschlied der 2. (schles.) Armee (Falk). — Der Tag von Königsgrätz (Scherenberg). — Das Lied vom Schimmel (Holtei). — Zeugniß aus Feindes Munde (Holtei). — Den Todten (Daum). — Einzug der siegreichen 2. Schlesischen Armee (Möcke).
Schlußwort (Kern).
Zur Literatur der Schlesischen Sagen.

Als Probe: **Die Neujahrsnacht.***)

Aus der Umgegend von Hirschberg.

Von Rudolf Löwenstein.

Drei Edelfräulein sprachen einst in der heil'gen Nacht:
Heut sei für unsre Liebsten der Tisch zurecht gemacht!

Wir wollen heut die Männer, die uns einst freien, sehn,
Und den wir herbeschwören — bald muß er vor uns stehn.

Die Mahlzeit ist bereitet, der Zauber ist vollbracht —
Wo bleiben nur die Liebsten? Es ist schon Mitternacht.

Die Erste sprach: mein Liebster, der trägt ein stählern Kleid,
Die Zweite sprach: der meine trägt edel Goldgeschmeid,

Die Dritte: den ich wünsche, der trägt nicht Stahl noch Gold,
Und wenn mich der nicht freiet — ich lieber sterben wollt'.

Da plötzlich tritt zur Pforte herein ein bleicher Gast —
Es halten sich die Schwestern in banger Furcht umfaßt. —

Wie klirren seine Sporen! wie glänzt sein Kleid von Stahl!
Er grüßt das erste Fräulein und setzet sich zum Mahl.

Und wieder tritt zur Pforte herein ein bleicher Gast —
Es halten sich die Schwestern in banger Furcht umfaßt. —

Wie funkeln seine Ketten! Wie blitzt sein Goldgeschmeid!
Er setzet sich zum Mahle und grüßt die zweite Maid,

Und wieder rauscht die Pforte, — doch kommt kein neuer Gast —
Es halten sich die Schwestern in banger Furcht umfaßt. —

Herein mit dumpfem Schweigen trat jetzt ein finstrer Zug,
Der eine dunkle Bahre auf schwanken Schultern trug.

---

*) Nach einer in der Gegend von Hirschberg und in ähnlicher Form fast durch ganz Deutschland verbreiteten Sage.

Druck von C. H. Storch und Comp. in Breslau.

Rasch, Gustav

Die Völker der unteren Donau und die orientalische Frage

Breslau 1867